



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



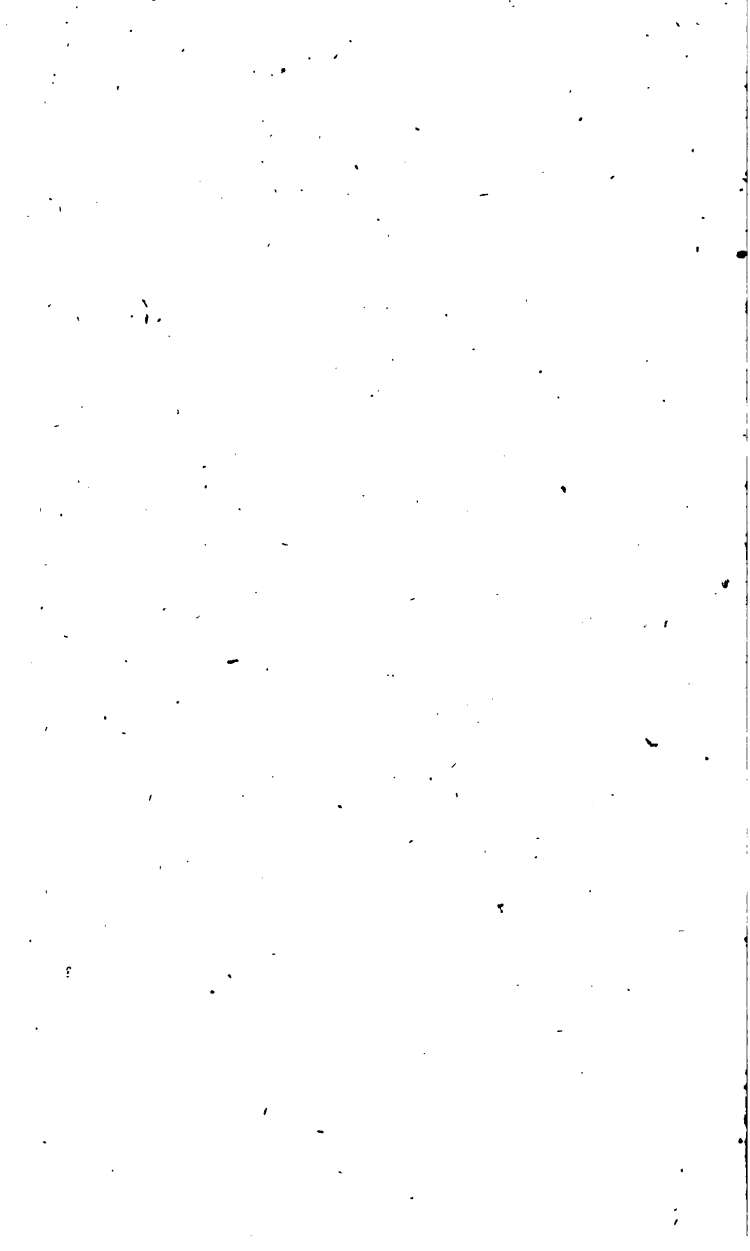
Festl
liothek
sburg.

~~UNS. 162 e. 1~~



Vet. Ger. III A. 92

L. Göring
1908



Vignetten.

Porträts und Genrebilder

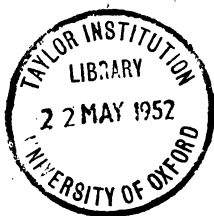
von

C. Dräxler - Manfred.

Frankfurt am Main.

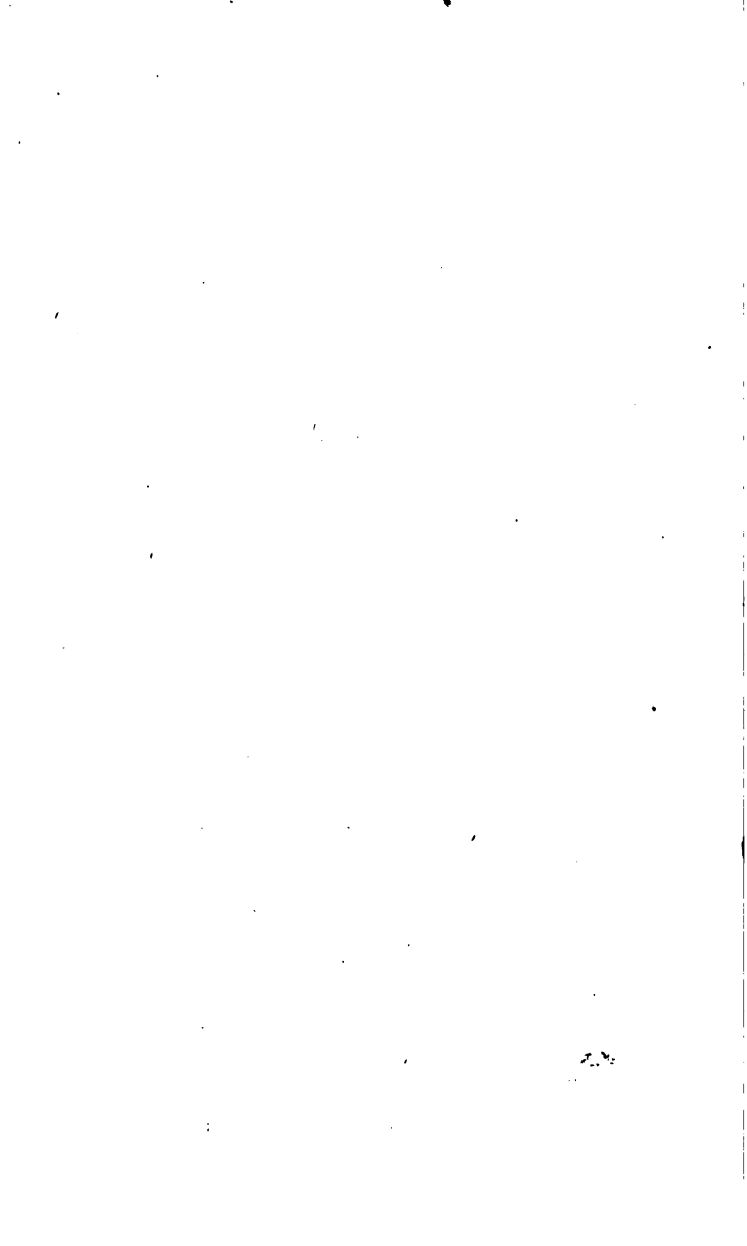
Druck und Verlag von Johann David Sauerländer.

1845.



Kommt die Zeit auch und zertrümmert,
Was sie emsig hingestellt,
Etwas bleibt noch stets und schimmert
Lebenskunden durch die Welt;

Früherer Bilder blasse Schatten
Und Ruinen eines Bau's:
Was da fehlt, das bau'n und statten
Eure Phantasieen aus.



Salon und Räuberhöhle.



Wer kennt nicht die Verlegenheit und Mißstimmung, in die man geräth, wenn man von einem Gesellschaftsreise, mit dessen einzelnen Figuren wir oft nur zufällig zusammen gewürfelt worden sind, so ganz unverhofft und unvorbereitet um eine Erzählung angesprochen wird! Jene geistreichen, empfänglich begierigen Cercles, wie sie Lied um den traulichen Kamin seiner Erzähler sitzen läßt; jene gespannten Zuhörer, die bald in den Kreis der Mittheilenden hineingezogen werden, welche ehebem Hoffmann als Rahmen um seine schauerlich effectvollen Bilder legte, — wo findet man sie in unserer Gesellschaft? wo sitzen sie um einen deutschen Nachfabler, dem die Zunge gelöst wurde? und wie selten ist hinwieder ein solcher, dessen Erzählungen mit einem gewissen Interesse angehört werden können, der Denkwürdiges genug erlebt oder mit angesehen hat, und auch das Talent besitzt, diese Erlebnisse in anziehender fesselnder Form zur Mittheilung zu bringen?

Höchst selten finden sich Gleichgestimmte oder Solche zusammen, die gewisse bedeutungsvolle Phasen des Lebens mit einander durchgemacht, dann von einander gerissen wurden und nun in der Feier des Wiedersehens, oder in einer Stunde der Behaglichkeit, das Buch ihrer lieben und erheblichen Erinnerungen aufschlagen und sich Dinge vorerzählen, wobei Freundschaft oder Liebe den lästigen Schleier der Rücksicht fallen lassen, der in gemischten Gesellschaften immer vor's Gesicht genommen wird, und unter welchem man die aufgelegte Schminke von der wahren Lebensfarbe der Züge nicht unterscheiden kann. — Wer hat sie nicht schon erlebt die freudig festlichen Momente, wo man einen langentbehrten Freund, einen lange geschiedenen Verwandten in die Arme schließt und dann traulich mit ihm niedersitzt und sich zu der Frage gebrungen fühlt: Erzähle, wie ist's dir ergangen? wie und was hast du erlebt? Und wir horchen nun still und gespannt auf die entriegelten Lippen, und thun begierige Zwischenfragen, und spielen gleichsam selbst mit in dem Roman der Ferne, und zeichnen alle die kleinen Züge in unser Gedächtniß auf, um darin das Bild des werthen Erzählers auszuschnüden, bis in's Kleinste auszumalen und uns in aufgefrischter Färbung einzuprägen. Das sind so die eigentlichen Feststun-

den unserer Lebensnovellistik, die Siegesbulletins der herzlichen Theilnahme, die Feierabende der edleren Interessen.

Die gewöhnliche gesellschaftliche Aufforderung, etwas zu erzählen, ist hievon ganz verschieden. Meistens ist sie nichts mehr und weniger, als eine Ausflucht der conversationellen Rathlosigkeit, welche dir die Ehre erweist, dich zum Fliegenwedel der Langenweile hervorzusuchen. Mit Ausnahme besonderer Fälle, wo sich die allgemeine Neugierde an gewisse Personen der geselligen Kreise anschließt um ihrer besonderen Erlebnisse, um ihrer Berühmtheit, Reisen oder Stellung willen, ist jene Aufforderung gewöhnlich das letzte Hülfsmittel, eine stockende oder mißfällig gewendete Unterhaltung wieder in Gang zu bringen, oder der Erschöpfung eine anständige Pause der Erholung zu gönnen, in welcher man dem Geopferten sogar Antheil zu zeigen bemüht ist. Das Souper ist noch nicht fertig; die Spielpartien sind durch Wegbleiben der Erwarteten unvollständig; Regen treibt die Gesellschaft aus dem Garten in den Pavillon; man ist vom Volant ermüdet, und will sich um einen Mittelpunkt herum gruppiren, ohne selbst die Kosten der allgemeinen Unterhaltung zu tragen, — da wird nun Einer als Sündenlamm herausgesucht und mit der fatalen Bitte: „Erzählen

Sie uns eine Geschichte!" beehrt. Meistens ist dieser Angesprochene ein Mensch, in welchem man zum Theil so viel Talent voraussetzt, zum Theil bezweifelt, daß man in seiner Mittheilung ein Amusement oder einen Stoff zu stillen Moqueries zu finden hofft. Denn derjenige, der uns angenehm unterhält, ist uns oft nicht so viel werth, als der sich zur gelegenen Zielscheibe unserer Spitzfindigkeiten hergibt. Der Auserkorene, der den allgemeinen Bitten nicht länger widerstehen kann, entschließt sich nachzugeben, betrachtet sich den Kreis seiner Zuhörer aufmerksam, um die nöthigen Rücksichten zu nehmen, und erzählt dann so gut oder so schlecht, so langweilig oder so ganz aus der Luft gegriffen, als es eben gehen will.

Wer aber nimmt diese erwähnten Rücksichten, und wer hat das Gefühl, ein momentaner Lückenbäßer und nur zur Zeittödtung ausgerufen zu sein, wenn er vier und zwanzig Jahre zählt? — So ging es mir im Jahre 182* zu als eines Tages in einer sonst ganz angenehmen Gesellschaft die Reihe des Erzählens an mich kam. In'sgeheim jubelte ich eigentlich über die Auszeichnung, die mir und meinem nicht unbekannten Dichtertalente durch diese Aufforderung geworden. Candidat des Lehramts und so eben aus der Concursprüfung für eine erledigte Gymnasialstelle unter

allen Competenten mit der besten Censur hervorgegangen und bereits in Hoffnungen auf die mir gebührende Anstellung schwelgend, sah ich in dem Kreise, vor welchem ich jetzt erzählen sollte, vorzugsweise nur zwei Personen: den Referenten des Studienrathes, von dem mein Schicksal abhing, und der mir ein wohlwollender Gönner war, obwohl er meine poetischen Publicationen mit dem ernststen Verurtheile nicht ganz verträglich fand, — und die Gemahlin seines Neffen, die reizende, leidenschaftliche Baronin B., vor deren Augen ich, theils um ihrer Schönheit, theils um ihres Oheims willen, Gnade zu suchen bemüht war.

Ich läugne nicht, daß ich vor diesen Beiden glänzen wollte; meine gleichfalls anwesende Tante sollte auf mich stolz sein können. Erlebt aber hatte ich nur Unbedeutendes; poetische Erfindungen sollten auf ausbrüchlichen Wunsch des Studienrathes wegbleiben, und so fiel mir denn die nachfolgende Geschichte bei, deren Zeitgenossin meine gute Großmutter gewesen, die fast mitten unter den Ereignissen derselben gelebt und sie späterhin in meinem Beisein oft erzählt hatte. — Ich zeichne sie hier in einer Reihe loser Kapitel auf, freilich nicht mehr mit den scharfen Contouren des Vierundzwanzigers, noch in dem warmen Colorit der Vertiklichkeit und Zeit, welches seither in meinem Gedächtniß

ziemlich abgeblaßt und in die Farbe unserer Tage übergegangen ist. Daß ich die Namen der Hauptpersonen weglasse, wird jeder Leser begreiflich finden, der den Epilog dieser Mittheilung einer freundlichen Durchsicht werth hält.

I.

Der Flecken Goyß liegt fast dicht am Neusiedlersee, unfern der Straße, die von Preßburg nach Debensburg führt. Auch die Grenze des Erzherzogthums Oesterreich biegt hier nahe heran, und da Ungarn, was Handel und Ausfuhr betrifft, von Oesterreich seit jeher als Ausland betrachtet und an seinen Grenzen streng bewacht wurde, so erstaunt wohl Niemand, vor etwa dreißig Jahren, wo diese Geschichte spielt, in den Grenzortschaften des Viertels unter dem Wiener Wald, so wie in den gegenüberliegenden ungarischen Flecken am Neusiedlersee Schmugglervereine bestehen zu sehen, die sich noch bis auf den heutigen Tag erhalten haben, und die ihren Transporten mit List, Gewalt oder Bestechung Eingang zu verschaffen wußten. Ungarn, das den größeren Vortheil von diesen Wag-

nissen hatte, war der sichere Heerd dieser sogenannten Pascher; die Aufsichtsbehörden drückten ein Auge zu und fanden es nicht rathsam, sich im Dunkel der Nacht mit tollkühnen Waghälsen einzulassen; Edelleute und Bauern standen in directem Auftrag und Verkehr mit ihnen, und so erwarb und erzwang sich das gefährliche Handwerk der Schmuggelei theils stillschweigende Duldung, theils, und zwar unter dem durch die Grenzsperrre gebrückten Volke, die freundlichste Aufnahme und Unterstützung. Die Erscheinung einzelner Pascher oder ganzer Züge war daher in Ortschaften wie Gony, Mezider, Bedeny und in der ganzen Umgegend etwas so Gewöhnliches und Ordnungsgemäßes, wie es an andern Orten etwa ein Jäger ist, der mit voller Tasche und seinem Hunde von einem Bürschgang zurückkehrt.

Am nördlichen Ende des erstgenannten Fledens stand ein kleines freundliches Haus, wohnlich und reinlich, was gar selten in einem ungarischen Dorfe, umgeben mit einem wohlbesorgten Gärtchen, und gegen den Schmutz, das räucherige und halbverfallene Aussehen der nächsten Hütten gar heiter hervortretend. Auf dieses Häuschen schritt ein schlanker Mann von schönen Gesichtszügen zu. Sein Gang war stolz, zuversichtlich, unbesümmert; er mochte an dreißig Jahre zählen

und wiewohl ihn eigentlich Niemand im Orte genauer kannte und sein Erscheinen nur zuweilen vorkam, rangirte man ihn doch ohne weiteres unter die Pascher, und weil auch diese nichts von ihm wußten und nie mit ihm gearbeitet zu haben vorgaben, nahm man an, daß er einer jener beherzten und gewandten Waghälse sei, die ihr Geschäft ganz auf eigene Faust und ohne alle cameradschaftliche Unterstützung verrichteten. Sein isolirtes, seltenes Erscheinen schützte ihn vor dem Verdacht des Spionirens. Er sprach das Ungarische zwar mit dem Anflug eines fremden Accentos, aber sehr geläufig, und hatte sich auch in seinem Aeußeren so acclimatistirt, daß man ihn gut für einen Inländer halten konnte.

Er öffnete jetzt die Thüre des Hauses, welches sein Zielpunkt war, und stand plötzlich in der Wohnstube, wo jedoch sein Besuch eben keine besondere Freude zu erregen schien. Ein schönes, schwarzhaariges Mädchen mit scharfen, feurigen Augen und von zierlichem Wuchse, schien mit dem letzten Ordnen ihres Anzuges eben fertig geworden und auszugehen im Begriffe zu sein. Eine alte Muhme, die einzige Mitbewohnerin des Häuschens, war abwesend, welcher günstige Zufall dem besuchenden Fremden nicht unbekannt sein mochte. Bei seinem unerwarteten Eintreten flog ein leiser Schreck

über die Wangen der Alleingebliiebenen, wovon sie indessen wenig merken ließ, sondern schweigend und rasch ein Fenster öffnete, um dem Auge der Vorübergehenden freien Eingang zu geben und den Eingetretenen von jeder Zubringlichkeit zurückzuhalten.

„Guten Morgen, Sarolta!“ sprach dieser nach einer Pause, während welcher er keines Blickes gewürdigt worden war.

Keine Antwort folgte dieser Begrüßung; zürnend und als ob sie Jemand erwarte, blickte die Schweigende zum Fenster hinaus.

„Es scheint, daß ich unwillkommen bin,“ meinte näher herantretend der Fremde.

„Ja doch, wenn Ihr es durchaus wissen wollt,“ erwiderte kalt die Angesprochene, „unwillkommen von jeher mit Euren zubringlichen Bewerbungen, und jetzt doppelt, da Ihr die Abwesenheit meiner Ruhme schlaubennutzt und Euch wie ein Dieb hereinschleicht, um einem ehrlichen Mädchen den guten Ruf zu stehlen, um eine Braut in den Verdacht zu bringen, als habe sie für Worte wie die Euren Gehör.“

„Ehrlichen Namen stehlen? Braut? Hört Janosch auch recht?“ zürnte in auffahrendem Tone der Fremde. „Will Janosch Euren guten Ruf stehlen, wenn er Euch zu seiner Hausfrau machen will, wenn er Euch seine

Liebe und all' sein Hab' und Gut anbietet? Und Braut? seit wann? Oder wärt Ihr wirklich so thöricht, Euch dem Tagedieb von Fischer aus Bedenys an den Hals zu werfen, der Euch nur um Haus und Acker liebt, die er seinem Weibe gern vergeuden möchte, um seinen lieberlichen Wandel nach der Hochzeit noch besser fortführen zu können? Ein Wink von Euch, und ich will Euch klar und baar darthun, daß mein Besitz den Euren hundertfach überbietet (er langte bei diesen Worten eine dickgeschwollene Briefftasche aus der Brust hervor) und gefällt Euch mein jetziges Gewerbe nicht, so wird es nur auf Euch ankommen, was nach unserer Vereinigung geschehen soll."

"Laßt mich in Frieden," entgegnete unwillig das Mädchen; „ich will weder von Euch noch von Eurer Liebe, noch von Euren Schätzen wissen; und daß Ihr meinen guten Mitklos auf so unwürdige Weise verläumbet, vermehrt nur noch den geheimen Abscheu, den ich gegen Euch empfinde."

"Ist dies Euer letztes Wort, Sarolta, dies die entscheidende Antwort, die ich heut' auf die Anträge meiner Liebe hören sollte?" fragte ernst und finster Janosch.

"Mein letztes Wort, meine einzige Antwort für Euch; und wenn Leute Eures Gelichters je zur Kirche

gingen, so könntet Ihr noch am heutigen Sonntage mich und Miklos als Brautleute von der Kanzel verkündigen hören, und würdet alsdann wohl alle diese überflüssigen und zudringlichen Versuche von selbst einstellen.“

„Hoho, mein Püppchen,“ rief zornblickend Janosch, „schon so weit? Nun, so höre denn auch mich! Diese Hochzeit wird niemals vollzogen, Miklos nun und nimmer der Deinige werden, das schwöre ich! Furchtbar soll meine Rache sein an Dir und an ihm, der die feige Hand nach Dir auszustrecken wagt, nach Dir, die mich und meine heiße Liebe verschmäht und mir mit verachtendem Trotz begegnet. Du hast den Engel der Liebe von Dir gewiesen, wohlan, Du sollst den Teufel der Rache kennen lernen!“

Bei diesen Worten flog eine Blässe des Schreckens über die Wangen des sonst entschlossenen Mädchens: ein ahnungsvolles Weh durchzitterte ihr Herz; da bog die längst erwartete Nachbarin um die Ecke, welche Sarolta zur Kirche abzuholen kam. Sie trat ein und schien über den Besuch, den sie hier fand, zu erstaunen.

„Sagt das Eurer Muhme und lebt wohl,“ sprach Janosch kalt und scheinbar ganz gleichgültig, und verließ Stube und Haus. Sarolta aber faßte sich und trat mit ihrer Begleiterin den Weg nach Bedeny an, wo der Gottesdienst gehalten wurde.

II.

Der Schall der Musik, das Licht von vielen hundert Wachskerzen, das Geräusch des Tanzes, die reich und schön geschmückten Gäste und das Vergnügen auf allen Mienen verriethen, daß heute eine der glänzendsten Abendgesellschaften im Salon des Grafen von S y begangen wurde. Diesen Titel und Namen führte nämlich vor etwa dreißig Jahren in Preßburg ein Mann, um welchen sich wegen seines eleganten Benehmens, seines Geistes und seiner Reichthümer die höhere und feine Gesellschaft der Krönungsstadt drängte. Man vermuthete oder wußte ihn aus einem berühmten polnischen Geschlechte entsprossen und nannte ihn den Erben eines unermesslichen Vermögens.

Die heutige Gesellschaft gab er aus Anlaß seiner jüngst geschlossenen Vermählung mit Margarethe von B, der einzigen Tochter des reichen Barons und Magnaten von B

Eben schlug die eilfte Stunde, der Ball war so belebt und heiter, daß kein anderer als nur der Gedanke der Lust in den Gemüthern der zahlreich Versammelten Raum finden mochte, als der Capitain P plötzlich in Uniform hereintrat und die Gesell-

schaft durch die Gast, mit welcher er auf den Grafen zuschritt, in Erstaunen setzte. Heimlich sagte er ihm einige Worte, die diesem augenblicklich die Stirne verfinsterten, und zog sich wieder schnell zurück.

Zu den neugierigen Gruppen, die sich mittlerweile um ihn herumgesammelt, wandte sich der Graf jetzt mit folgender Erklärung: „Meine Herren und Freunde! kaum weiß ich, mit welchen Worten ich Ihnen den erschütternden Trauerfall mittheilen soll, der mir so eben angezeigt wurde; denn gar Viele in dieser Gesellschaft geht der Ermordete näher an.“

Lange Erwartung lag auf allen Gesichtern, und ein Gemurmel des Schreckens ließ sich von allen Seiten vernehmen.

„Ja, meine Verehrten,“ fuhr er fort, „es ist nur zu gewiß, die Räuberbande des Schwarzen, die seit geraumer Zeit das Land unsicher macht, hat dicht in unserer Nähe ein neues Opfer erreicht. So eben eröffnet mir mein Freund, daß der unglückliche Vater meiner Gemahlin, als er sich von Böfing zu unserem kleinen Feste hierher begab, unterwegs von ihren Dolchen gefallen ist.“

Bei diesen Worten rollten Thränen über seine bleichen Wangen — aber ein herzdurchbringender Schrei, der mitten aus dem Kreise der Damen hervorbrang,

und ein schönes Weib, das in Ohnmacht sank, deutete an, daß der Blißstrahl dieser Nachricht dort furchtbar gezündet hatte. Nachdem die bewußtlose Gräfin auf ihre Gemächer gebracht worden, wandte sich ihr Gemahl wieder an die Gäste.

„Mir bleibt jetzt nur Eine Pflicht zu erfüllen, und zwar die, den Mördern nachzuforschen, um sie dem Arme der Gerechtigkeit anzuliefern. Bereits ist Militärmannschaft nach dem Orte des Frevels aufgebrochen, und sobald ich mich von dem gräßlichen Eindruck dieses unseligen Schlags erholt habe, folge ich nach. Der Entschuldigung bedarf es wohl kaum, daß dieses Fest, das Sie mit Ihrer Gegenwart verschönt, jetzt geendet wird. Ich besorge nur, daß wir noch nicht den ganzen Umfang des geschehenen Unglücks kennen. Diese Raubmörder begehen, wie Sie wissen, niemals ein Verbrechen allein. Fast immer bezeichnen sie ihre gräßliche Gegenwart durch Grausamkeiten an zwei bis drei entfernten und entgegengesetzten Orten, um alle Nachforschungen irre zu leiten. Der Himmel gebe nur, daß wir bis zum anbrechenden Tage nicht noch einen andern gräßlichen Vorfall zu beklagen haben!“

Die Gesellschaft zerstreute sich voll Entsetzen und neuer Angst, und bald war das Hôtel des Grafen verlassen und still. —

Eine Stunde war verfloßen; die Glocke verkündete den wenigen Wachenden die Mitternachtsstunde, als ein Reiter in einen Mantel gehüllt und den Hut tief in's Gesicht gedrückt, durch die finsternen Straßen Preßburgs nach der Donauschiffbrücke ritt. Sein Pferd ging im Schritt. Als er sich jenseit des Flusses befand, schlug er einen Pfad zur linken Hand ein, drückte dem Rosse die Sporen in den Leib, flog wie ein Blitz dahin und an Rittsee vorbei und befand sich nach einem stündigen Ritte in einem Gehölze dicht an der Leytha. Hier setzte er über einen Graben, drang tiefer in's Gebüsch hinein, stieg von dem schweißbebedeten Thiere, zog eine Pseife aus der Brust hervor, und sein langer greller Pfiff klang in's Gehölz hinein. Alsbald hörte man einen zweiten Reiter im Galopp heransprengen; die Beiden wechselten Losungsworte und dann begann folgendes Gespräch:

„Nun, ist die Expedition gelungen?“

„Ja, Hauptmann, obwohl wir einen trefflichen Burschen dabei eingebüßt haben, den armen Joseph. Der alte Comitatsrichter leistete verzweifelnden Widerstand, und ehe wir uns dessen versahen und es hindern konnten, hatte sein Heibud ein Pistol in die Brust unsers Cameraden abgefeuert.“

„Schade um den ehrlichen Kerl! Und was geschah mit den Leichnamen?“

„Wie es unser Gebrauch, wurden die Züge Joseph's und des Heibuden unkenntlich gemacht, dann wurden beide zusammen und an einen schweren Stein gebunden und in die Leytha versenkt, wo sie wohl auf dem Grunde liegen bleiben werden. Der Comitatsrichter wurde nach Deinem Befehl, in Lächer eingehüllt, auf ein Pferd geladen, und der Todte ward im schärfsten Ritt in das verfallene Gemäuer zwischen hier und Bedeny gebracht, wo ihn jetzt Sandor bewacht. Hierauf ließ ich die Bursche sich nach allen Seiten zerstreuen und kam hierher, Dir Bericht abzustatten.“

„Ganz gut, und die Beute?“

„Hier, Hauptmann!“ Und der Räuber, dessen Hände noch vom Blute geröthet waren, überreichte seinem Befehlshaber eine große Briefftasche, ein Kästchen und zwei schwere Geldbeutel. Jetzt bestiegen beide die Pferde, lenkten an den Fluß, wo sie an bekannter Stelle durch die Furt setzten, und schlugen von hier aus den südwestlichen Weg nach Bedeny oder vielmehr nach dem ange deuteten verfallenen Gemäuer in dieser Richtung ein. Hier erwartete sie ein dritter Reiter.

„Du weißt, Hauptmann,“ begann dieser nach einer Pause und indem sie den Weg fortsetzten, „daß ich niemals unnütze Fragen an Dich richte. Ich gehorche Deinen Befehlen, ohne nach den Gründen zu

forschen; aber diesmal wäre ich doch neugierig, zu erfahren, was Du mit der doppelten Unternehmung, die wir heute ausführen mußten, für eine Absicht verbindest? Die Geschichte, die unsere Kameraden bei Böfing angerichtet, so wie diese, die wir hier selbst besorgt, wird uns wenig Rosen bringen. Beide, die wir hinübergeschafft, sind von bedeutender Stellung in der Gesellschaft, und werden uns, wie ich fürchte, alle Spürhunde auf den Hals hegen.“

Der Hauptmann brach in ein Gelächter aus. „Mein Freund,“ erklärte er seinem Lieutenant, „es scheint, daß sich der Rebel dieser Nacht auch auf Dein Gehirn gelegt hat. Habe ich mich nicht verheirathet? Und mußte ich nicht so schnell als möglich in Besitz des Erbtheils meiner Frau gelangen? Ist Dir das nicht klar, und zugleich nicht auch klar, daß die örtlichen Spuren dieser That durch eine zweite verwischt und die Nachforschenden verwirrt werden müssen? Siehst Du nun ein?“

„Ja, Hauptmann, aber warum mußten wir zur Ableitung gerade einen Mann herausuchen, um den das ganze Comitatus aufstehen wird, und dessen Nachlaß nicht einmal für alle diese Gefahren entschädigt?“

„Das eben wollte ich. Du verstehst mich noch immer nicht, und ich sehe schon, ich muß Dich in

meine geheimsten Gedanken einweihen. Erfahre denn, der Hauptgrund für alles dieses ist ein glühendes Begehren nach Rache, das meine ganze Seele erfüllt. Ich liebe. Du scheinst darüber zu erstaunen, aber du wirst es bald noch mehr. In einem Bauernhause da drüben in Goyß wohnt ein junges Mädchen, das mich über alle Begriffe entflammt hat. Sie zu besitzen, gäbe ich Rang, Macht, Reichthümer, Alles hin. Ich flehte zu ihr, ich kniete zu ihren Füßen, um einen süßen Blick, ein freundliches Wort zu gewinnen, und fand nichts als Verachtung.“ — Bei diesen Worten knirschte der Räuber mit den Zähnen.

„Kannte sie Deinen Stand?“

„Nein, wo denkst du hin!“ schrie der Hauptmann; „ich erschien als Kaufmann, als reicher Schmuggler vor ihr — sie ist an ähnliche Erscheinungen gewohnt. Ich forschte nach der Ursache ihres Abscheues vor mir, und weiß nur zu bestimmt, daß ein elender Fischer aus Vebeny mein glücklicher Nebenbuhler ist. Mich verschmäht sie, der verschmäht zu werden niemals ertragen hat, um eines Erbärmlichen willen, der sich kaum den Lebensunterhalt aus seinen Netzen gewinnt. Uebermorgen will sie ihn heirathen. Nun erräthst Du wohl meinen Plan.“

„Gewiß. Du machst den Bräutigam verschwinden.“

Aber wozu denn alle diese Vorbereitungen? Der Letzte unserer Bande wäre verlässlich genug, den Schuft in das Jenseits zu befördern."

„Meinst Du, daß mir das genügte? Nein! Sie hat mich verschmäht, und meine Liebe ist zum Haß geworden. Nicht auf gewöhnliche Weise soll er sterben. Ich habe ihm ein Loos bereitet, wie es die Seelenangst verdient, die mir seine Braut erregt hat. Sie und er sollen zittern und in Schande untergehen."

Jetzt waren sie bei dem verfallenen Gemäuer angelangt, welches sich unfern des Weges und auf einer kleinen Anhöhe erhob, die über eine Sandfläche hinblickte. Der Hauptmann gab dem einen seiner Begleiter einen Auftrag, worauf sich dieser entfernte, während er selbst vom Pferde stieg und dann hinter dem zerbröckelsten Mauerwerk verschwand.

III.

Er tappte im Dunkel an dem Gemäuer hin, bis er in einem größeren Raume stand, der ehemals vielleicht ein wohnliches und geräumiges Gelaß gewesen sein mochte, während jetzt nur in einer Ecke desselben ein Paar Bretter über das zusammenstoßende Gestein gelegt, eine Art von Nothdach bildeten, worunter sich

Schäfer bei hereinbrechendem Regen flüchten mochten. Ein leiser Ton der Pseife machte alsbald zwei Blendlaternen erscheinen, und der Hauptmann sah zwei seiner Räuber, die den hierher gebrachten Leichnam des Comitatsrichters bewachten.

„Habt ihr alle Spur hinter euch vertilgt?“ fragte er.

„Ja, Hauptmann,“ erwiderte der Eine, „die Hufe an Sandor's Pferde waren verkehrt angeschlagen, und so wird es scheinen, daß eines Reiters Fußtapfen hierher, und die eines andern von hier wegführen.“

„Gut so; jetzt reitet Einer von Euch mit mir hinüber nach Bedeny, an ein Haus, das ich ihm bezeichne, an dem die Spuren meiner Hufschläge und seiner verkehrten aufhören müssen. Von dort ab muß er spurlos verschwinden, das sei seine Sorge, ich bleibe dort allein zurück und bin in längstens zwei Stunden wieder hier.“

Sandor machte sich fertig, um zu gehorchen. Der Hauptmann warf hierauf seinen Mantel fort und stand wie ein Schmuggler angethan da. Seine Stirne bedeckte eine Binde, unter welcher Blut hervorzufließen schien; seine Kleider waren an vielen Stellen zerrissen, ein schlechtes Pistol hing im Gürtel; kurz, er hatte so recht das Aussehen eines Paschers, der eben aus einem

Scharmügel mit den Grenzjägern entkommen war. Schnell wurde ein Trunt auf glückliches Gelingen gethan, und die Beiden begaben sich auf den Weg.

Die Nacht hing ihre dichtesten Schatten herunter, ein starker Wind wirbelte den Sand empor; je weiter sie auf der unwegsamen Fläche zwischen der oberen Leythainsel und dem Neusiedlersee kamen, desto pfadloser wurde die Gegend, Sand und Moor in ödem Wechsel hätten den beherztesten Reisenden abgeschreckt oder irre geführt: aber der Schwarze kannte sein Terrain zu genau, und langte trotz aller Hindernisse in kürzester Zeit bei Bedeny an.

Im nördlichen Theile des Dorfes stieß eine einzelne Fischerhütte ganz nahe an den See; heutzutage sind die Spuren derselben gänzlich verschwunden, da sich die Fischer mehr dem südlichen Theile des Ortes zugewendet haben; damals gewährte die obere Hütte, die zugleich den Eingang in's Dorf bildete, einen ziemlich freundlichen Anblick, und zeugte wenigstens von der Betriebsamkeit ihres Bewohners. Noch jüngst waren Verschönerungen daran vorgenommen worden, weil binnen kurzer Zeit eine Hausfrau in sie eingiehn sollte.

Der Eigenthümer dieser Hütte war ein Fischer, in der Blüthe der Kraft und Jugend, und durch sein offenes, freundliches Wesen allgemein beliebt. Die

Sonne der nächsten Tage sollte das Glück seines Lebens, nämlich seine Vereinigung mit der schönen Sarolta aus dem nachbarlichen Goyß beleuchten. Vermuthlich in süßen Gedanken an diese bevorstehende Seligkeit war er in der Nähe des Feuers eingeschlafen, und träumte jetzt von jenen sehnlich erwarteten Stunden, in welchen seine Hütte nicht mehr so einsam sein sollte.

Mit einem Male klopfte es an seiner Thüre. Miklos sprang empor und konnte nicht genug über einen Besuch in so vorgerückter Stunde der Nacht erstaunen. Stürmisch war es draußen nicht, man konnte also seine Hülfe auf dem See nicht verlangen, und die Lockungen der Diebe schreckte wohl seine bekannte Armuth ab. Wer mochte es also sein? Vielleicht ein Bote von Sarolten, die krank geworden sein oder seiner irgend bedürfen konnte. Bei diesem Gedanken eilte er schnell zur Thüre und seine holden Traum-bilder versanken vor der drohenden Wirklichkeit.

„Rette mich! rette mich!“ rief ihm eine unbekannte Stimme mit dem Tone der Verzweiflung entgegen, und ein blasser Mann stürzte herein. „Sie verfolgen mich; sie waren mit ihrem Schiffe dicht hinter meinem Rachen; noch ein Augenblick, und ich bin verloren.“ Bei diesen Worten sank er erschöpft in der Stube nieder, und das Blut rieselte unter der Kopfbinde an seinen Schläfen herab.

Der Fischer vermuthete bald den Zusammenhang; dieser flüchtige Mann war ein Schmuggler, der mit den Grenzwächtern zusammengedrathen war und sich über den See gerettet hatte. Die tiefen Seufzer des Unglücklichen erweckten ihn bald aus seinem Nachsinnen. Er schloß die Thüre ab, um sicher zu sein, obwohl es sich nicht vermuthen ließ, daß die österreichischen Aufseher ihre Verfolgung so weit auf das ungarische Gebiet wagen würden; dann öffnete er einen Schrank, holte eine Flasche hervor, und reichte dem Verwundeten ein Glas Brantwein zur Stärkung.

Der Fremde schien sich nach und nach zu erholen und sprach nun deutlicher. — „Es war eine gewagte Geschichte; wir nur vier, und Ihrer sieben, und doch schlugen wir sie; erst als mich mein Weg von meinen Gefährten getrennt hatte, überfielen sie mich von neuem, folgten mir zu Wasser, und ohne Deine Hütte und Hülfe war ich vielleicht verloren. Wie soll ich Dir für Deinen Edelmuth danken? Du bist nicht reich, wie ich sehe; wohlان, geselle Dich zu uns, und Dein Glück ist gemacht. Sprich, willst Du meinen Vorschlag annehmen? wir führen ein Leben voll Gefahren, aber auch voll Wechsel und Reiz.“

„Habe Dank,“ erwiderte Niklos, „ich bin arm, aber ehrlich. Uebermorgen verheirathe ich mich, und

ein Leben voll solcher Unfälle und Gefahren würde mein Weib wohl wenig erfreuen.“

„Gut denn, wie Du willst! Aber wenn Du auch meinen Antrag ausschlägst, so wirfst Du doch meinen Dank nicht verschmähen. Nimm hier eine Anweisung von hundert Gulden auf einen mir befreundeten Kaufmann in Preßburg. Das darfst Du mir nicht abschlagen; ich habe des lieben Geldes mehr, als ich brauche; unser Gewerbe ist einträglich, und das gibt ein hübsches Geschenk für Deine Zukünftige. Nur Eines beobachte: verwahre den Zettel wohl bei Dir, und zeig' ihn niemand Anderem; denn die Anweisung eines Paschers könnte Dich leicht in Verlegenheit bringen. Jetzt, Freund, trink' ich noch auf das Wohl Deiner Braut, und sehe daß ich fortkomme.“

Nachdem er das Glas abgesetzt, warf er einen ironischen Blick auf den Fischer, und sagte: „Gute Nacht denn! ich habe Dich nur noch um Eines zu bitten. Begib Dich einen Augenblick vor Deine Hütte, und spähe rings umher, ob ich nichts mehr zu besorgen habe.“ — Millos willfahrte diesem Wunsche gern, und entfernte sich.

Raum war der Fischer fort, so sprang der angebliche Schmuggler empor, zog einen Theil der dem

Comitatsrichter abgenommenen Beute hervor, verdeckte diese in dem Bette, ergriff alsdann eine Jacke des Fischers, und rieb sie mit einer blutähnlichen Flüssigkeit ein, nahm hierauf ein auf dem Boden liegendes Messer, das den Anfangsbuchstaben M. auf dem hölzernen Griffe trug, und steckte es zu sich, dann setzte er sich ruhig hin, die Rückkehr des Unglückseligen erwartend, dessen Verderben er brütete. Dieser kam bald zurück und bedeutete seinem Gaste, daß er sicher fortziehen könne, indem weit und breit Niemand zu gewahren sei. So schieden sie; der Eine, wahrscheinlich um einen neuen Frevel zu ersinnen, der Andere um seinen Liebesträumen nachzuhängen, über welchen sich, zur Zeit noch unsichtbar für ihn, eine finstere Gewitterwolke lagerte.

Der Schwarze erreichte bald wieder das verfallene Gemäuer; von welchem er den Ausflug nach der Fischerhütte zu Bedeny gemacht; er trat in den inneren Hofraum, und fand hier eine seichte Grube in das Erdreich gegraben, der Leichnam des Erschlagenen lag davor, und der zurückgebliebene Räuber schien weiterer Befehle zu harren. Der Hauptmann senkte das mitgebrachte Messer des Fischers zu mehreren Malen in den tohten Körper, dann stieß er diesen mit dem Fuße in das bereitete Grab und befahl, es mit

nur weniger Erde locker zuzubeden. Hierauf gebot er dem Raubgesellen sich in entgegengesetzter Richtung davon zu machen; er selbst bestieg sein Pferd, und noch vor Tagesanbruch war er wieder in Preßburg, während die tiefste Einsamkeit in dem alten Gemäuer herrschte, wo diese Gräuelszene vor sich gegangen war.

IV.

Wer Preßburg jemals zur Zeit des Marktes, oder wenn man will, der Messe besucht hat, kann sich von dem bunten, fröhlichen Treiben, welches in den Straßen der Krönungsstadt und namentlich auf dem Marktplatze herrscht, ein Bild entwerfen. Drei Nationalitäten begegnen sich auf diesem Lummelplatze des Bedürfnisses und der Neugierde, und schmelzen hier in heiterem Treiben und Verkehr zusammen. Der Deutsche, der aus der angrenzenden Provinz des Erzherzogthums herüber gekommen, theils um gut zu verkaufen, was er daheim nicht loszuschlagen kann, theils um vortheilhaften Einkauf zu machen, der sich mit Hülfe des Schmuggelns jenseits doppelt und bequem verzinsen soll; der arme Magyare, roh und stolz, hier bemüht, sich mit Unentbehrlichem zu vervorrathen, — der reiche, fast eben so roh und noch stolzer, begierig

auf-Vergnügungen und Spiel, für welche Lust hier hinreichende Befriedigung vorhanden ist; endlich der schlaue, speculative Slave, dessen Gott jederzeit der Vortheil bleibt. Der Jude treibt sich, wie überall, auch hier in allen Nationalitäten herum. Man vergesse nicht, daß ich hier von einer Preßburger Messe vor etwa dreißig Jahren spreche, zu welcher Zeit alle ähnlichen Festtage des Handels in kleineren Städten mehr Bedeutung und Erfolg, und jedenfalls einen viel volksthümlicheren Charakter, als heutzutage, hatten.

Auf dem Markte aber, von welchem hier die Rede ist, und der am Tage nach den erzählten gräßlichen Ereignissen stattfand, schien Lust und Heiterkeit von allen Physiognomien gewichen zu sein. Die Kunde von dem furchtbaren Morde, welcher auf der Böfinger Straße an dem Magnaten von B. begangen worden, war durch den zu Pferde geflüchteten Diener des Barons und durch die offizielle Mittheilung seines Tochtermanns allgemein bekannt. Noch in der Nacht war Militär nach dem Orte des Frevels aufgebrochen, ohne aber eine andere Spur, als die blutige auf dem Wege zu gewahren; die Leiche war verschwunden und konnte nicht aufgefunden werden. Am frühen Morgen kam nun noch die Nachricht, daß der populäre und allgemein beliebte Comitatsrichter R. auf dem Wege

nach Debenburg nahe an der Leytha das Opfer eines ähnlichen Mordanfalles geworden sein müsse. Er war nach einer Besichtigung in jener Gegend in Begleitung eines Comitatsheibuden gefahren; Marktleute hatten seinen Wagen, die blutigen Kleider des Erschlagenen, das eine Pferd erschossen im Graben dicht neben der Straße gefunden; aber die Leichname waren und blieben gleichfalls verschwunden.

Die Bewohner und die Besucher Preßburgs erzitterten vor Angst. Zwei Morde an so entlegenen entgegengesetzten Orten, unter so erschwerenden Umständen, an so bedeutenden Personen verübt! Die Räuberbande mußte doch groß und stark sein, da sie mit solcher Kühnheit zu Werke ging.

Die Behörde versammelte sich alsogleich, und im gemeinsamen Rathe ward beschlossen, eine Compagnie Soldaten nach dem Orte des zweiten Frevels auszusenden, welche dort die ganze Gegend ausforschen und Allem nachspüren sollte, was zur Entdeckung der Verbrechen führen könnte. Der Beschluß wurde dem Militärcommando mitgetheilt, und dieses trug sofort dem Capitain P... — zufällig demselben, den wir im Salon des Grafen S.... gesehen — auf, mit seinen Leuten dahin auszurücken. In Zeit von einer Stunde befand sich die Mannschaft auf dem Marsche.

Sie zogen durch Rittsee, dann die Straße weiter, die nach Gattendorf (und von hier aus in doppelter Auszweigung nach Goyß und nach Wedeny) jenseit der Leytha führt, und etwa eine Viertelstunde vor dem Flußufer erreichten sie die Mordstelle, auf welcher die Spuren eines furchterlichen Kampfes sichtbar waren. Die blutigen Flecken zeigten sich nun weiter auf einem angrenzenden Felde, von welchem zugleich die tiefen Hufeindrücke eines Pferdes in südwestlicher Richtung weiter führten. Neben den Fußtapfen des Thieres gewahrte man fortlaufende Blutstropfen, woraus zu schließen war, daß der Reiter den Leichnam mit fortgeschleppt hatte, und man folgte daher diesen Spuren so weit als nur immer möglich.

So gelangte das Detaschement, nachdem es über den Fluß gesetzt und jenseits die Blut- und Hufspur wieder aufgefunden hatte, in die Nähe jenes verfallenen Gemäuers, worin wir den Schwarzen mit seinen Mordgesellen gesehen haben. Sechs der entschlossenen Leute rückten in die Mauern ein, nachdem der Capitain den ganzen Umkreis mit Wachen dicht umstellt hatte, damit die Flucht Jedem, der darin gefunden, unmöglich gemacht würde. Nachdem die Eingedrungenen den ganzen Raum bis in alle Winkel durch-

späht hatten, gewannen sie die Ueberzeugung, daß kein lebendes Wesen an diesem Orte hause, und daß auch von unterirdischen Schlupfwinkeln nichts vorhanden sei. Schon waren sie im Begriffe wieder abzuziehen, als Einer der Soldaten eine etwas erhabnere und, wie es schien, frisch zugeworfene Stelle des Erdbreichs bemerkte. Alsogleich wurde hier nachgegraben, und bald kam man auf den wundenbedeckten und noch frisch blutenden Körper des Comitatsrichters.

Selbst für Menschen, die an den täglichen Anblick von Leichen gewohnt sind, welche sie mit ihren scharfen Messern zum Nutzen der Wissenschaft zerlegen, oder für solche, die auf Schlachtfeldern unbeachtet darüber hinwegschreiten und den Tod in tausend Gestalten sehen, hat der Anblick eines schuldlos Ermordeten etwas Entsetzliches. Dieses peinliche Gefühl bemächtigte sich der Soldaten, als sie das zerstörte Bild Desjenigen im Tode erblickten, dem sie so oft im blühenden Leben begegnet waren.

Einer der Umstehenden gewahrte ein Messer mit einem Anfangsbuchstaben auf dem Stiele in der Grube liegend; es wurde herausgeholt, als vollkommen in die Wunden passend befunden und als Ueberzeugungsmittel des Verbrechens zu der Leiche gelegt, welche fortzuschaffen alle nöthigen Anstalten getroffen wurden.

Der Zug wollte bereits wieder heimwärts aufbrechen, als eine der aufgestellten Wachen mit der Meldung hervortrat: es zeigen sich in südwestlicher Richtung Hufspuren, die von dem Gemäuer wegführen. Sogleich wurden 10 Mann commandirt, dieser neuen Route, die vielleicht zur Entdeckung des Mörders führen konnte, zu folgen, und diesfalls nichts unversucht zu lassen.

Nach einem mühseligen Marsche durch Sandsteppen und Moor, wo der hinstreichende Wind oder das hervordringende Wasser und oft selbst ihre eigenen Fußtapfen sie in der Verfolgung der Hufspuren vielfach irrten, und nach einem Nachtlager, das sie unter freiem Himmel in dieser unwirthbaren Gegend halten mußten, gelangten die Soldaten am nächsten Morgen, wo sie die Spur wieder ganz deutlich vor sich sahen, an die erste einzeln stehende Hütte des Dorfes Bedeny, an deren hinterer Umbretterung, die eine Art von Stall bildete, die Huftritte endigten. Netze, die um den Vorderbau aufgehangen waren, bezeichneten die Wohnung eines Fischers. Im Innern der Hütte war Niemand, denn die Klopfenden erhielten keine Antwort. Die Thüre wurde gesprengt, Alles durchsucht, aber kein Mensch gefunden. Das Innere sah ziemlich wohnlich, ja fast festlich geschmückt aus. Alles war in zierlicher Ordnung, und ein kaum herabgebranntes

Feuer schien anzudeuten, daß der Bewohner erst an diesem Morgen fortgegangen war.

Die Soldaten wußten nicht, was sie nun beginnen sollten; endlich gewahrten sie einen vorübergehenden Bauer, der ihnen die Auskunft gab, es sei die Hütte des Fischers Miklos: ein Name, der mit dem Anfangsbuchstaben auf dem mörderischen Messer vollkommen übereinstimmte. Sie begannen nun ihre Nachforschungen von neuem und viel sorgfältiger, und es dauerte nicht lange, so fanden sie in dem Bette des Fischers Papiere und Effecten, die dem ermordeten Comitatsrichter angehörten, und überdies eine blutbefleckte Jacke. Nach diesen Anzeichen konnten sie nicht mehr zweifeln, daß sie sich in der Behausung des Mörders befanden.

Raum waren sie zu diesen traurigen Resultaten gelangt, als sich die helleren Töne einer Zigeunermusik erst fernher und dann immer näher kommend vernehmen ließen. Es war Miklos' Brautzug; im Gefühle der Seligkeit führte der junge Fischer sein geliebtes Weib aus Goyß in seine eigene Hütte, und mit holdem Anschmiegen lehnte sich die schöne Sarolta an den Arm Desjenigen, den sie so treu und innig liebte. Der Anblick der Soldaten überraschte den fröhlichen Zug in sehr unangenehmer Weise, und Miklos

konnte sich nicht erklären, was diese gefährlichen Gäste in seine bescheldene Hütte geführt haben mochte. Aber es blieb ihm nicht viel Zeit zum Ueberlegen. Augenblicklich wurde er, als des Mordes verdächtig, ergriffen, und während die erschrocke Braut ohnmächtig in die Arme ihrer Gefährtinnen sank, ward der erstaunte Fischer gebunden und fortgeschleppt, ohne auch nur den Grund zu ahnen, um dessen willen ihn das Unglück aus dem Kreise seiner ersehntesten Lebens- und Liebesfreunden herausgerissen hatte.

V.

Der Beschuldigte wurde vor die Richter gebracht. Vergeblich erzählte er die Geschichte von dem verwundeten Schmuggler, der ihn heimgesucht; vergebens behauptete er, dieser müsse die gefundenen Sachen in seine Hütte gebracht und als ein Beweismittel des Verbrechens dort boshaft versteckt haben; vergebens betheuerte er hundertmal seine Unschuld. Unglücklicherweise hatte man überdies, als er am Tische visitirt wurde, eine Anweisung auf hundert Gulden bei ihm gefunden, welche die vollkommene Unterschrift des Schwarzen, des wohlbekannten Anführers der gefürchteten Räuberbande, trug.

Mit einem Worte, Umstände und Inzichten, die sich aus der Untersuchung ergaben, schienen so deutlich und überführend, daß das Schuldig vielleicht auch manch anderer Gerichtshof ausgesprochen haben würde, welcher nicht den Mord eines Collegen zu rächen hatte, oder welcher nicht nach ungarischer Prozedur von damals zu Werke ging, die eben schuldig fand, was sie schuldig finden wollte, und mehr nach Starrsinn als mit Scharfblick betrieben wurde.

Während alles dieses in Preßburg vorging, war die schöne Sarolta in einer Art von Apathie wieder nach Goyß gebracht worden, aus welcher sie nur erwachte, um die Größe ihres Unglücks deutlicher zu fühlen. Mehrere Tage lang war sie an's Bett gefesselt und erfuhr nichts von dem fürchterlichen Schicksal ihres Bräutigams. Endlich fühlte sie sich wieder so weit hergestellt, um das Krankenlager zu verlassen, die Ruhe konnte nun einen nothwendigen, lang hinausgeschobenen Gang in das Nachbardorf thun, und sie selbst nahm wieder das gewohnte Plätzchen in dieser Stube ein, welche so oft die holden Liebesworte des entfernten Miklos gehört hatte. Kaum daß die Genesene das fürchterliche Ereigniß in die Geschichte der letzten Tage einzuordnen vermochte! Ihre thränenvollen Augen haften auf dem milden Abendroth, das

wie die Flagge des Friedens und der Ruhe an dem wolkenlosen Horizonte zitterte. Von diesem Fenster aus, wie oft hatte sie den raschbewegten Nachen des Geliebten den See heraufkommen gesehen; wie oft hatte sie an dieser Stelle die süßesten Worte des Herzens mit dem Kommenden oder Scheidenden getauscht!

Sie wurde jetzt emporgestört aus ihren Träumereien durch das plötzliche Hereintreten des finstern Janosch, des ihr verhaßten Nebenbuhlers ihres Millos; der Mann war ihr durch das Geheimnißvolle und Unheimliche seiner Besuche, so wie durch den Haß, den er gegen ihren Bräutigam ausgesprochen, in tiefster Seele zuwider. Den Lesern dieser Geschichte brauchen wir wohl nicht erst anzudeuten, daß Janosch und der gefürchtete Räuberhauptmann, so wie ein höherer Dritter, den sie im Verlaufe dieser Abenteuer kennen gelernt, nur eine und dieselbe Person sind. Jetzt war Janosch so schnell und unbemerkt eingetreten, daß er bereits vor Sarolta stand, ehe diese den Besuch nur vermuthen konnte.

Satanische Freude blitzte aus seinen Augen. Das Mädchen zitterte, ohne selbst zu wissen, warum? als sie sich so unverhofft mit Demjenigen allein sah, dessen Anträge sie verachtend zurückgewiesen, und der sie neulich mit so fürchterlicher Drohung verlassen hatte.

Endlich lächelte er höhnisch, und richtete folgende, gemessene Worte an sie:

„Siehe da, Ihr seid also schon so weit, daß Ihr Euer Schicksal beweinet? Hab' ich es Euch nicht verkündet, daß es so kommen wird, und doch habt Ihr mich verhöhnt und meine Warnung verworfen, und spracht nur davon, Eure Lage mit Dem zu theilen, der nun so schnell sterben muß.“

Carolta erhebe. — „So schnell sterben muß!“ rief sie; „was wollt Ihr damit sagen?“

„Ich denke, meine Rede ist deutlich. Millos wurde schuldig befunden und zum Tode verurtheilt.“

„Nein, nein, es ist unmöglich! Bei meinem ewigen Heil beschwöre ich seine Unschuld, wiewohl ich gar nicht weiß, welcher Dinge er angeschuldet wird.“

„Um, einer wahren Kleinigkeit: eines Mordes.“ — Und das Hohnlachen des Teufels zuckte um die Lippen des Gräßlichen, der sich hier der Wollust der Rache überließ, und den scharfen Dolch der Qual so recht langsam in dem Herzen seines Opfers herumdrehte.

„Eines Mordes!“ schrie das Mädchen entsetzt auf, bedeckte dann ihr Antlitz mit beiden Händen, und weinte bitterlich.

„So ist es,“ erwiderte kalt der Fürchterliche,

„des Mordes und nebstbei des Raubes; nicht nur angeklagt, sondern überwiesen — und dies Alles um Eurerwillen, die er so sehr liebt.“

„Großer Gott!“ flehte die Gemarterte im Tone der Verzweiflung, „erklärt Euch, Räthselhafter, sprecht alles aus und sollte mein Herz darüber brechen!“ — Und in unnennbarer Angst rang sie ihm die Hände entgegen.

„Geberde Dich nicht so, und vernimm denn Dein Loos und das des Frechen, der es gewagt, mein glücklicher Nebenbuhler zu sein. Wiſſe also, Millos ist unschuldig, so unschuldig, wie ein neugeborenes Kind.“

„O habt Dank, habt Dank für dieses tröstende Wort!“ — Sie warf sich vor ihm auf die Knie und drückte seine Hand an die glühenden Lippen. — „Seid gesegnet für diese Freudentunde! Also wird er bald wieder in Freiheit sein?“

„Nimmermehr!“ entgegnete in strengem Tone der Grausame. „Ich, ich selbst war es, der dies alles einleitete, und ich will nun auch die Ausführung meines Planes sehen. Mich betrachte als den eigentlichen Verüber des Mordes; mich, den Du zu verschmähen wagtest; mich, der nach Deiner Liebe und Deinem Besitz trachtete, mich (hier erhob er seine

Stimme zu fürchterlichem Ausbruch) mich den Schwarzen, den Hauptmann der geheimnißvollen Räuberbande.“

Carolta vernahm kaum die letzten Entsehungsworte; ein greller Schrei entrang sich ihrer Brust, sie stürzte ohnmächtig zu Boden, und schlug fallend mit dem Kopfe gegen die scharfe Ofenede hin, daß ein reicher Strahl von Blut von den Schläfen rieselte. Der Schwarze hatte den Erfolg seiner schrecklichen Erklärung nicht erst abgewartet, sondern war mit einem Sage aus der Stube gewichen, in welche er seinen Namen wie einen Fluch hineingeschleudert und die er nun hinter sich abschloß. Er ergriff die Flucht voll teuflischer Freude über den Triumph, den seine schauderhafte Rache über das arme unglückliche Mädchen gefeiert.

VI.

Die Sonne war strahlend aufgegangen; Himmel, See und Land lagen in reizgeschmückter Heiterkeit. Leise plätscherten die Wellen an's Ufer; ein frischer Morgenwind schien vorkühlend der halbigen Hitze des Tages entgegen arbeiten zu wollen. Die ganze Natur lächelte im Frühlichte. Fischer überleerten ihre Vorrathskasten und Netze in Wasserkäffer und Behälter auf Wagen, um ihren Fang nach Preßburg zum Aus-

verkauf zu führen. Männer und Weiber waren dabei beschäftigt, und eben schlug die sechste Morgenstunde, als sich die Fuhrwerke in Bewegung setzten und an Sarolta's Häuschen vorbeifamen.

Man wußte um den Unfall, der die Armee in Vedeny so räthselhaft betroffen, und um ihre Krankheit; unter den Vorbeifahrenden waren Viele, denen das Mädchen werth war, Andere, die durch das gemeinsame Gewerbe, das auch ihr Bräutigam trieb, mit ihr bekannt geworden waren, und so entschlossen sich denn mehrere, Nachfrage zu halten, wie es mit der Kranken steht. Man wollte ihr Trost zusprechen; auch wußte Niemand, daß Miklos bereits verurtheilt, und von dem neuen Schlage, der die Unglückliche inzwischen gestern erreicht, hatte natürlich Keiner die entfernteste Ahnung, indem die verreiße Ruhme erst heute zurückkehren sollte.

Sie pochten an die Thüre, aber niemand öffnete, keine Antwort erfolgte und alles blieb still. Durch das Fenster konnte man nichts gewahren. Einen Augenblick waren die Fischer unentschieden, dann entschlossen sie sich, ein Unglück ahnend, die Thüre gewaltsam zu öffnen. Es geschah, und die Eintretenden erwartete ein gräßliches Schauspiel.

Auf dem Boden der Stube lag in einem Meere

von Blut der leblose Körper der jugendlichen Bewohnerin des Hauses. Eine breite Wunde an dem einen Schläfe hatte dem zum Kopfe aufsteigenden Blute freie Ausströmung gestattet und vielleicht dadurch ihr Leben gerettet. Die Haare im Blut stöckend, die Marmorblässe der Züge, die eiskalten Hände und die steifen Glieder ließen übrigens eine Tödtin in ihr vermuthen. Ein Ausruf des Mitleids und Entsetzens zeigte den innigen Antheil der Herbeigekommenen.

Einer derselben, klüger und vorsehender als die Uebrigen, fühlte jetzt aufmerksamer an den Schläfen Carolta's, wo er ein leises Pulsen zu verspüren meinte, worauf der Körper in die Höhe gebracht und alle Hülfe angewendet wurde, in deren Folge sie endlich langsam zu sich kam, sich erholte und staunend die Augen aufschlug. Ihr starrer Blick schien in allen Ecken der Stube Jemanden zu suchen, und ihre Züge deuteten zugleich die Angst an, die es ihr bereiten würde, ihn zu finden. Plötzlich war sie mit einem Sprunge in der Höhe, und nachdem sie ein Paar Augenblicke bewegungslos dagestanden, entriß sie sich mit einem Male denen, die sie hielten, und stürzte zur Thüre hinaus. Hier schien der Anblick der theils haltenden, theils fortfahrenden Wagen sie plötzlich zur Besinnung oder auf einen andern Gedanken zu bringen.

„Nicht wahr, das geht nach Preßburg?“ fragte sie hastig.

„Ja,“ war die Antwort.

„O nehmt mich mit, ich bitte, ich beschwöre euch!“ flehte sie jetzt die Nächststehenden, und da diese unschlüssig einander anblickten, der gefährliche Krankheitszustand des Mädchens nicht mehr anzubauern und ihrem Gemüthe Zerstreuung nothwendig schien, so wagten sie nicht, die Bitte abzuschlagen. Kaum hatte sie auf den Angesichtern die Gewährung ihres Wunsches gelesen, als sie auf dem Wege das zu erzählen versprach, was diesen ihren neuen Unfall und den Blutverlust herbeigeführt, — dann eilig nach dem Hofraum verschwand, um Haupt und Haar von den rothen Spuren sorgfältig rein zu waschen, und bald wieder, scheinbar gestärkt, zurückkehrte, um auf dem einen der Wagen Platz zu nehmen, wo die freundliche Hand der Nachbarn ihr indeß einen bequemen Sitz vorbereitet hatte.

Kaum aber war sie hier niedergesessen und das Fuhrwerk in ziemlich rasche Bewegung gerathen, als sie auf keine Frage weiter Antwort gab, in ein schweigendes Brüten versank und mit ihren Gedanken sich so sichtlich von allen Weggefährten entfernte, daß diese bald jeden Versuch der Neugierde oder Theilnahme

einstellen mußten. — Sarolta gehörte zu jenen Naturen, die, wie es irgendwo heißt, weniger kräftig in die rollende Geschäftigkeit der Begebenheiten einzugreifen verstehen, doch nichtsdestoweniger vermöge der feineren Sinne und zarteren Organe, mit denen sie begabt sind, gerade dasjenige sehen oder vielmehr fühlen, was allen Andern verborgen bleibt. Fehlt hier eine Vermittlung zwischen dem natürlich so gestalteten, oder durch besondere Ereignisse so geschärften Sinne und dem weltlichen, geräuschvollen Treiben; so bildet sich in solchen Naturen ein abgesondertes Leben aus, das nun gleichsam den Schmerz und die Gefahren, und nicht minder die Lust und Freude einzelner ihnen werthrer Menschen nur heimlich ahnt und fühlt, und diese Ahnungen allein auf dem Wege der Träume oder eines wachen In sichhineinstarrens sich zum halben Bewußtsein bringt.

Der Wagen war inzwischen, ohne daß sie es zu bemerken schien, in das Gebiet der Stadt gelangt, und kam diesseit des Stromes in der Au an, welche sonst um diese Tageszeit still und verlassen, diesmal aber das wogende Bild einer reich zufließenden Menschenmenge darbot. Obwohl der eigentliche Punkt, nach welchem alle diese Leute hineilten und hindrängten, ein entfernterer und in südlicher Richtung am Stro-

mesufer liegender zu sein schien, so konnten die Fuhrwerke vielfach gehindert durch das Volksgebränge, doch unr Schritt für Schritt vorwärts gelangen, und mußten endlich an einer Stelle, die eine Aussicht nach der eigentlichen Hauptscene dieses Gewühles gewährte, für einige Zeit völlig Halt machen. Mit einem lebhafteren Interesse folgte jetzt Sarolta, aus ihrem Hinbrüten erwacht, diesem fortgewundenen Menschenknäuel; immer brennender drangen ihre Blicke vorwärts, ängstlich nach der Ursache spähend; jetzt, da der Wagen hielt, erhob sie sich, blickte in die Ferne hinab nach dem Punkte, der Aller Augen auf sich zog, und das Blut wollte ihr in den Adern erstarren, als sie einen von Soldaten geschlossenen Kreis und in seiner Mitte das schauerliche Gerüst ersah, auf welchem die weltliche Gerechtigkeit ihre privilegirten Morde vollziehen läßt — von denen sie noch jetzt, im vollen Tageslichte der Civilisation, nicht abzubringen ist. Wie durch den Blick einer Zauberschlange fühlte sich das unglückliche Mädchen von der Scene dieses gräßlichen Schauspiels mit unwiderstehlicher Macht angezogen. In dem Militärcarré hielt der Armesünderkarren, der seinen bejammernswerthen Inhalt eben an das Schauergerüst abgeliefert hatte, und auf der Höhe desselben erschien nun Derjenige, welchen sterben zu sehen die Rohheit,

die Neugierde und die jammernde Theilnahme in dichten Schaaren sich versammelt hatte.

Ein Blick war für Carolta hinreichend, um den Unglücklichen, dessen letzte Augenblicke gezählt waren, zu erkennen und das unabwendbare Verderben dieses Momentes zu ermessen. Aber ehe sich noch die zusammengeknürte Brust in einen Ausruf des Entsetzens ausschütten konnte, hatte die rohe Faust des Richters bereits jenes Leben vernichtet, an welches das ihrige mit tausend geheimen Fäden geknüpft war, und Miklos — war nicht mehr.

Da begann um Carolta herum alles im Kreise zu wirbeln; gräßliches Geheul und schauriges Hohn- gelächter schlug an ihr Ohr; entsetzliche Gesichte huschten in blutigen Bildern an ihren Augen vorüber. Sie streckte die Arme aus und glaubte die Hände auf Todtenschädel zu stützen. Die Sonne brannte auf ihr Haupt, die heiße Luft schien sie ersticken zu wollen.

Sie stürzte aus dem Wagen hinaus, als stände sie auf ebener Erde, und wollte nach dem gräßlichen Orte hin. Die Fischer erhoben sie vom Falle. Aber die Vernunft der namenlos Gequälten vermochte diesen letzten fürchterlichen Schlag nicht auszuhalten. Die Unglückliche war darüber wahnsinnig geworden.

VII.

Rehren wir jetzt, nach Verlauf mehrerer Monate, nach dem pallastähnlichen Hause in Preßburg zurück, welches wir bereits in einem früheren Kapitel betreten haben. Die prachtvollen Gemächer des Grafen S . . . y waren wieder mit glänzender Gesellschaft besetzt. Ein Fest, welchem zwar die trauernde Frau vom Hause nicht beizwohnte, wobei sie aber durch eine ferne Verwandte remplacirt wurde, versammelte die Elite der höheren und wohlhabenden Stände in dem Hôtel des Grafen zu bunter abendlicher Lust und Heiterkeit, aus welcher die Erinnerung an das Familienunglück des Hauses nirgends mehr aufzutauchen schien. Besonders zeigte sich der Capitain P . . . z, der intime Freund des Grafen, in der fröhlichsten und galantesten Stimmung, und umschwärmte die Damen mit geschäftiger Aufmerksamkeit, als wollte er die neue Eröffnung dieses so lange geschlossenen Salons durch seine rosenfarbne Laune feiern. Die zahlreichen Anwesenden gaben sich abwechselnd dem Vergnügen der Conversation, des Gesanges und des Tanzes hin.

An demselben Abend war ein armes blaßes Mädchen mit gespenstisch-starren Blicken durch die

Straßen der Stadt geschlichen. Auf den Zügen der Unglücklichen zeigten sich deutliche Spuren der Zerrüttung und des Wahnsinns; aber man wußte die Geschichte der Armen, so wie den Ursprung ihres Jammers, wußte, daß sie in ihrem Irrsinn unschädlich und gutmüthig, und ließ sie daher ungehindert frei umhergehen. Kraftlos war sie auf ihrer Wanderung neben dem Portal des oben bezeichneten Hauses zusammengefunken; ob sie ohnmächtig geworden, oder eingeschlafen — wer kümmerte sich um die Bettlerin! Es war bereits Nacht, als sie erwachte. Die rauschenden Töne einer heiteren Musik schlugen an ihr Ohr; das Gewirre bunter Stimmen und Klänge und der helle Strahl der Lichter strömte aus den offenen Fenstern des oberen Stockwerkes auf die Straße und in die milde Septembernacht hinaus. Sie blickte empor, träumerisch oder ahnungsvoll, wer weiß es. Plötzlich schien sie wohlbekannte Töne zu vernehmen, und wie ein Blitz der Erinnerung zuckte es über ihr fahles Angesicht. Den Kopf emporgewandt, die Augen starr hinaufgerichtet, den Körper lauschend vorgebeugt, mochte sie wie eine regungslose Bildsäule anzusehen sein. Es war die Stimme des Grafen S . . . , welcher soeben ein munteres Lied vortrug, dem lärmende Beifallszeichen von Seiten der Zuhörer folgten.

Diese hatten aber noch nicht geendet, als sich ein Lärmen und Getreisch an der Thüre des Saales vernehmen ließ. Die Diener schienen alle Mühe aufzubieten, um Jemanden vom Eintritte zurückzuhalten. Die allgemeine Aufmerksamkeit lenkte sich unwillkürlich nach dem fremdartigen Getöse am Eingange und kaum waren ein Paar Secunden vergangen, so stürzte durch die gewaltsam aufgerissene Thüre Sarolta — denn sie war es — mit der Anstrengung der Verzweiflung mitten in die Gesellschaft herein, schritt mit vorgestreckten Händen und mit dem gespensterhaften Blicke des Wahnsinns auf den Herrn vom Hause zu, und rief mit schauererregender Stimme: „Da, da steht er! der Räuberhauptmann! der Schwarze! Ja, Du bist es, Du der Mörder meines unschuldigen Niklos!“ — Und erschöpft von diesem furchtbaren letzten Aufgebot ihrer zerstörten Kräfte brach sie entseelt zusammen, wie ein Feuermeteor nach dem Augenblick erlischt und aufhört, wo es über die dunkle Umgebung den grellsten Schein des Lichtes verbreitet hat.

Die Zeugen dieser unerwarteten und befremdenden Scene bemühten sich jetzt, seltsam erschüttert, der Hingefunkenen Hülfe zu leisten. Man glaubte die offenbar Irnsinnige nur in einen Starrkrampf verfallen, und veranlaßte die nöthigen Gegenmittel. Die Mehrzahl

der Anwesenden aber wendete sich gegen den Grafen, theils um über diesen unangenehmen Vorfall hinwegzugehen, theils um ihm Gelegenheit zu bieten, das Unbegreifliche dieser directen Anrede zu erklären, oder der ganzen Erscheinung eine beliebige Deutung zu geben. Wie groß aber war das Erstaunen, als man ihn auf einen Stuhl zurücksinken und das Gesicht mit beiden Händen verhüllen sah. Einen Augenblick später sprang er zornglühend empor, stampfte mit dem Fuße auf den Boden, und befahl mit donnernder Stimme, daß die Glende sogleich hinausgeschafft werde. Viele machten ihm hierauf bemerklieh, daß sein Zorn alles Grundes entbehre, daß die Worte der Wahnsinnigen gar keine Beachtung verdienen, noch gefunden haben, und daß es vielleicht menschlicher wäre, sie in ein entlegenes Gemach bringen zu lassen, damit sie, die sich noch immer nicht erholte, dort in Ruhe sterben könne.

„Nein, nimmermehr!“ rief der Graf wüthend; „wer will mir den Hohn anthun, sie bei mir zu beherbergen? Man schleudere die Schändliche auf die Straße, dort ende sie, oder werfe sie den Hunden der Halbe vor, weil sie gewagt, eine so freche Beschuldigung gegen mich auszusprechen.“ — Und mit diesen Worten stürzte er auf Sarolta hin, und hätte die Leblose gewaltsam verunglimpft, wären nicht die Umstehenden

abwehrend dazwischen getreten, ihm bedeutend: daß er sich doch durch Reden, die keinen Sinn haben, nicht so aufbringen lassen möge; sie, die Anwesenden, kannten ja den Herrn Grafen zu gut, um diesen Ausbruch des Wahnsinnes zu würdigen: vielmehr sei die Unglückliche, die hier ihren Geist aufgebe, wegen dieses Unfalles zu beklagen.

Nest aber gingen mit einem Male beide Flügel der Saalthüre weit auf, und herein trat ein Comitatscommissär in Begleitung eines Offiziers, während man im Vorzimmer eine Reihe von Soldaten und Heibuden erblickte. Der Justizbeamte wandte sich gegen den Hausherrn, der Offizier gegen den Capitain P...z, denselben eröffnend, daß sie ihnen im Namen des Gesetzes zu folgen haben und Gefangene sind. Die Einsprüche der vielen anwesenden Adelligen, die auf das Standesvorrecht des Grafen pochten und eine solche gesetzwidrige Arretirung nicht zugeben wollten, wurden durch die gemessene Antwort zurückgewiesen, daß der Graf S....y jedenfalls ein Ausländer ohne Indigenat, mithin des ungarischen Adelsvorrechtes nicht theilhaft sei, und es sogar noch im Zweifel stehe, ob er überhaupt Standesrechte anzusprechen habe. Nach dieser peremptorischen Antwort schien die aristokratische Theilnahme plötzlich erkaltet, und Viele dachten daran,

sich zurückzuziehen, um aus dieser verdächtigen Verührung zu kommen. Indessen hatte der Graf wieder seine ganze Kaltblütigkeit und Fassung gewonnen. — „Sie sind gewiß im Irrthum, mein Herr,“ sprach er mit vornehmer Herablassung; „nur ein Irrthum oder schlechter Spas kann Sie hierher führen; denn ich kann nicht denken, daß man den Irrreden dieser Wahnsinnigen Glauben beigemessen habe.“

„Ich verstehe Sie nicht,“ entgegnete kalt der Commissär, „ich weiß nur, daß wir gemessenen Befehl haben, sowohl Sie, als Ihren Mitschulbigen, den Capitain P...z, in's Gefängniß abzuführen. Mit Hülfe des Dieners des erschlagenen Baron B., der bei dem Morde seines Herrn geflüchtet, sind kürzlich zwei dieser Mörder erkannt und eingezogen worden. Sie haben nach langem Lügen endlich die Schlupfwinkel der Rotte angegeben, und ausgesagt, daß Sie unter dem Namen des Schwarzen der Anführer ihrer Bande sind. Ihre Spießgesellen sind in den Händen der Gerechtigkeit; Lügen ist so unmöglich, als die Flucht aus diesem rings besetzten Hause; darum rathe ich, sich zu ergeben und uns ruhig Folge zu leisten.“

Der fürchterliche Streich war geführt, der Schleier des blutigen Geheimnisses zerrissen. Hoffnung oder Möglichkeit, aus diesen Schlingen zu entkommen, gab

es keine mehr. Die Parasiten und die Freunde des Hauses hatten sich mit Abscheu zurückgezogen, der Entlarvte stand allein, durchschante mit Einem Blicke seine Lage, und entschloffen, seine Rolle nun auch treu bis an's Ende zu spielen, rief er mit fürchterlichem Hohnlachen: „Ja denn, ich bin es, bin der Schwarze, der Schrecken und die Geißel des Landes, der Bühne, der eure blinden, schläfrigen Gerichte so lange geädßt und mit Helfern aus euren eigenen Reihen bethört hat! ich bin der gefürchtete Anführer der Bande, der nun aber auch würdig seines Standes als Edelmann und Räuber zu sterben weiß.“

Während er dieses schrie, wühlte er, gleichsam Krampfbezwingend, in der Brust, und ehe Jemand unter dem Ballkleide eine Waffe ahnen oder deren Gebrauch hindern konnte, riß der Nichtswürdige einen Dolch hervor, und bohrte sich ihn so fest und treffend in das schwarze Herz, daß er in Todeszuckungen hinsank an die Seite des leichenblaffen Opfers seiner teuflischen Rache und sich schnell sterbend zu Carolita's Füßen hinkrümmte. Ein Engel und ein Teufel lagen dicht beisammen.

Was bleibt noch zu sagen übrig? — Die Untersuchung ergab, daß der Capitain P... in geheimer Genossenschaft zu den Räubern stand und seine mili-

tärische und gesellschaftliche Stellung ehrlos dazu entwürdigte, die Abscheulichen von den oft insgeheim gegen sie verhängten Recognoscirungen der Gegend oder von abreisenden fetten Opfern in Kenntniß zu setzen, und dafür mit einem Theil der gewonnenen Beuten bedacht wurde. Ueber zwanzig Banditen, der verübten Unthaten geständig, wurden theils zum Tode, theils zu langer Einkerkerung verurtheilt, und noch viele Jahre nachher sprach man von den Gräueln, die in dieser Untersuchung an den Tag gekommen waren, und wußte geheimnißvolle Schauer geschichten von dem Schwarzen, der sich durch Selbstmord dem Arme der Gerechtigkeit entzogen und noch als Gespenst ein Echo der Angst und des Schreckens in der ganzen Umgegend zurückgelassen hatte.

Als ich vorstehende Mittheilungen dem Gesellschaftskreise erzählt hatte, folgten nun die gewöhnlichen Bemerkungen dankender, beifälliger oder ungläubiger Art, und ich meinte, die Anwesenden recht interessant unterhalten zu haben, als mich ein Blick auf die zwei Hauptpersonen meines Publikums unsicher und verlegen machte. Der Oberstudienrath saß da mit einem Marmorgefichte voll unterdrückten Zergers, mit jener erzwungenen Fassung, die gewissen Charakteren zur Gewohnheit wird, und unter welcher glatten Oberfläche das verletzte Gemüth brütet und growlt; die schöne Baronesse, die Frau seines Neffen, ward abwechselnd roth und bleich, und da die Reihe an sie kam, mir etwas über meine Erzählung zu sagen, warf sie mit heißender Kälte hin: es sei etwas recht Hübsches um das Dichter- und Erzählungstalent, und nur Schade sei es, daß dieses oft zur absichtlichen Entstellung gewisser Vorfälle angewendet werde, welche dann in dieser übertriebenen Gestalt nur Effect machen und den Beifall der nichtunterrichteten Menge einernsten wollen, während sie die Wahrheit und die mit ihnen in Beziehung stehenden Personen empfindlich verletzen.

Daß dies eben keine Lobrede sein sollte, begriff ich wohl und entnahm es noch deutlicher aus der Miene der Sprecherin: wohin aber der Stachel zielte, das verstand ich nicht. Die unerklärliche Mißstimmung bestimmte die Gesellschaft zum halbigen Aufbruche, wobei die sonst sehr freundliche Baronin mich kaum eines Grußes würdigte.

Als ich meine Tante nach Hause begleitete, sprach diese sehr ernst zu mir: „Karl, welche Unbesonnenheit hast Du heute wieder begangen! Weißt Du denn, wessen Geschichte Du heute und in welcher Gegenwart Du sie erzählt hast? Der berühmte Graf S...., von dem Deine Großmutter oft sprach, war Niemand anderer als der Vater der Baronin. Da er sich vor Untersuchung und Urtheil ermordet, mußten die Gerichte jede Verfolgung seiner argbetrogenen und durch eigenes Vermögen wohlhabenden Wittve und seiner nachgeborenen Tochter einstellen. Beide zogen in eine andere Provinz; Entfernung und Zeit legten den Balsam der Vergessenheit auf die Wunde unverschuldeter Schmach — die Du nun täppisch wieder aufgerissen hast. Die Schönheit und Wohlerzogenheit des jungen Mädchens hatten einen ansehnlichen Freier, den Baron, ihren jetzigen Gemahl, herbeigezogen, dessen Name nun Alles zudeckt, was an ihren ehemaligen Schmerz erinnernd

noch vorbliebte. Ueberdies hat die gerichtliche Untersuchung ergeben, daß der verbrecherische S...y, wenn auch kein Graf, wofür er sich gab, doch wirklich einem guten adeligen Geschlechte aus Russisch-Polen entstammt war: die einzige aristokratische Beruhigung, die den Hinterbliebenen zu Theil wurde, — und ich glaube, die Baronin hätte Dir eher eine noch gräßlichere Aufzählung der Gräucl, als den ausgesprochenen Zweifel an dem Standesvorzuge ihres Vaters verzeihen. Ich und Du," so schloß meine Tante, „sind jetzt und hier außer der Familie vielleicht die Einzigen, die jener längst vergessenen Geschichte gedenken — beurtheile also selbst, welchen Einbruch Deine Erzählung auf die Betreffenden machen mußte.“

Ich sollte meine Thorheit bald noch deutlicher einsehen, denn wenige Tage darauf war die Stelle, auf welche ich hoffte und die mir von Rechts- und Kenntnißwegen gebührte, an einen höchst mittelmäßigen Concurrenten vergeben, weil er Weib und Kind habe, sich bereits lange bewerbe, und ich jung sei und noch zuwarten könne. Und als man nach Jahren meiner unwillkommenen Erzählung vergessen hatte und mich hundert Meilen weit mit einer Lehrerstelle gnädigst beglücken wollte, da sprach ich ablehnend meinen bescheidenen Dank für diese Guld aus: denn es war

die unwiderstehliche Lust in mir erwacht, meine Lieder und Erzählungen an das große Publikum zu richten, vor welchem, so Gott und die edlen deutschen Fürsten wollen, bald keine Schleier, Rücksichten und Erlaubnisse für Wort und Schrift mehr bestehen werden.

G i n B a d e g a s t.



Es mochte um die Mitte Juni's sein. Die Cur-
liste signalisirte die Ankunft des Baron B. aus W.
Der Mann, der diesen wohlklingenden Namen trug,
war im ersten Hôtel abgestiegen, sah sehr interessant
bläß aus, hatte weiße kleine Hände, die man selten
ohne Glacehandschuhe zu sehen bekam und war ein
wahrer Löwe in seiner Toilette. Er dinirte zu später
Stunde, vor seinem Couvert prangte jedesmal eine
Flasche Jacquesson Bouzy, Abends saß er malerisch
nachlässig auf dem Balcon des Theaters und lorgnet-
tirte Alles, nur nicht die Bühne. Im Gasthose zahlte
er prompt und schob dem Garçon die Scheidemünze
großmüthig zurück. Des Nachmittags an der Spiel-
bank pointirte er nur Napoleons. Das war ein Mann,
wie er in Bädern geliebt wird und interessirt.

Die Morgenpromenade am Curbrunnen, Con-
certe, Reunionen, wo er niemals fehlte, vor allem
aber sein guter alter Name und sein schönes neues
Geld, das er so geschickt auszugeben wußte, verschaff-
ten ihm bald überall Bekanntschaft und Zutritt. Manch
schönes Auge erhob sich entgegenkommend, wo er nahe:

er aber schien sich um das Wohlwollen der jüngeren Damenwelt nur wenig zu kümmern und seine Aufmerksamkeit mehr den reiferen Blumen zu widmen, und — wie man bemerken wollte — vorzugsweise solchen, die in goldenen Geschirren standen. Es war nun eben seine Liebhaberei, in Beziehung auf Damen Antiquar und Numismatiker zu sein; auch das muß in der Welt vorkommen.

Unter den von ihm besonders ausgezeichneten Aoen nahm die Gattin eines geadelten Banquiers den obersten Rang ein. Mutter mehrerer Töchter, die reihum alljährig in ein Bad geführt wurden, selbst noch voll Ansprüche an die Welt, namentlich an die Herrenwelt, saisonlustig, während der Herr Gemahl daheim discontirte, — nahm sie die Aufmerksamkeiten des Herrn Barons von B. mit großer Zufriedenheit auf, und setzte, diesem Expreffement gegenüber, sich vielleicht in die gegenwärtige, ihre älteste Tochter in die zukünftige Zeit. Die Mutter hatte den Namen Lea, die Tochter Lucy — man wußte nicht, ob aus der Taufe; erstere familiarisirte sich mit dem Baron wie eine emancipirte Frau, letztere schwärmte für ihn, und vielleicht doppelt, weil er sich Rudolph nannte und sie an die Geheimnisse von Paris erinnerte.

Unter solchen Umständen waren vier Wochen im

Bade vergangen: Rudolph war ein Mann des Reibes geworden unter gewissen Frauen; Lea und Lucy triumphirten; denn wenn er nicht spielte oder speiste, sah man ihn in ihrer Gesellschaft. Von Veränderung war an ihm nichts wahrzunehmen: man mußte denn gewisse Zufälligkeiten zusammenstellen. Er erkundigte sich häufig nach bekannten Finanzmännern der Umgegend; auf dem Postbureau fragte er wiederholt nach Briefen, die noch immer warten ließen; zu mehreren Malen fuhr er nach der großen Handelsstadt, wo er auch Lea's Gemahl einen langen Besuch abstattete; darauf wollte man ihn in einem benachbarten Bade spielen gesehen haben, vielleicht, um dort die Würfel des Glückes zu versuchen, die an seinem Curorte immer ungünstig fielen. Die letzte Wochenrechnung des Hôtels hatte der Baron zu zahlen vergessen; die Waschfrau des Hauses plauderte in ihren confidentiellen Berichten aus, daß die Wäsche des Herrn nicht mit seiner übrigen Eleganz harmonire; man bemerkte an der Bank, daß er zwar noch immer mit Gold pointire, aber jetzt mit Ducaten, die zwischen durch so leicht waren, wie sie uns etwa bei gewissen Zahlungen oder Emprunts aufgenöthigt werden. Alles zusammen genommen Dinge, die einen gewiegten und gewitzigten premier garçon vor-sichtig hätten machen müssen, wenn nicht die Ruhe

daß unveränderte Benehmen und die Kreise, in denen sich der Baron bewegte, jeden möglichen Verdacht nie-dergeschlagen hätten.

So waren wieder vierzehn Tage hingegangen. Rudolph's Besuche bei Lea und Lucy bekamen nunmehr eine entschiedene Deutung, welche die beiden Damen nicht mehr bestimmt abzulehnen wagten. In den Spielsälen sah man ihn jetzt nur selten, immer zerstreut, nur zuweilen, und dann bloß mit Silber spielend; man konnte deutlich wahrnehmen, daß ihn jetzt etwas Ernsthafteres beschäftige.

So war es auch. An einem Vormittage, wo Lucy ausgegangen war, um Freundinnen zu besuchen, ließ sich der Baron bei Lea melden und ward, wie sich von selbst versteht, angenommen; denn im Bade setzt man sich über gewisse Vorschriften leicht hinweg. Die Entrevue dauerte lange. Rudolph schied endlich mit sehr befriedigter Miene; bald darauf empfing Mama Lea ihre Tochter mit sehr erregter Rührung: ein Glück der jüngsten Stunde und ein Glück der nächsten Wochen zitterte in sehr verschiedenartigen Vibrationen durch zwei Frauenherzen. Als man beiderseits ruhiger geworden, schloß man sich ein, und schrieb lange Briefe an den Papa.

Wir leben in einer Zeit, die durch leichte und

schnelle Transportmittel so weit gediehen ist, daß uns häufig statt einer brieflichen Antwort die frankirten Menschen von der Eisenbahn in's Haus geliefert werden. So war es mit dem Papa Banquier; er erschien am nächsten Tage in eigener Person und nun wurde eine vertrauliche Familiensitzung vorgenommen, zu welcher der Baron herangezogen ward, und worin wie natürlich, die Worte Lea's den Ausschlag gaben. Das Kammermädchen von Madame erzählte von Papieren, die vorgewiesen und geprüft wurden; den Schluß bildete eine zärtliche Familiengruppe mit Umarmung. Papa mußte bald wieder zurück in's Comptoir, denn der Ultimo stand bevor; der Baron fuhr mit ihm, aber nicht eher, als seine Verlobung mit Lucy öffentlich declarirt worden, welcher schon in drei Wochen die Hochzeit folgen sollte.

Als Rudolph nach zwei Tagen von seinem zukünftigen Schwiegervater wieder in den Curort zurückkehrte, fuhr er trotz vorhandener Eisenbahn mit Express ein und an seinem Hôtel vor. Der Portier, der ihm aus dem Wagen half, wurde beauftragt, ihm die Schatulle nachzubringen, die so schwer wog, daß jede Dämmerung von Verdacht, der sich über den Löwen etwa hingelagert, jetzt in einen Sonnenschein von Artigkeit und Zuorkommenheit verwandelt war,

zumal da man von der nahe bevorstehenden Verbindung des Elegants mit der reichen Banquierstochter bereits in allen Kreisen unterrichtet war.

Nun folgte eine Zeit, in welcher nur an Einkäufe gedacht wurde. Der Baron nahm sich vor, den Hochzeitskorb seiner Braut auf das Prachtvollste zu schmücken und dabei zugleich ihren Geschmack zu treffen: kein Wunder also, daß Alles, was Juweliere und Goldarbeiter zur Auswahl herbeischleppten, vorab seiner künftigen Schwiegermama hingebracht und ihrem kritischen Scharfblick unterzogen werden mußte. Die Verkäufer waren glücklich, wenn nur Etwas gewählt wurde, denn nur die größten und werthvollsten Piecen fanden Beifall; an Zahlung dachte vorab Niemand: waren doch die Leute, mit denen man zu thun hatte, die besten Bürgen eines sichern Geschäftes. Unter solchen Vorbereitungen einer glänzenden Verbindung war nichts natürlicher, als daß man, trotz einer zahlreichen und stark wechselnden Fremdensaison, sich in den meisten Kreisen von der Heirath des Barons B. unterhielt und daß dieser noch mehr in der allgemeinen Aufmerksamkeit gewann.

Da geschah es eines Vormittags, daß der Baron auf der starkbesuchten Promenade mit einem Franzosen in einem Kreise junger Elegants zusammentraf. Beide

waren sich nicht fremd, man hatte sie früher sogar häufig mit einander gesehen: diesmal schien ein unbekannter heimlicher Groll hervorzutreten und sich in spitzigen Reden Luft zu machen. Unser Löwe blieb lange ruhig und schien der Sache nicht zu achten; die jungen Herren lächelten und meinten, ein Bräutigam entschlüpfe gern unliebsamen Händeln; aber der Franzose wurde unartig, man konnte seine Reden nicht mehr ignoriren. Der Baron faßte ihn am Arm, sie traten ein Paar Schritte bei Seite; er flüsterte ihm Etwas zu; ein kurzes „Sie werden mich dort treffen!“ war die Antwort; man trennte sich, die jungen Herren wußten, was da folgen müsse, — und des Abends in der Réunion dansante sprach man von dem Vorfall, wie von einem Genuße, den der Tag geboten und dessen Fortsetzung man demnächst zu vernehmen hoffte.

Aber bis Abend war es noch lange hin, und der Baron wußte die Zeit wohl zu verwenden. In raschem Fluge trug ihn der Dampfwagen hinüber in die große Handelsstadt, die der Vater seiner Braut bewohnte; nur im Vorübergehen begrüßte er diesen und eilte in eines der größten Comptoirs, wo er einen Creditcircularbrief des berühmten Hauses Coutts und Comp. lautend bis zur Summe von hunderttausend Franken vorzeigte und die Hälfte dieses Betrages verlangte. Das Papier wurde geprüft und gut befunden; das

einnehmende Benehmen des Eigenthümers, der längere Zeit in London gelebt und die Chefs des englischen Hauses persönlich kannte, wie aus seinen Reden hervorging, das genaue Uebereinstimmen seines Passes und anderer vorgewiesener Papiere beseitigte jeden Zweifel. Dazu kam noch der günstige Umstand, daß das Creditsdocument bereits eine wohlbekannte Signatur trug. Ein befreundetes Amsterdamer Haus hatte dem Baron auf den vorgewiesenen Creditsbrief bereits zehntausend Franken erfolgt, diese jedoch auf sein bringendes Ersuchen — weil ihm zufällig eben eine große Baarsendung zugegangen — wieder zurückgenommen und auf dem Papier bemerkt: „Zahlung annullirt nach Willen des Inhabers.“ Man trug kein Bedenken, und eine Stunde später führte der Abendconvoi unsern Helden mit einer holden Fracht von fünftausend Goldstücken dem Siße der Rajaden zu.

Raum hier angekommen, verfügte er sich in die Wohnung seiner Braut, wo ihn Mama und Tochter, zum Balle festlich herausgeputzt, erwarteten. Lucy war selig, am Arm ihres Bräutigams in der großen Gesellschaft zu erscheinen; sie achtete nur wenig darauf, daß Rudolph und die Mutter sich in ein zweites Zimmer verfügten und angelegentlich sprachen: sie dachte, es gelte vielleicht eine Ueberraschung. Der Baron aber fand es nöthig, Lea von dem Handel in Kennt-

niß zu sehen, in den ihn der Franzose verwickelt. Er gab vor, ihr Name sei von dem Frechen in unanständiger Beziehung genannt worden und die Sache lasse sich nur mit den Waffen ausgleichen. Der Conflict mit den strengen Landesgesetzen mache es nothwendig, die Geschichte auf der Gränze eines benachbarten Ländchens abzuthun; morgen breche man beiderseits dahin auf. Mama Lea, geschmeichelt um ihretwillen einen Waffengang unternommen zu sehen, und als Gattin eines Neugeadelten für die Vorschriften der Chevalerie sehr empfänglich, bemeisterte ihre angeborne Angst, zumal da ihr Rudolph versicherte, daß höchstens ein kleiner Blutverlust die Folge sein könne, was ihn nicht hindern solle, das Vergnügen des heutigen Abendcircels an ihrer und der Seite seiner Braut zu genießen. Das geschah denn sofort; Lucy erfuhr nichts von dem, was für morgen bevorstand. Nach einer sehr lebhaften Unterhaltung auf dem Balle trennte man sich, als Mitternacht bereits vorüber war und erreichte die Logis, da eben ein furchtbares Wetter sich zu entladen anfang. Aber trotz Sturm, Regen und Blitz hatten spät Vorübergehende den Baron noch lange an den Fenstern seiner Appartements gesehen. Am andern Morgen war er ziemlich früh in einer fremden Equipage fortgefahren.

Rudolph hatte die Badestadt verlassen, und es ist

nicht länger zu verhehlen, daß diese in ihm die Bekanntschaft eines der raffinirtesten Gauner gemacht hatte. Juweliere, andere Kauf- und Gewerbsleute, sein Hôtel und Banquierhäuser in der Nähe sollten sich fürchterlich geprellt, — ein Paar sonst ganz gutmüthige Damen auf das Empörendste compromittirt sehen.

Die ersten Tage seiner Abwesenheit bemäntelte das Gerücht seines vorgebllichen Ehrenhandels, denn auch der erwähnte Franzose war verschwunden; die scheinbare Bürgschaft der Brauteltern gewährte übrigens den unbezahlten Verkäufern Beruhigung. Aber am vierten Tage ließ sich der Polizeidirector bei Madame Lea melden und legte ihr in geheimer Unterredung einen eben von außen eingelaufenen Steckbrief vor, auf einen von Hamburg entwichenen, des Betrages dringend verdächtigen Handlungsgehilfen lautend, dessen Signalement mit dem des Barons B. wunderbar übereinstimmte. Ein Donnererschlag! aber hier konnte auch der Zufall sein Spiel haben, und der Chef der öffentlichen Sicherheit versprach seine Nachforschungen vor der Hand insgeheim fortzusetzen. Bald war jeder Zweifel beseitigt, denn in einigen Tagen kam die Requisition des Banquierhauses aus der nahen Handelsstadt, bei welchem der angebliche Baron B. fünfzigtausend Franken auf einen „täuschend verfälschten“ englischen Creditbrief entnommen hatte. Auf ein ganz

ähnliches falsches Papier hatte sich der handelsüchtige Franzose, der sich Herr von Bainbray nannte, von dem Banquier des Badeortes eine namhafte Baarschaft erfolgen lassen; das geheime Einverständniß beider Betrüger lag nun am Tage. Die Haussuchung im Logis des Barons ergab, daß die abgeschlossenen Koffer mit Backsteinen, die Commoden mit nichts als unnützem Geräth angefüllt waren. Die dunkle Regennacht hatte wahrscheinlich den Transport der werthbaren Effecten durchs Fenster begünstigt, ein Neubau im Hinterhof des Hôtels das Material für die Koffer geliefert.

Das Aufsehen und die bösen Nachwehen, die dieser abscheuliche Betrug nach sich zog, zuckten wie ein Lauffeuer durch die Reihen aller Fremden und Einheimischen. Wenn man alles summirte, was jetzt angegeben wurde, und das nur mäßig anschlug, was Lea und ihr Gemahl vorgeschossen hatten, aber jetzt gerne verschwiegen, so belief sich die Plünderung nahe an eine Viertel Million Franken. Als die Wogen des Gerüchtes, von der Mutter nicht mehr zurückgehalten, an Lucy's Ohr schlugen, verfiel diese in eine Krankheit; dennoch mußte die Abreise auf das Schleunigste in's Werk gesetzt werden, wollte man nicht Ausbrüchen des Hasses und des Hohnes preisgegeben sein.

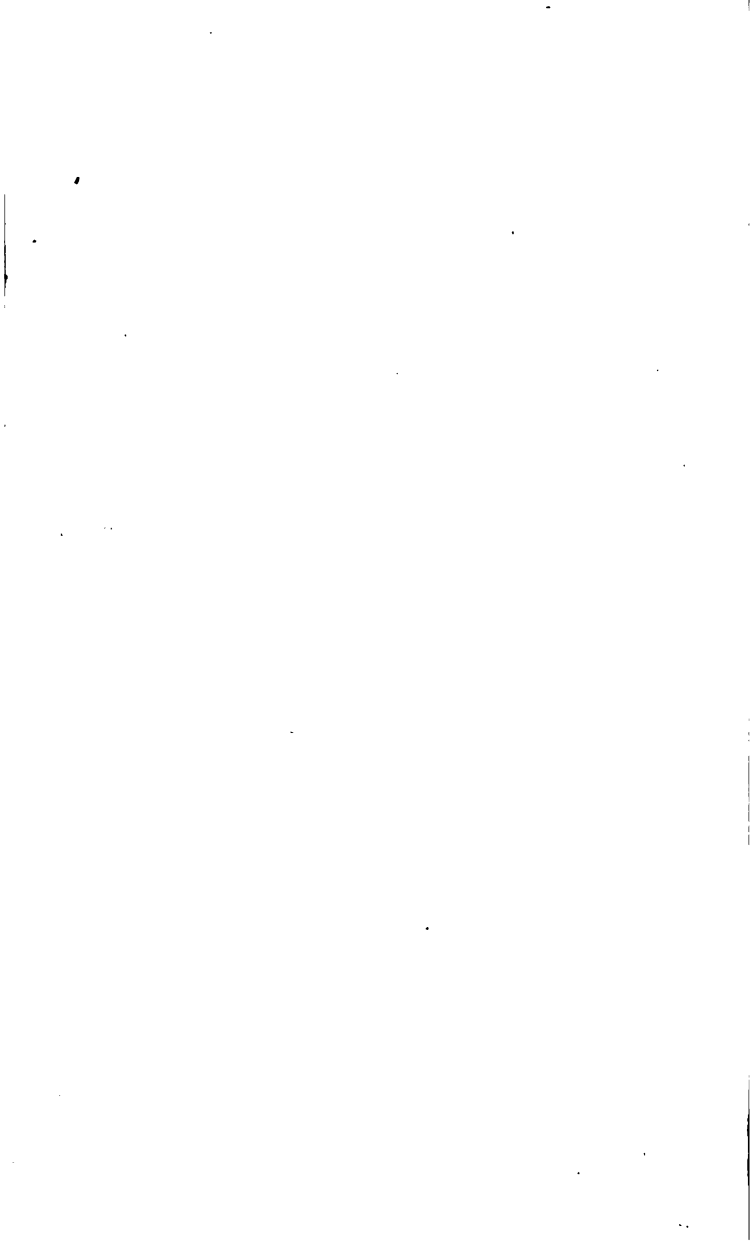
Bei dem letzten Besuche, den der delicate Chef der Polizei den Damen abstattete, entschuldigte er sich

scheidend mit den Worten: „Das eben ist das Traurige in unserer hiesigen Stellung, daß wir mitten in der schönsten und makellosen Gesellschaft vornehm überfirnißte Gauner herumschleichen ahnen, an die wir doch nicht eher Hand legen dürfen, als bis sich ein begründeter Verdacht herausgestellt hat und wir meistens — zu spät kommen.“

Ein Jahr ist seitdem vergangen. Der sogenannte Herr von Paindray ward inzwischen in Paris bei einem neuen Betruge festgenommen, als Flüchtling aus dem Bagno erkannt und neu verurtheilt, ohne jedoch vor Gericht einen seiner Genossen compromittirt zu haben. Der angebliche Baron Rudolph V. ist bisher nirgends wieder aufgetaucht und scheint die Früchte seiner Industrie glücklich in die „neue Welt“ escamotirt zu haben. Lucy hat nach ihrer Genesung den ersten Buchhalter ihres Vaters geheirathet, der sich in einer fernen Mittelstadt des deutschen Nordens etablirte; sie soll von allen romantischen Ideen geheilt sein und die sonst so geläufige Lebensart aller au bain kommt nie mehr über ihre Lippen.

— So habe ich dir nun, mein werther Leser, ein Capitel aus den „Geheimnissen eines Badeorts“ erzählt.

D e r B r i e f.



Frau von Horvath trat in das Zimmer ihrer Tochter.

Diese saß mit gerötheten Wangen an dem eleganten Schreibtische, und ihre schöne Hand eilte mit flüchtiger Feder über die Glätte eines rosenfarbenen Velinblattes; als sie ihre Mutter erblickte, flog ein noch dunkleres Roth über das Antlitz der jungen Frau; schnell verbarg sie, was sie eben geschrieben, unter andern Papieren, eilte der Eintretenden entgegen, umarmte und führte sie zu dem Sofa — und das Alles mit jener hastigen und geräuschvollen Freude, hinter welcher man eine augenblickliche Verlegenheit zu verbergen bemüht ist. Aber das Auge einer Mutter sieht scharf und läßt sich durch dergleichen nicht täuschen. Helene von Perovits, die Tochter, mochte noch so besorgt sein ihr ein bequemes Plätzchen herzurichten, mochte noch so angelegen nach ihrer Gesundheit, nach der Nachtruhe und dem neulichen Katarrh fragen, — Frau von Horvath hatte mit einem Blicke Alles errathen. Aber zu klug und vorsichtig, um ein Geheimniß plötzlich entschleiern, ein

Vertrauen schnell erpressen zu wollen, gab sie sich mit behaglicher Gewährung dem Spiele und bei gemachten Besorglichkeit der jungen Frau hin.

Nachdem so die ersten Fragen und Antworten erschöpft waren, warf Frau von Horvath ziemlich absichtlos hin: „Du hast doch die Banffy gekannt?“

„Banffy, wer soll das sein?“

„Nun, die Baronin Banffy.“

„Nein, Mutter, ich erinnere mich nie von ihr gehört zu haben.“

„Eine meiner Jugend-Freundinnen,“ setzte die ältere Dame in einem Tone hinzu, als wollte sie die Geschichte fallen lassen. — Aber Helene war zu sehr erfreut, eine neue Richtung des Gesprächs zu gewahren, welche jede ungelegene Inquisition über das Geschriebene ablenken konnte; sie rückte daher näher an die Mutter heran, schien sich lebhaft für das zu interessieren, was sie über Frau von Banffy hören sollte und bat, ihr doch Alles mitzutheilen, wozu die gestellte Frage als Einleitung hätte dienen sollen.

„Hast Du denn Zeit, Helene, Dir etwas erzählen zu lassen?“

„Gewiß, liebe Mutter; denn wenn es Ihnen recht ist, wollen wir erst um zwei Uhr auf die Promenade fahren.“

„Gut dann! so höre: Es mögen sieben bis acht und zwanzig Jahre sein, so lebte hier in Pesth der Graf Matolay mit seiner jungen Frau, die er kürzlich geheirathet hatte. Er war ein Mann von vierzig Jahren, selbst sehr reich und durch diese Verbindung noch reicher geworden. Seine Gemahlin, die man damals die schönste Dame einer Stadt nannte, die an Schönheiten nicht arm war, theilte indessen seine Gefühle nicht ganz; sie war ihm aus Gehorsam gegen den väterlichen Willen zum Altare gefolgt, — zwar ohne Widerstreben, aber auch ohne Liebe, und wußte noch kaum, welchen entscheidenden Schritt sie gethan. Ihr Gemahl war ungemein eifersüchtig — und in der feinen Welt, worin sie sich gewöhnlich bewegten, wie in der Gesellschaft, die sie im eigenen Hause empfangen, befand sich ein junger Mann, auf welchen der ganze Zorn der gräßlichen Eifersucht gefallen war. Es war dies ein Baron von Banffy, der ein solches Gefühl anzuregen ziemlich ausgerüstet schien. Ein junger blühender Mann von sechs und zwanzig Jahren, liebenswürdig wie Wenige, von einschmeichelndem und graziösem Benehmen, wohlhabend und geistreich, kurz so recht einer jener jungen Löwen, welche die Geißel eines Themannes werden können und die sich nur dazu auf der Welt wäghen, um den Damen

den Hof zu machen und von ihnen mit Rendezvous beglückt zu werden.

Der Graf glaubte zu bemerken, daß die Gefühle seiner Gemahlin, die ohnehin niemals sich sehr lebhaft für ihn ausgesprochen, seit einiger Zeit sehr fühlbar nachließen; er wurde schweigsam, verdrüsslich und reizbar, und da er doch zu stolz war, um sich gegen Jemand darüber zu erklären, trug er das Gift, das ihn innerlich verzehrte, lange in sich herum, und schien nur auf eine Gelegenheit zu harren, um sich an seinem Nebenbuhler zu rächen. Unter diesen Umständen trat für ihn die Nothwendigkeit einer Reise nach Wien ein, es handelte sich dort um seine persönliche Gegenwart um einen eigenhändig zu vollziehenden Akt. Er entschied sich für die Reise, und da sein Aufenthalt in der Residenz höchstens vier und zwanzig Stunden dauern konnte, so hielt er es nicht für angemessen, seine Gattin wegen so kurzer Abwesenheit mitzunehmen und die Fatiguen einer so schnellen Hin- und Rückreise ertragen zu lassen. Der Reisewagen ward gepackt, die Pferde wurden bestellt und der Graf verließ das Haus, um schnell noch ein paar Besuche zu machen. Als er von diesen unerwartet rasch heimkehrte, sah er das Kammermädchen seiner Gemahlin mit einem Briefe in der Hand durch das Vorzimmer schlüpfen, wahr-

scheinlich im Begriffe das Billet außerhalb des Hauses zu bestellen. In den Augen eines eifersüchtigen Vaters erscheint Alles verdächtig, und zuweilen führt dieser Verdacht auf die Spur der Wahrheit. Der Graf eilte auf das Mädchen zu und entriß ihren Händen den Brief.

„Mayba,“ herrschte er ihr zu, „Du schweigst hierüber gegen Deine Gebieterin, gibst vielmehr vor, den Auftrag pünktlich besorgt zu haben. Gehorcht Du, so sind zehn Dukaten Dein, plauderst Du, so jag’ ich Dich aus dem Hause und meine Sorge soll es sein, daß Du in ganz Pesth keine Stelle findest.“

Das Mädchen versprach zu gehorchen und hielt Wort.

Hatte die Gräfin eine ungeschickte Botschafterin gewählt, so hatte sie wenigstens mit Vorsicht geschrieben. Das Billet enthielt weder Unterschrift noch Adresse und bestand nur aus folgenden Worten:

„Morgen Abend um sechs Uhr erwarte ich Sie.“

Aber der zornglühende Gemahl erkannte die Schriftzüge seiner Frau und konnte daher nicht in der Person irren, welcher dieses Rendezvous galt. Er eilte zu Baron Banffy.

„Herr Baron,“ sprach er, ohne sein Aufbrausen zu verbergen, „Sie sind der Anbeter meiner Frau!“

„Herr Graf —“

„Ja, ja, mein Herr, seit längerer Zeit schon ahnte ich diese verbrecherische Verbindung, heute wurden mir die vollen Beweise.“

„Sie hätten Beweise?“ fragte Banffy mit erstaunter Miene.

„So ist es; Sie warteten nur auf meine Abreise, und morgen hofften Sie sich über mein Vertrauen und meine Leichtgläubigkeit lustig zu machen. Wohlان, mein Herr, morgen noch vor meiner Abreise will ich Ihnen beweisen, daß es nicht so leicht wird, wie Sie meinten, sich über mich lustig zu machen.“

„Aber, Herr Graf, Ihre Frau Gemahlin —“

„Das ist meine Sorge,“ erwiderte wüthend Matolan; „was Sie selbst betrifft, so habe ich nur um Eins zu bitten: daß Sie morgen früh mit dem Schläge Sechs in dem Wäldchen erscheinen.“

„Aber, Herr Graf,“ entgegnete Banffy, „Sie sind in einem unbegreiflichen Irrthum. Ich habe niemals für die Frau Gräfin etwas empfunden und ebensowenig sie für mich. Ich weiß nicht, was Sie mit Ihrer Reise sagen wollen, um die ich gar nicht wußte.“

„Glauben Sie, ich kenne so wenig die Weltfitt für einen Fall, wie Sie sich jetzt darin befinden! Alles

läugnen, das Handgreifliche selbst läugnen, darin sucht man alsdann die Ehre; denn ein Geständniß wäre Verrath. Ich verlange auch kein Geständniß von Ihnen, sondern Genugthuung. Da Sie übrigens einsehen werden, daß ich meine Schande nicht veröffentlichen will, so werden wir uns ohne Zeugen schlagen.“

„Sie sind wahnsinnig!“ rief Banffy.

„Und Sie feig!“ brauste Matolay.

Diese Beschimpfung verschloß jeden Ausweg und das Duell wurde angenommen. Als der Graf wieder in sein Hôtel kam, ließ er kein Wort fallen, das bei seiner Gemahlin irgend Verdacht erregen konnte. Er traf die weiteren Anstalten zur Reise und es genügte ihm, diese um zwei Stunden weiter hinauszusetzen. Des andern Tages verließ er, ohne Jemand Kunde zu geben, sehr früh das Haus und trat eine Stunde später in das Gemach seiner Frau. Diese war eben aufgestanden, oder besser gesagt, noch nicht zu Bette gekommen, denn sie hatte eine Nacht in Thränen verbracht. Eine Frau, die im Begriffe steht, den ersten Fehltritt zu begehen, kämpft lange gegen sich selbst und gegen die Liebe; sie zittert, sie zögert, sie will und will auch nicht; nahe daran ihre Ruhe, ihren Ruf, ja vielleicht ihre Zukunft zu opfern, fühlt sie bereits vorzeitige Gewissensbisse, und die Klugheit, die

hier oft zum letzten Mal zu ihr spricht, ruft ihr lauter denn jemals zu. Die Gräfin Matolay verstand diese Warnungsstimme und begriff vollkommen, welchen Gefahren sie sich durch eine unbesonnen gewährte Zusammenkunft aussetzen würde; ihr Gegenentschluß war gefaßt und als der Graf in ihrem Zimmer erschien, lief sie ihm mit thränenden Augen und offenen Armen entgegen.

„Mein Gemahl,“ rief sie ihm zu, „verzeihen Sie mir: noch bin ich zwar schuldblos, aber doch bedarf ich Ihrer Verzeihung. Ich wünsche nicht, daß Sie verreisen, und wenn es doch durchaus sein muß, so bitte ich, nehmen Sie mich mit. Ich will nicht allein in Pesth zurückbleiben. Ich werde Ihnen Alles auf dem Wege erklären und doppelt leicht und gern, wenn Sie mir erst verzeihen haben.“

„Sie können unnütze Geständnisse sparen,“ antwortete finster der Graf und reichte ihr den unterschlagenen Brief hin, „ich bedarf dieser heuchlerischen Reue nicht, denn ich weiß Alles, und bin mehr als sicher, nicht betrogen zu werden, wenigstens von Dem nicht, an den Sie gestern dies geschrieben. Ich habe mich gerächt.“

„Gerächt! was wollen Sie damit sagen?“

„Daß mein begünstigter Rival, daß Derjenige,

der nur auf meine Abreise lauerte, um Sie zu verführen, leblos draußen im Wäldchen liegt."

„Stephan! unglücklicher Stephan!" rief schmerz-erschüttert die Gräfin, „meine wahnsinnige Neigung kostet Dich das Leben!"

„Was sagen Sie, Stephan?" stotterte erblaffend Matolay, „Sie sprachen also vom Grafen Somfich?"

Die arme Frau konnte vor Schluchzen nicht antworten; ihr Gatte faßte sie am Arm und schüttelte sie heftig:

„Erklären Sie sich, also war es Somfich an den Sie gestern schrieben und dem Sie ein Rendez-vous gewähren wollten?"

Die Unglückselige gab ein bejahendes Zeichen.

„Der also ist es, den Sie lieben," rief erstarrt Matolay, „und ich Wahnsinniger komme eben von da her, wo ich einen unschuldigen jungen Mann leblos hingestreckt, der mir vergeblich geschworen, daß weder er an Sie noch Sie an ihn gedacht hätten!"

Verstört, außer sich, voll Entsetzen und Reue schoß der Graf hinaus wie ein Blitz; er stürmte nach dem Plage, wo der Zweikampf stattgefunden, um dem Manne vielleicht noch Rettung zu bringen, den er mit dem Tode ringend verlassen hatte. Aber Danksy war nicht mehr zu finden, sei es nun, daß ihm Freunde,

ohne Vorwissen des Gegners gefolgt waren, sei es, daß der Zufall mittelbige Vorübergehende hieher geführt hatte. Regungslos starrte der Graf einige Zeit die blutigen Spuren seines Opfers an, dann lehrte er heim, bestieg, da die Pferde bereit waren, den Reisewagen, ließ seine Gemahlin an seiner Seite Platz nehmen und befahl die Wiener Straße einzuschlagen. Als sie eben aus einer Gasse bogen, begegnete ihnen Stephan Somfich, der von allem was sich innerhalb achtzehn Stunden begeben, nichts ahnte, und beide Gatten auf die freundlichste und höflichste Weise grüßte. Der Graf war nahe daran sich aus dem Wagen heraus auf seinen glücklichen Nebenbuhler zu stürzen, aber die Erinnerung an den erst begangenen Mord hielt ihn zurück; er drückte sich tiefer in die Kissen, bedeckte die Augen mit der Hand und wandte sich an seine Gemahlin.

„Sie liebten also den Baron Banffy nicht?“

„Niemals, mein Gemahl.“

„Und er richtete nie ein Wort an Sie, das ich nicht hätte mit anhören dürfen?“

„Eben so wenig.“

„Während dieser, der eben an uns vorbeiging —?“
der Graf stockte in seiner Frage und preßte krampfhaft die Hände zusammen.

Die Gräfin legte nun ein aufrichtiges Geständniß dessen ab, was sie ihre Schuld nannte und was im Grunde nur die Einleitung zu einem Fehltritt war, den sie noch bei Zeiten zu vermeiden die Kraft hatte. Indessen verbarg sie ihrem Gemahl klüglich den Umfang der Leidenschaft, welche sie für Somfich fühlte: Dieser junge Cavalier hatte einen gar tiefen Eindruck auf ihr Herz gemacht; sein Bild stand tagesüber in ihren Gedanken, des Nachts in ihren Träumen. Doch so glühend diese Liebe auch scheinen mochte, so war sie doch nicht sehr gefährlich. — Der Graf von Ratolay verlegte bald darauf seinen Wohnort nach Wien; der geliebte Gegenstand verschwand aus ihren Augen; dann hatte schon ihre erste Unbesonnenheit Blut gekostet und die Gräfin hätte sich selbst als Mörderin betrachtet, wenn sie nur ein Haarbrett von dem Wege ihrer Pflicht gewichen wäre; so hatte sich ihre Tugend ganz erkräftigt.

Der Graf seinerseits war von nun an nicht mehr eifersüchtig; er belauerte und hütete seine Frau nicht mehr: der unglückselige Zweikampf hatte die traurige Leidenschaft erstickt, — und der schönste Friede herrschte in dem Bündnisse der Beiden, als der Gemahl plötzlich durch ein hitziges Fieber hingerafft wurde. Nachdem die Zeit der tiefen Trauer vorüber war, lehrte die Wittwe

nach Pesth zurück, wohin sie die Erbschaftsangelegenheiten beriefen. Baron Banffy war indessen nicht gestorben; aber der Degen des Grafen hatte ihn sechs Monate hindurch zwischen Tod und Leben an's Krankenlager gefesselt, und da seine eigenen Vermögensumstände größtentheils von der Ordnung eines schwebenden auswärtigen Prozesses abhingen, bei welchem seine persönliche Gegenwart und mündliche Angabe dringend nothwendig war, so hatte er diesen in erster Instanz verloren und sah dadurch seine ganze Stellung bedroht; seine Revenuen waren in Beschlag genommen, er war der Mittel beraubt seine Sache fortführen zu können und sah seinem bevorstehenden Ruin entgegen. Dazu kam noch ein anderes Unglück. In der Einsamkeit seines Schmerzenlagers gedachte er jener Gräfin Matolay, die er geliebt haben sollte, seine Phantasie erhitze sich und endlich meinte er selbst, der Graf habe doch nur zur Hälfte geliebt. Nie hatte er der Gräfin den Hof gemacht und doch mußte er von ihr geliebt sein, denn dieses Geheimniß wußte er ja von ihrem eigenen Manne. Die Gräfin erschien seiner Einbildungskraft jung und reizend und von einer glühenden Liebe verzehrt, die von so Vielen gesucht und von ihm selbst bis dahin nicht einmal erwidert worden war.

Zu der Höhe des Fiebers kam dieser ewig wiederkehrende Gedanke und das Bild einer Frau, die erst seine Sinne verwirrte und ihn dann ganz bezauberte. Mit einem Wort er verliebte sich bis zum Wahnsinn in die Gräfin, und als diese nach Pesth kam, lag er zu ihren Füßen. Die Wittwe liebte ihn nicht, sie trug, wie ich Dir bereits gesagt, eine andere Neigung in ihrer Brust; aber es gibt Herzen, welche gewissen Sympathien, die im Unglück groß gezogen werden, welche dem Andrang wunderbarer äußerer Verhältnisse nicht widerstehen können. Wenn die Gräfin den schönen jungen liebeglühenden Mann ansah, den seine Leidenschaft fast das Leben und sein Vermögen gekostet hatte, so füllten sich ihre Augen mit Thränen. Eine Stimme der Großmuth und des Edelannes flüsterte ihr zu, daß sie dem Liebeslehenden einen Ersatz schuldig, daß es ihre Pflicht ist, ihn glücklich zu machen und zur Rettung seines halbverlorenen Besitzes beizutragen. Wohl ist es eine alte Wahrheit, daß Mitleid noch keine Liebe ist, — aber eben so wahr ist es, daß bei der Gräfin Matolay der Edelmann sogar über die Liebe siegte, und daß sie dem Baron Banffy ihre Hand reichte.

„Ohne ihn zu lieben?“ fragte Helene von Zerovits ihre Mutter.

„Ohne ihn zu lieben“ — entgegnete diese.

„Das ist unmöglich!“ rief die junge Dame.

„Unmöglich?“ meinte die Aeltere, „und Du selbst weißt es doch so gut wie ich, die Dir's erzählte; denn unter dem Namen der Baronin Banffy habe ich Dir nur meine eigene Geschichte mitgetheilt.“

„Wie, meine Mutter?“

„So ist es, Helene; ich war es, die in ihrer ersten Ehe vor etwa sieben und zwanzig Jahren durch eine unbedachtsame Gewährung den Herrn von Horvath fast ums Leben brachte; ich war es, die als Wittwe denselben Herrn von Horvath, Deinen Vater, heirathete, um ihn für sein Blut und das Unglück zu entschädigen, das er um meines Fehlers willen erlitten; ich war es, die auf dem Punkte stand, durch einen einzigen unüberlegten Schritt Ruf und Stellung einzubüßen. Glaube mir Helene, die aufstammende Glut der Liebe ist lange nicht so beglückend, als das ruhige und makellose Leben, das ich geführt habe. Jetzt fühle ich es, daß ich bei Somsch keine so glücklichen Tage erlebt hätte, wie sie mir Dein Vater bereitet hat. — Doch, um auf etwas Anderes zu kommen, Du schreibst eben einen Brief als ich eintrat, laß Dich durch mich nicht stören, mein Kind, und fahre fort in Deiner Correspondenz.“

Statt aller Antwort eilte Helene an den Schreibtisch, suchte das verborgene rosenfarbene Velinblatt hervor, zerriß es in kleine Stücken und warf es in den Ofen. Frau von Horvath umarmte ihre Tochter.

„Helene,“ sprach sie zu ihr, „Du bist viel glücklicher als ich, denn Du bist mit einem Manne verbunden, den Du liebst — ein Loos, welches mir zweimal versagt blieb. Ich weiß wohl, daß Lerovits Dich jetzt etwas vernachlässigt, daß er in der Welt herumfährt und seine Gattin unter der Obhut ihres Schutzgeistes und ihrer Mutter daheim läßt. Aber belehre Dich an meinem eigenen Beispiel, meine Tochter, und laß es nie darauf ankommen Blut und Schande in den Becher Deines Lebens zu rühren! Sage, wäre es Dir nicht gleichviel, wenn wir statt nach der Promenade etwas weiter hinaus führen? Wenn Lerovits von Wien zurückkehrt, fände er uns auf dem Lande eingewohnt, seiner Ankunft harrend, und im ersten Sonnenglanze des Frühlings, dort in der lachenden Natur, wohin Du nur um feinetwillen gegangen, müßtest Du ihm schöner erscheinen, als je und reizender als alle Damen Wiens, die vielleicht jetzt seine Aufmerksamkeit fesseln.“

Die beiden Frauen thaten was dieser Vorschlag

andeutete und gingen auf das Land; Frau von Horvath rettete ihre Tochter aus einer nahen Gefahr, und ein abeliger Windbeutel blüßte ein parfümirtes Liebesbriefchen und die ersehnte Frucht seiner Bewerbung ein.

Ein Herbst in der Fremde.



Es gibt doch Begebenheiten und Lebensfahrten in der Welt, die gerade so aussehen, als ob das Schicksal sie eigens für die Komödie vorbereiten und als ob es darin einen fertigen Cannevas für ein Theaterstück liefern wollen, den nun irgend ein Berufener oder Talentloser aufnehmen und hinter der Lampenreihe zur gefälligen Lüge umstempeln soll. Blickt uns eine solche Handlung dann aus der Coullissen-Perspektive entgegen, angethan mit den Zierrathen und Verunstaltungen von Schminke, Glitterwerk, hohlen Phrasen und aufgebunsenem Deklamationsbombast, so denkt kein Mensch an die Möglichkeit, daß irgend Aehnliches in der Wirklichkeit vorgekommen sein könne und daß da oben ein wahres warmes Stück Leben abgespielt werde. Im Leben selbst tritt derselbe Fall umgekehrt ein, — wenigstens in unserem deutschen Leben. Wir selbst, die wir etwas Interessantes, Merkwürdiges, Ungewöhnliches mit erlebt oder wenigstens in der Nähe mit angesehen haben, wir scheuen uns — wenn wir nicht in die Klasse gewisser Kunsthandwerker gehören — sozusagen vor dem Gedanken: das

gäbe eine prächtige Komödie! Noch weiß ich nicht recht, ob diese Scheu bloß aus der Ehrfurcht für Privatverhältnisse, oder aus der innern Mißachtung gegen deutsche dramatische Kunst herrührt. Den ersten Grund widerlegt die häufig vorkommende Lust, Tagebücher zu führen und die neuerlich sichtbar werdende Hinneigung zum Memoirenfache; jedenfalls muß daher der zweite Grund stark wiegend in die Schale fallen. Erst wenn eine längere Zeit vorübergegangen und die Begebenheiten gleichsam in jenen Hintergrund geschoben hat, für welchen keine haarscharfe Anschauung, kein allzu lebendes Interesse mehr in uns vorhanden, erst dann entschließen wir uns, dies oder jenes Erlebte theaterpassend und komödientauglich zu finden.

So ist es mit nachfolgender Geschichte, die insoweit meinem eigenen Leben angehört, als mir das Vorhergehende derselben von einem liebwürthen Freunde vertrauensvoll mitgetheilt und ich selbst ein Zeuge ihres weiteren Verlaufes wurde.

Ich erzähle nur rhapsodisch.

Es mögen etwa sieben Jahre sein, als ich nach einem mehrmonatlichen Aufenthalte in dem geräuschvollen luxuriösen Mailand mich nach Stille und ländlicher Zurückgezogenheit sehnend, die Straße nach Calende einschlug, die malerisch reizenden Ufer des

Lago maggiore durchstrich und das schöne Hügel-
land mit Ortschaften, Landhäusern, Weinbergen, Gärten
und Kastanienwäldern, als ein poetisch beschaulicher
Reisender durchwanderte. Auch ein Besuch auf den
entzückenden borromäischen Inseln wurde gemacht;
Isola bella und Isola madre nahmen mich auf als
fröhlichen Bewunderer einer paradiesischen Natur;
Pomeranzen und Citronenbäume, zu dichten Hecken
verbunden oder zu Lauben sich wölbind, umdufteten
mich mit ihren Wohlgerüchen; Haine hochstämmigen
Lorbeers, Myrten, Cypressen und fruchtttragende Gra-
natbäume umgaben mich mit ihrem niegefaunten
Zauber, und das Gemüth bereichert mit so lieblichen
und herrlichen Eindrücken, setzte ich meine Wanderung
theils zu Fuße, theils zu Wasser bis an das nordöstlich
hinbiegende Ende des See's fort, wo dieser den Ticino
aufnimmt.

Ich befand mich in der italienischen Schweiz, im
Canton Tessin, und fühlte nun mehr als je das
Bedürfniß auszuruhen, Mappe und Lagebücher zu
ergänzen und zu ordnen und in stiller Einsamkeit die
jüngst verlebten Monate an meinem inneren Gesichte
vorübergehen zu lassen. So kam ich in Bellinzona
an, das am Eingange in das Rivierathal und am
Ticino zwischen zwei Felsen erbaut, mich gar eigen-

thümlich anzog. Die Stadt selbst als Stapelplatz aller über den St. Gotthard, Bernhardin und Lufmanier nach Italien gehenden Waaren, hatte in dieser Eigenschaft eben nicht viel Anziehendes für mich, um so mehr aber durch ihre reizende Lage und durch den mir besonders erfreulichen Umstand, daß mir auf einer der Anhöhen nach dem Rivierathal eine höchst freundliche und durch ihre malerische Aussicht ausgezeichnete Wohnung angeboten wurde. Mein Entschluß war bald gefaßt; ich blieb. Daß übrigens trotz der starken und geräuschvollen Passage des Städtchens auch andere Fremde daselbst ihren Herbstaufenthalt nahmen, um den Reiz der Landschaft zu genießen, bewies mir, daß es eben keine Sonderlingslaune von mir war, in Bellinzona zu verweilen.

Unter den Anwesenden entdeckte ich zu meinem großen Vergnügen den Baron B., welchen ich vor mehreren Jahren in R., seinem Wohnorte, kennen gelernt hatte. Obwohl wir uns damals ziemlich fern geblieben und nur durch den oberflächlichen Verkehr der Gesellschaft mit einander in Berührung gekommen waren, wurden wir uns hler in der Fremde, an die uns beide ein gleicher sympathetischer Zug fesselte, zum Bedürfniß und ein inniges Verhältniß hatte sich bald zwischen uns gestaltet.

Baron B. war ein Deutscher, von edlem, mildem Charakter, dessen ganzes Wesen einen Anstrich von Schwermuth trug. Vor einem halben Jahre Wittwer geworden, nach einer ziemlich unglücklichen Ehe, hielt er sich mit seinem einzigen Sohne Edmund, einem blühend kräftigen Manne von vier und zwanzig Jahren, seit einiger Zeit in der Schweiz auf, theils um sich von einem bewegten Geschäftsleben, dem er nun gänzlich entsagt hatte, zu erholen, theils um seinem Sohne, der jetzt die Welt sehen sollte, ein beratthender wohlwollender Gefährte zu sein.

Er war nicht glücklich, dieser sonst so rüstig, ja imponirend aussehende Fünfziger, der sich jetzt erst der Welt, seines Vermögens und vor allem seiner Freiheit hätte erfreuen können. Seine Frau hatte er allzu nachgiebig gegen die ehrsüchtigen Pläne seines Vaters, denn sie war die Tochter des Ministers, und verführt durch ihre Koketterie, nicht aber aus Liebe geheirathet. So fand er nur zu halb Ursache, gepeiniget von den Launen seiner Gattin, und von ihrer offenbaren Vernachlässigung auf das Tiefste gekränkt, zu beklagen, daß er ihr eine Geliebte geopfert hatte, von der er auf das Innigste wieder geliebt worden war. Diese war die Tochter einer adeligen Wittwe, die unweit der Residenz auf einem Gute wohnte. Sie

war ein Engel an Güte und Sanftmuth, und eben ihre Auspruchslosigkeit machte es ihm nur um so viel leichter, sich von diesem seinem wahren Lebensglück abzuwenden und es bei einem Wesen zu suchen, welches mit dem seinigen nicht harmonirte, und das nur durch die Realisirung gewisser äußerer Wünsche nach Glanz und Karriere empfohlen wurde.

Doppelt schmerzlich war ihm die Erinnerung an seine Gattin, da er wegen ihr sein Gewissen mit einem unauslöschlichen Frevel beladen hatte. Denn kaum, als der Baron in ein Verhältniß zu ihr getreten, forderte seine Verlobte als Ritterdienst von ihm, sie wegen einer erlittenen Beleidigung an einem damals sich in der Residenz aufhaltenden italienischen Maler zu rächen, — der sich aber nur darin an ihr versündigt hatte, daß er einem gewissen sichtbaren Entgegenkommen von ihrer Seite eine unverzeihliche Kälte entgegengesetzt. Baron B., berückt von dem Einflusse seiner neuen, mehr erträumten als wirklichen Liebe, hatte den Italiener gefordert und tödtlich verwundet auf dem Wahlplatze zurückgelassen. Er mußte deshalb in's Ausland fliehen.

Als er wieder zurückkehrte, konnte er über das Schicksal seines Gegners durchaus nichts erfahren. Auch seine ehemalige Geliebte war während seiner Abwe-

senheit mit ihrer Mutter aus der Heimath fortgezogen, Niemand wußte wohin. Er hatte darauf die Tochter des Ministers geheirathet, und wurde durch diese selbstgewählte Fessel ein Unglücklicher.

Die Erinnerung an jene Begebenheiten und an die nachfolgende Zeit war für ihn immer eine reiche Quelle von Schmerz und Reue. Die Wunde fing allmählig an zu vernarben; die Reisen und der sorgloser heitere Aufenthalt in der lachenden Fremde, die unbämmerte Hingebung Edmund's an all die paradiesischen Eindrücke des Niegesehenen, die Entfernung von allen den Anhaltspunkten unliebsamer Erinnerung, — alles das träufelte unsichtbar und allmählig einen lindernnden Balsam in das betrübte Gemüth meines Freundes. So war eine geraume Zeit, ja sogar schon ein Monat in Bellinzona hingegangen, da erfuhr der Baron eines Tages von seinem alten treuen Diener Herbst, der in alle früheren Verhältnisse seines Herrn eingeweiht war, daß Edmund gar häufig in ein Häuschen im nahen Rivierathal gehe, wo man ihn sehr oft an der Seite eines Mädchens im vertraulichsten Gespräche wandeln sehe.

Nicht Mißtrauen, aber eine Art väterlicher Neugierde war es, welche dem verlässlichen Diener den Auftrag gab, nachzuforschen, was die Sache zu bedeuten

habe. Dieser hinterbrachte dem Baron gar bald, daß es ein wunderliebliches Wesen sei, das den jungen Herren gefesselt halte; daß dieses Mädchen ihn selbst, den alten Herbert, wunderbar ergriffen habe; daß es das wahre Abbild sei Derjenigen, die der Herr Baron einst um seine verstorbene Gemahlin verlassen, besser aber niemals verlassen hätte. Durch diese Erinnerung lebten in dem Vater mit einem Male wieder alle Bilder der Vergangenheit in den schärfsten Farben auf. Er suchte das Portrait seiner geopferten Natalie (so war des Mädchens Name) hervor, und dachte wehmüthig an ein verlornes Glück.

Von der Geliebten Edmund's hatte Herbert nicht zu viel gesagt. Sie war wirklich der Inbegriff von Liebreiz und Anmuth. Sie lebte mit ihrem Vater, den man als einen piemontesischen Nobile kannte, im Einbuge des Rivierathales in einem hübschen Häuschen, wohin sich dieser, seines Vaterlandes müde, zurückgezogen hatte, während ein bedeutendes Mailänder Haus von Zeit zu Zeit ansehnliche Baarschaften für ihn nach Bellinzona beförderte. Der Piemontese galt im Städtchen als ein rauher, menschenfeindlicher Mann von unbeugsamem Stolze, aber eben so unverkennlichem Seelenadel. Unzufrieden mit sich und der Welt, die ihm viel Böses angethan haben mußte, lebte er jetzt

einsam unter fremdem Namen — er ließ sich kurzweg Luigi nennen —, und wie es schien nur seinen Erinnerungen, seinem Schmerz über vereitelte Pläne, und seiner Tochter, die ihm die einzige Freude, und das einzige Band war, das ihn noch an's Leben kettete. Gegen jeden Deutschen hegte er einen tiefen Haß, und war schon aus diesem Grunde einem Verhältnisse seiner Tochter mit Edmund entschieden abgeneigt.

Der junge Baron hatte sich darum auch unter fremdem Namen bei ihm eingeführt. Jetzt, wo seine zärtliche Leidenschaft den höchsten Grad erreicht hatte, beschloß der junge Mann auch das Letzte zu wagen, nämlich sich seinem Vater zu entdecken, und ihn, an dessen Einwilligung er gar nicht zweifelte, als Vermittler zwischen seiner Liebe und dem Haße Luigi's anzurufen. So geschah es, daß Edmund, die Seele voll von Liebesträumen und mit seinem Plane beschäftigt, eben zu seinem Vater eintrat, als dieser das Bild seiner ersten Geliebten mit Rührung betrachtete. Der Baron ward sichtlich verlegen, da der Sohn von seines Vaters Jugendleben nichts wußte und die Zeit für eine solche Mittheilung noch nicht gekommen schien, und legte das Bild bei Seite. In dieser Stimmung aber war er eben nicht sehr geneigt, dem Sohne, dessen Einleitung auf den Gegenstand des Gespräches

und der abenteuerlichen Wünsche schließen ließ, günstiges Gehör zu geben. Der Baron zeigte sich daher ziemlich kalt, unterbrach den Bittenden, trug ihm auf, sich reisefertig zu machen, indem bei vorrückendem Herbst hier nicht länger zu bleiben sei, und entfernte sich nach dieser scheinbar ganz ruhigen Rede.

Edmund vermochte sich des Vaters Benehmen nicht zu enträthseln, versank in grübelndes Nachsinnen und fand zufällig zum Tische vorschreitend das Bild, erkannte in demselben sogleich seiner Geliebten Züge, ward in dieser Meinung nur noch mehr bestärkt, als er an der Rückseite den Namen Natalie erblickte, und hielt sich nun fest überzeugt, daß sein Vater sein Nebenbuhler, er selbst aber von Natalien hintergangen sei. Gefränkte Liebe, Eifersucht und Schmerz überwältigten den jungen schwärmerisch Liebenden und so stürmte er fort zu Natalien, um — er wußte selbst nicht was zu thun — sie zur Rede zu stellen, mit seinen Worten zu vernichten, und dann zu fliehen, und Geliebte, Vater und Vaterland nie mehr zu sehen.

Bald war das Häuschen im Rivierathal erreicht und wie er hier Natalien gegenüberstand, das verhängnißvolle Bild in der Hand und tränkende Vorwürfe auf den Lippen, da steigerte sich sein Zorn bis zur Raserei, weil er aus der Armen, Gequälten und Gefolterten nichts herauszubringen vermochte als Thrä-

nen, und nun überdies plötzlich sein Vater daselbst erschien, welcher von dem Verhältnisse seines Sohnes näher unterrichtet zu sein, und die Aussage Herbert's mit seiner eigenen Ueberzeugung zu vergleichen beschloß.

Sprachlos und verwirrt stand der Baron im Anschauen Nataliens versunken. Noch immer schweigsam und mit Würde gebot er mehr mit Zeichen als mit Worten dem Sohne, dessen Leidenschaft auf's Höchste zu steigen begann. Rührend war der Schmerz und die Verwirrung Nataliens, die nichts von Allem fassen konnte, die den eben eingetretenen Mann, um dessen Willen sie von Edmund so sehr gequält wurde, niemals gesehen, diesen Mann, der doch ihr Bild besaß, und sie vermochte sich das Betragen ihres Geliebten nicht zu enträthseln, noch seine Drohung, sie zu vernichten, bis endlich Eulgi erschien.

Aber welch ein neues Ereigniß: Edmund's Vater und der Piemonteser erkennen sich; Eulgi ist nämlich jener italienische Maler, den er im Zweikampf getödtet zu haben glaubte. Der Baron meint einen dem Grabe Entflogenen vor sich zu sehen. Die Kinder staunten und faßten nichts. Aber Eulgi's Zorn erwachte schnell, denn er sah nicht nur seinen Gegner vor sich, sondern auch den Verräther an Natalien. Der Baron hinwieder steht reumüthig vor ihm und bekennt sich zu jeder Genugthuung bereit; nur brennt

er vor Begierde von Natalien zu hören, und so erfährt er denn von dem finster Grollenden Folgendes:

Luigi, dessen eigentlicher Stand und Name Conte Boglia, hatte damals, durch politische Versuche compromittirt, sein Vaterland auf einige Zeit meiden müssen, und als Maler in Deutschland Zuflucht gesucht. In jenem Zweikampfe schwer verwundet und von seinem Freunde in die nahe ländliche Wohnung von Nataliens Mutter gebracht, wurde er hier von den edlen Frauen mit mildbthätiger Aufopferung gepflegt und endlich dem Leben wiedergegeben. Hier lernte er Natalien in ihrer Engelsgüte kennen und lieben; er trug ihr seine Hand an, und sie, nicht sowohl aus Liebe, denn sie liebte ja bereits einen Andern aus ganzer Seele, sondern mehr um gut zu machen, was dieser Andere an ihm verbrochen, und gerührt von Luigi's gänzlicher Hingebung, willigte endlich ein und folgte ihm als Gattin in die Heimath, wo sich indeß seine Verhältnisse sicherer gestellt hatten. Es gelang ihr, ihren Gatten längere Zeit von allen politischen Einmischungen fern zu halten. Sie gab ihm eine Tochter, die sie aber kaum bis über die Kinderjahre hinaus zu erziehen vermochte; denn die Kräfte fingen ihr an zu schwinden. Sie beglückte ihren Gatten, der sie wie eine Heilige verehrte; aber ihr Leben war im Innersten zerstört. Endlich erlag sie dem tiefen Weh,

das sie langsam aber sicher dem frühen Grab zuführte, in welches ihre Mutter ihr kurz vorher vorangegangen war. Nach ihrem Tod war es Ewigi nicht möglich ein ruhiges Leben zu führen. Er ließ sich wieder geheim in politische Combinationen ein, deren vorzei- tige Enthüllung ihn zwang, seinem Vaterlande für ewig den Rücken zu wenden.

Mit sichtbarem Unwillen hatte der Piemontese diese Auskunft gegeben, und nur darum so genau und bezüglich, weil er diesen Theil seines Lebens und Nataliens Schicksal wie Einen großen blutigen Vorwurf betrachtete, den er dem verhassten Baron B. jetzt vernichtend in's Gesicht schleudern konnte. Nach einer langen Reihe von Jahren sah er seinem Feind sich gegenüber, dieser hatte sich bereit erklärt ihm jede Genugthuung geben zu wollen, und das Blut des Südländers wallte glühend empor und die Sehnsucht nach Rache wollte diesen Augenblick der Gewährung nicht unbenützt vorbeigehen lassen. Schon waren die Waffen aus der Nebenstube geholt worden, da stürzte sich Natalie zwischen Beide, erinnerte ihren Vater an die letzten Momente ihrer engelgleichen Mutter und rief ihm sein Wort und seinen Schwur, gethan in die Hände der Sterbenden, daß er auf jede Rache Verzicht leisten wolle, in's Gedächtniß zurück.

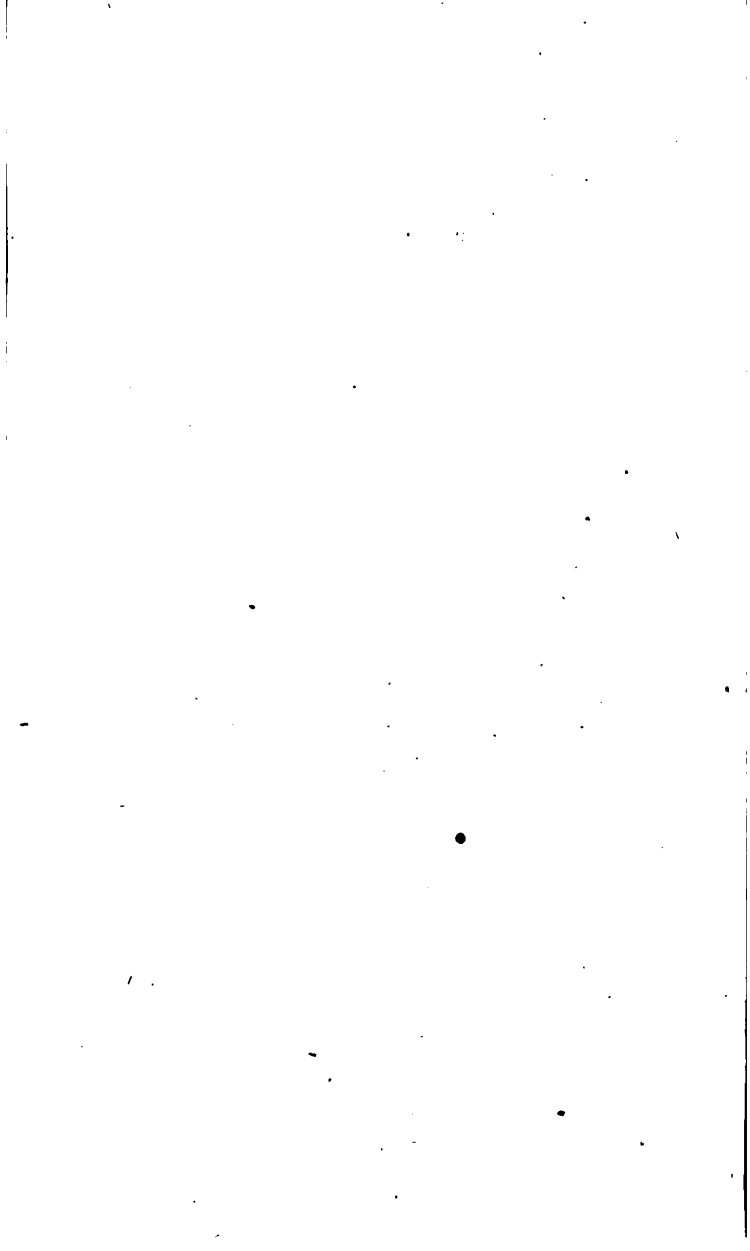
Besiegt durch das bittende Ebenbild der Verklärten und durch das Flehen des liebenden Jünglings, bot er endlich dem Vater Edmund's die Hand zur Versöhnung und nahm ihn verzeihend in seine Arme auf.

In diesem heiligen Augenblicke der Vereinigung zweier edlen Herzen erkannten auch die liebenden Kinder die glücklichste Gelegenheit zur Erfüllung ihrer Wünsche; sie sanken den Vätern zu Füßen, und wurden von diesen gesegnet im Geiste der verklärten Mutter Nataliens, die mit unsichtbarer Geisternähe versöhnend und erhebend einzuwirken schien. —

Bald darauf verließ ich mit den heiteren Vieren das für sie an Beglückungen, für mich an Naturschönheiten und Ereignissen so reiche Thal von Bellinzona. Baron B. entsagte seinem bisherigen Wohnort R., übersiedelte, ungetrennt von Conte Voglia, in ein anmuthiges deutsches Städtchen, wo ich erst kürzlich auf einem Durchfluge das fröhlich selige Beisammensein vier edler und verdient glücklicher Menschen mit ansah und mitfeiern half.

Und nun sage mir noch Einer, daß das Leben nicht oft die schönsten und befriedigendsten Komödienstoffe fertig vor uns hinlegt!

Der Galeerensträfling.



Die Pariser Sucht nach „Geheimnissen“ und interessanten Gaunern hat eine Geschichte hervorgeholt, die vor etwa fünf und zwanzig Jahren die allgemeine Aufmerksamkeit beschäftigte, selthet aber fast ganz vergessen worden und die nun neuerlings vor das lesende Publikum rückt.

Am 18. October 1800 wurde vor dem Criminaltribunal des Seine-Departements ein Mann von ungewöhnlichen geistigen Anlagen und ausnehmender Kühnheit, wegen vielfacher nächtlicher Diebstähle vermittelst Einbruch und falscher Schlüssel, zu vierzehn Straffahren auf den Galeeren verurtheilt. Dieser Mann hieß Peter Coignard; fünf Jahre später entwichte derselbe trotz aller aufgebotenen Wachsamkeit aus dem Bagno von Toulon, wo er gefangen saß. In der Nacht seiner Entweichung schiffte er sich auf einem kleinen spanischen Fahrzeug ein, das nach Catalonien segelte, wo er kurze Zeit darauf an's Land trat. Sein Stern führte ihn nach einer kleinen Stadt unfern der Rüste und ließ ihn dort die Bekanntschaft des Mädchens Maria Rosa machen, welche in Diensten des Grafen Pontis

von Sainte-Helene gestanden, eines französischen Emigranten, welcher kurz vorher gestorben war. Der Graf stammte aus einem alten edlen Geschlechte unweit von Soissons, hatte Frankreich frühzeitig verlassen, um in der königlich spanischen Armee Dienste zu nehmen, und war nach Südamerika geschickt worden, wo er sich bei Buenos-Ayres rühmlich hervorgethan. Er bekleidete dort einen hohen militärischen Rang und man hielt ihn wegen seines Muthes und seiner Tapferkeit in großen Ehren; aber Klima und Wunden zwangen ihn noch jung Amerika zu verlassen, und so kam er nach Spanien zurück, um die Versekung in ein ruhigeres Corps anzusehen. Der Lob kam aber rascher als die Gewährung und so starb er fern von seiner Heimath und seinen wenigen Verwandten, die ihn kaum gekannt, und hinterließ nichts als das Einzige, was er noch hatte, seinen Degen. Während seiner Krankheit und bis zu seinem Tode hatte ihn Maria Rosa sorgfältig gepflegt und aus Dankbarkeit vermachte er ihr das Unbedeutende, das ihm noch geblieben war.

Maria hatte das Wenige, das ihr zugefallen, nach und nach verkauft, um ihre Existenz dadurch einige Zeit zu fristen, aber die schwache Hülfquelle war bald erschöpft, und sie hatte von den Sachen

nun nichts mehr übrig, als eine kleine Schatulle mit alten Pergamenten und Schriften angefüllt, welche der Graf als das Kostbarste, das er hinterlasse, ihrer besondern Sorgfalt empfohlen hatte. In dieser Lage befand sich das Mädchen, als Coignard sie kennen lernte und sich durch Gewandtheit und Luthun ihres, bis dahin ganz reblichen Gemüthes bald bemächtigte. Beide ohne Hülfsmittel gestanden sich endlich ihre trostlose Lage und durchforschten das Inventarium, fanden aber nichts mehr; die Nothwendigkeit war jedoch drückend und so entschlossen sie sich, die kleine kostbare Schatulle an einen Juden, der oft darnach Gelüsten gezeigt, zu verkaufen; doch wollte Coignard vor Ablieferung den Inhalt durchmustern. Er gewährte bald, daß die alten Pergamente die Originalurkunden über des Grafen Abstammung und Adel, die übrigen Schriften seine Dienstpatente, Ehrenverleihungen und Brieffschaften waren — und augenblicklich bemächtigte sich seines Geistes der Gedanke: welchen Vortheil er selbst aus dieser Entdeckung in einem Lande wie Spanien ziehen könne, wo Adel und Titel von jeher das einträglichste Gaufelspiel waren.

Des andern Morgens schon verließ er mit Maria Rosa das Städtchen, bald darauf Catalonien und sie wandten sich nun nach Estremadura, um hier als Graf

und Gräfin Pontis von Sainte-Helene zu erscheinen, ein Name, den sie nicht mehr ablegten.

Ihr erstes Auftreten war glücklich; Coignard ließ sich unter seinem neuen Namen bei Mina vorstellen und wurde von diesem zum Offizier in einem Regimente unter dessen Befehl ernannt. Als solcher zeichnete er sich bei mehreren Gelegenheiten aus und empfing zur Belohnung seines Muthes den Alcantara- und Wladimir-Orden. Es war dies der Anfang einer Carriere, die ihn von Tag zu Tag bis zu einer schwindelnden Höhe erheben sollte.

Man kennt die Ereignisse, welche den Krieg zwischen Frankreich und Spanien und die französische Invasion herbeiführten. Coignard, der ein Paar Monate vorher die spanische Armee verlassen, präsentierte sich nunmehr dem Marschall Soult, wies die Dienstzeugnisse des Grafen von Sainte-Helene so aus Amerika wie aus Spanien vor, und bat um Aufnahme in französische Dienste. Der Marschall, eingenommen durch das Äußere und den Vortrag des Mannes, getäuscht von den Papieren und erachtend, daß ein Offizier von so besonderer Kenntniß des feindlichen Terrains und Heeres sehr erspriessliche Dienste leisten könne, behandelte ihn mit großer Auszeichnung und übertrug ihm in den schmeichelhaftesten Ausdrücken

den Posten eines Bataillons-Chefs. Coignard zeigte sich dieses Zutrauens würdig, erwarb sich die Achtung seiner Vorgesetzten und erfreute sich auf anständige Weise der Auszeichnung, welche dem Grafen und der Gräfin von Sainte-Helene überaß zu Theil wurde.

So kam das Jahr 1814 und mit ihm die erste Restauration. Coignard benutzte den Augenblick, um mit Maria nach Frankreich zurückzukehren, in der sicheren Hoffnung, daß unter allen den stattfindenden Umwälzungen ein Mann seines Schlages auf neues Glück und neue Erfolge hoffen könne. Er täuschte sich nicht. Kaum in Paris angekommen, war es seine erste Sorge, sich bei Ludwig XVIII. eine Privat-audienz zu verschaffen. Als ihm diese gewährt wurde, sprach er dem König mit Wärme von seiner Familie, seinen Ahnen, schilderte mit ergreifenden Farben das Unglück und die Verluste, die ihn getroffen, bot seinen Arm und sein Blut dem Hause der Bourbonen an und erbat sich vorläufig eine Unterstützung an Geld, deren er sehr bedürfe. Der König nahm ihn sehr wohlwollend auf, freute sich, den letzten Sprößling des edlen Geschlechtes der Pontis von Sainte-Helene zu sehen, gewährte seine Bitte und versicherte ihn für immer seiner Gnade. Ludwig XVIII., als geistreicher Fürst, scheute sich in der Folge nicht, von dieser auf

ihn selbst berechneten Mystification zu erzählen; er gestand vielmehr, daß das Feuer und die überzeugenden Worte Coignard's einen großen Eindruck auf ihn gemacht, und fügte hinzu, daß übrigens Jedermann bei Hofe seine Neigung für diesen Menschen getheilt habe.

Die Ereignisse gingen vorwärts und mit ihnen das Glück Coignard's. Napoleon hatte Elba verlassen und näherte sich wieder siegesfroh Paris. Der König war außer Stand, sich mit einem so furchtbaren Gegner zu messen und wählte noch einmal das Exil. Er flüchtete nach Gent, wohin ihn nur wenige Treue, und unter diesen Coignard, begleiteten. Das Unglück macht uns gegen Diejenigen vertrauensvoll, die uns umgeben und sich unserer Sache weihen; so setzte sich der falsche Graf von Sainte-Helene in der Gunst des Königs und der Hofherren immer fester. Immer sah man ihn an der Seite des Fürsten und er schien sich zu vervielfältigen, um sich jetzt für früher empfangene Gnaden dankbar zu bezeigen. Sein Credit stieg daher mit jedem Tage, und da er unter allen Gefährten des Königs der unglücklichste war, derjenige, dem das Glück am Härtesten mitgespielt, indem es ihn aller seiner Güter und Einkünfte beraubt hatte, so wurden theils ihm, theils der Gräfin, die in Paris zurück-

geblieben war, jeden Augenblick Gratifikationen und Unterstützungen verabreicht, mit dem Versprechen, daß noch weit mehr geschehen soll, wenn man erst wieder in Paris ist.

Die hundert Tage vergingen, der Kaiser wanderte auf ein Felsenland, um dort zu sterben. Die Bourbonen kehrten wieder in Begleitung ihrer treuen Anhänger, unter welchen sich immer der berühmte Graf von Sainte-Helene befand. Der neue König, kaum in den Tuileries angekommen, ward von einer Menge von Höflingen und Gnadensuchern umlagert: und wie es gewöhnlich zu gehen pflegt, die Verdienstvollsten und die wahre Proben der Aufopferung gegeben hatten, waren die letzten, die sich meldeten. Aber Coignard ließ nicht lange auf sich warten! er war einer der Ersten, der an Erfüllung der gegebenen Versprechungen erinnerte und ergoß sich bei dieser Gelegenheit wieder in Versicherungen seiner Ergebenheit. Das Glück begünstigte ihn wie bisher. Auf ausdrücklichen Wunsch des Königs ernannte ihn der Kriegsminister zum Lieutenant-Colonel der 72. Legion, der Legion der Seine, die in Paris garnisonirte. Jetzt etablierte er sich seiner neuen Stellung entsprechend, richtete sich ein prachtvolles Haus ein, kaufte Equipagen und ließ sich in den feinsten Gesellschaften ein-

führen, wo er mit Maria Rosa erschien, die sich ganz als Gräfin zu benehmen verstand. Sein Glück wuchs mit seiner Kühnheit; er wurde Mitglied der Ehrenlegion, bald Offizier, endlich Ritter des heiligen Ludwig, und gut unterrichtete Personen versichern, daß er eben auf dem Punkte war, zum Flügeladjutanten des Herzogs von Angoulême ernannt zu werden.

Es ist hieraus zu ersehen, wie hoch sich dieser Mensch in seinem Glücke erhoben hätte, wäre nicht ein zufälliger Umstand seinen weiteren Erfolgen hindernd entgegengetreten und zum Entdecker seiner Schandthaten geworden; denn seit er in Paris war, hatte er, um dem Luxus und der Verschwendung genügen zu können, in seinem Hause eine heimliche Stätte der Diebereien und Verbrechen errichtet, die mitten in glänzenden Salons und in der feinen Welt ausgeübt wurden. Als er an einem schönen Morgen des Monats Mai 1818 auf dem Vendômeplatze einer Truppenrevue bewohnte, wurde er, wiewohl inmitten eines glänzenden Offizierscorps, von einem freigewordenen Galeerensträfling, Namens Darius, erkannt, der mit ihm auf einer Ruderbank gesessen und nun nach zwanzigjähriger Strafzeit aus Toulon entlassen worden war.

Im ersten Moment meinte Darius seinen Augen nicht trauen zu dürfen; er beobachtete ihn daher wäh-

rend der ganzen Zeit der Parade und erkannte ihn nun entschieden an einem gewissen Nervenzucken, das Coignard schon damals an sich gehabt und seitdem nicht verloren hatte; von jetzt an verlor er ihn keinen Augenblick aus dem Gesichte, folgte ihm an sein Haus, trat dort bald nach ihm ein und ließ sich anmelden.

Ein Diener führte ihn in ein prachtvolles Gemach, und als sie sich nun ohne Zeugen gegenüber standen, sprach der Fremde: „Entsinnst Du Dich meiner noch? ich bin Darius, Dein Kettenkamerad von der Galeere. Ich will Dir nichts Böses und wäre unfähig Dich zu verrathen; aber Du bist reich und ich unglücklich; hilf mir aus der Noth, und Du kannst auf meine Verschwiegenheit und Dankbarkeit zählen.“

Auf diese gutmüthige und natürliche Anrede gab es eigentlich keine andere Antwort, als wohlwollende Aufnahme und Unterstützung des alten Unglücksgefährten. Aber jene wunderbare Verblendung, welche große Verbrecher immer an Gericht und Strafe verfallen läßt, bemächtigte sich jetzt Coignard's. Frech läugnete er die Wahrheit, behandelte den Elenden, der sein Mitleid anflehte, mit empörender Härte und ließ ihn, um nichts mehr anhören zu müssen, aus dem Hause werfen. Von diesem Augenblick an war er verloren.

Darius, im Innern wüthend, begab sich sofort auf das Ministerium, bat bei dem Herzog von Decazes, damaligen Minister des Innern, um Gehör, indem es sich um Dinge von hoher Wichtigkeit handle, und wurde angenommen. Im Cabinet des Herzogs erklärte er den ganzen wahren Hergang, erzählte Soignard's frühere Geschichte und erbot sich, die nöthigen Beweise zur Befräftigung seiner Angaben beizubringen.

Herr von Decazes war durch diese Enthüllung im hohen Grade bestürzt, denn er sah ein, welch ein Scandal sie herbeiführen müsse; zugleich fiel es ihm bei, daß er sich die unangenehme Geschichte vom Halse schaffen könne, indem er sie dem Militärgerichte überwiese, dem sie eigentlich angehörte, — und so hieß er Darius in seinem Namen den General Despinoy, den Commandanten der Militär-Division, aufsuchen und diesem das Mitgetheilte wiederholen. Zufrieden mit den ersten Erfolgen seines Rachebegehrens, verfügte sich Darius sogleich zu dem General und wiederholte mit großer Pünktlichkeit, was er dem Minister erzählt und was dieser ihm hierauf gesagt hatte. Bei Anhören dieser Enthüllungen überflog Schamröthe das Antlitz des alten würdigen und ehrenhaften Kriegers der Republik und der Kaiserzeit und er rief mit Lebhaftigkeit: „Wie könnt Ihr diese fürchterliche Aussage bekräf-

tigen?“ — „Mein General,“ antwortete Darius, „lassen Sie mich hier in Gewahrsam bringen, befehlen Sie, daß Coignard sofort erscheine und dann confrontiren Sie ihn mit mir; früher aber sein Sie so gnädig, mir etwas Speise und Trank reichen zu lassen, denn ich bin seit vierundzwanzig Stunden nüchtern.“

Der General that so; er ließ ihn vorläufig auf die Wache bringen und ihm zu essen geben, und schickte sogleich einen Ordonanzoffizier an den Commandanten der 72. Legion, mit dem Befehle, dieser möge sich augenblicklich in das Generalquartier der ersten Division verfügen. Coignard beeilte sich in großer Uniform und mit allen seinen Decorationen zu erscheinen. Bei seinem Eintreten sagte ihm der General in einem ironisch-verächtlichen Tone: „Herr Graf Pontis von Sainte-Helene, länger werden Sie das Gouvernement und mich nicht täuschen. Ich weiß, daß sie der Galeerenflüchtling Coignard sind.“ Diese heftige Anrede machte den Elenden keineswegs bestürzt: „Mein Herr General,“ erwiderte er, „ich bin Ihnen für den Titel, den Sie mir geben, sehr verbunden; doch will ich nach Hause gehen und Papiere holen, die Ihnen beweisen mögen, wer ich bin.“ — „Nicht so,“ entgegnete der General, „Sie sollen nicht allein gehen;

ich werde Ihnen einen Offizier und zwei Gensb'armen zur Begleitung geben; früher aber sollen Sie noch eine Probe bestehen." Nach diesen Worten ließ er Darius hereinführen, bei dessen Anblick Coignard eine gewisse innere Bewegung nicht unterdrücken konnte, welche der General bemerkte. Darius wiederholte alle früheren Aussagen und unterstützte jede durch Details, Coignard indessen antwortete nur durch erbitterte Schmähworte. Der Geschichte ein Ende zu machen, rief der General einen Offizier seiner Suite und befahl ihm, den Obersten mit zwei Gensb'armen in seine Wohnung zu begleiten, mit dem Befehle, den Gefangenen bei schwerer Verantwortlichkeit nicht aus den Augen zu lassen.

Sie gingen. Aus Rücksicht für den Rang, den Coignard bekleidete, hieß der Offizier die Gensb'armen in der Ferne folgen. Auf dem Wege sprach Coignard vertraulich mit seinem Begleiter, beklagte sich über die schmählische Behandlung, die man sich gegen ihn erlaube, und erklärte, wie diese Verläumdung bald vor seinen beweisenden Papieren verstummen solle. Der Offizier antwortete, er sei hievon überzeugt. So kamen sie an das Haus in der unteren Straße St. Denis. Die Gensb'armen blieben unten im Hofe; Coignard stieg mit dem Offizier die

Treppe hinan; oben befahl er einem Diener, eine Flasche Alicante zur Erfrischung zu bringen.

Als Maria die genannten Drei in das Haus treten sah, überflog sie eine böse Ahnung. Um ihr den nöthigen Wink zu geben, erzählte ihr Coignard ganz offen, was vorgefallen, und der Offizier fügte galant hinzu: es werde dem Herrn Grafen ein Leichtes sein, solche Verläumdungen zu entkräften. „Das will ich meinen!“ rief Coignard; darauf crebenzte er dem Offizier den Wein, den dieser vortrefflich fand, und erbat sich die Erlaubniß, in das anstoßende Gemach gehen zu dürfen, um seine Papiere hervorzufuchen, was nur kurze Zeit dauern solle, während welcher die Gräfin, seine Gemahlin, dem Trinkenden Gesellschaft leisten würde. Der Offizier willigte natürlich ein.

Nun gab Coignard seinem Bruder ein Zeichen, der sich als Diener in seinem Hause aufhielt und eine vollständige Livree trug, und sie entfernten sich Beide. Sogleich bemächtigte er sich des Dienergewandes, der Pantalons und der Kappe, nahm einen Federbesen in die Hand, eine Serviette unter den Arm, erklärte seinem Bruder mit ein Paar Worten, worum es sich handle, ging die Hintertreppe herab, dann unerkannt mitten durch die Gensd'armen über den Hof und flüchtete nach der Straße Saint-Maur an der Drei-

Kronen-Barrieren zu einem gewissen Exzellenz, der sein Genosse auf der Galeere gewesen und der ihn nun mit offenen Armen empfing, als er den ganzen fatalen Hergang von ihm vernommen hatte.

Der Offizier unterhielt sich inzwischen mit der Gräfin und sprach dem Allcantwein fleißig zu: ein zweifacher Grund also, daß ihm die Zeit nicht lang wurde; da er in Spanien gedient hatte, lenkte sich das Gespräch bald auf dieses schöne Land mit seinen poetischen Erinnerungen, seiner pittoresken Natur, seinen reizenden Frauen, und an diesen Bildern erhitzte sich seine Phantasie immer mehr. Endlich nach einer Stunde bunter Gesprächsausflüge dachte er wieder nach Paris zurückzukehren, wo er seinen Gefangenen gelassen und bemerkte der Gräfin, daß ihre Mann ziemlich lange auf sich warten lasse; als diese ihm etwas verlegen schien, stand er rasch auf, pochte an die Thüre des Nebengemachs, öffnete sie endlich und durchlief die Stube und die anstoßenden nach allen Seiten: aber er fand Niemand als Domestiken, die ihm auswichen und nicht Rede stehen wollten. Endlich stieß er auf Cimon, der frecher als die Uebrigen, ihm bedeutete: sein Herr sei über eine Stunde aus dem Hause fort und nun wohl weit genug. Diese Antwort machte ihn verstören, schnell und ohne die

Gräfin mehr zu sehen, eilte er fort, nahm die Gensd'armen mit und verfügte sich mit ihnen zu dem General, dem er offen und im Tone der Verzweiflung das Geschehene erzählte. Er erhielt einen sehr strengen Verweis und wurde mit den beiden Soldaten nach der Abbaye in Arrest geschickt, wo sie acht Tage verblieben.

Aber Coignard, der sein Glück nicht dahin zu benutzen wußte, um seine Vergangenheit vergessen zu machen und zu besserem Handeln und Leben zurückzukehren, verstand es eben so wenig, seine Freiheit zu nützen. Zwei Tage nach seiner Flucht reiste er mit Percellent und zwei Italienern, Namens Caffieri und Caretti, nach Toulouse ab. Dort blieben sie vierzehn Tage und kehrten wieder nach Paris zurück. Drei Tage nach ihrer Rückkunft begaben sie sich in einem Fiacre an die Cassa von Poissy; Coignard stieg allein zu dem Cassier hinauf und verlangte ein Cassenbillet auf Toulouse. Indem er 2000 Franken in Gold auf den Tisch schüttete, bemächtigte er sich zugleich des Cassaschlüssels; der Cassier, von dem wilden Blicke des Begehrenden erschreckt, fragte, von wem er gesendet sei. Von Niemand, war seine Antwort, und wenn man ihm das Billet weigere, so wolle er gehen; dabei raffte er sein Geld zusammen und stieg eilends die

Treppe herab. Inzwischen hatte der Cassier den Verlust des Schlüssels und einer nahegelegenen Baarschaft bemerkt und erhob den Ruf: Diebe! Zu Hülfe! Man kam herbei und bemächtigte sich des Fiacres. Caffieri und Caretti waren mit Pistolen bewaffnet und machten sich aus den Händen der Festhaltenden los; nur Excellent wurde arretirt. Die Polizei verfügte sich sofort in seine Behausung; dort traf man Coignard: allein er sprang durch ein Fenster, das nach der Ferdinandsgasse ging, und entkam. Man durchsuchte das Haus und fand Dolche, Pistolen, kupferne Masken und falsche Bärte, kurz die ganze Equipirung einer Mörder- und Diebsbande. Von jetzt an erhielt die Haftnahme Coignard's und seiner Genossen eine erhöhte Wichtigkeit. Vibocq empfing die gemessensten Befehle, dafür zu sorgen, und Polizeiagenten bewachten die kleine Ferdinandsgasse. Nachts um elf Uhr traf einer derselben, Namens Fouché, mit dem heimlich schleichenden Coignard Stirn gegen Stirn zusammen, faßte ihn am Kragen, und arretirte ihn im Namen des Königs; diese Aufforderung erwiderte Coignard mit einer Pistolengugel, welche durch die Hand und Achsel Fouché's drang; letzterer, obgleich verwundet, antwortete auf gleiche Art, sein Schuß aber fehlte. Die beiden Schüsse jedoch zogen die übrigen Agenten herbei, welche sich

nun Coignarb's und des nur zwanzig Schritte entfernten Saffleri bemächtigten. Drei Tage später ward auch Caretti zur Haft gebracht. Das Gericht fing sofort die Untersuchung an.

Natürlich büßte durch diese letzten bekannt gewordenen Vorfälle die Person Coignarb's jenes Interesse ein, das sie früher eingefloßt. Es handelte sich nicht mehr um den ehemaligen Galeerensclaven, dessen Muth und Geistesgewandtheit einen Rang in der Gesellschaft erobert hatte, sondern nur um einen elenden Verbrecher, der den Umgang mit gleichen Gefellen niemals aufgegeben und die niederträchtigen Sitten der Kerker und Ruderbänke nie abgelegt hatte. Er erschien zum ersten Mal vor dem Assisenhof der Seine ohne Beisein der Geschworenen, um über die Identität seiner Person vernommen zu werden.

Der Angeklagte läugnete hartnäckig, widersprach allen Zeugen und versuchte verschiedene Alibi's darzutun. Sein Vertheidiger, Herr Dupin der jüngere, erst seit kurzem dem Barreau angehörend, setzte in einem geistreichen Plaidoyer, das den Scharfsinn des Gerichtshofs sehr in Anspruch nahm, auseinander: daß sein Client im Jahre 1774 zu Soissons geboren, in der Kirche St. Germain laut notariellen Akts getauft und um 1778 von seinen Eltern nach Amerika

gebracht worden sei: daß er späterhin nach Frankreich zurückgekehrt, nach Spanien gegangen und von da nach Buenos-Ayres, wo er sich ausgezeichnet; daß er es gewesen, der, dem Herzog von Dalmatien vorgestellt, von diesem den Rang eines Bataillons - Chefs erhalten; kurz, daß er in Wahrheit der Graf Pontis von Sainte-Helene sei.

Nach vielfachen Sitzungen, die dieser Sache gewidmet waren, und nach lebhaften Erörterungen, wurde der Beklagte, unter unwiderlegbaren Gegenbeweisen, verurtheilt. Der Gerichtshof erklärte durch einen Spruch vom 20. Juli 1818 die erwiesene Persons-Identität des Peter Coignard; befahl die Vollziehung des Spruches vom Jahre IX. und stellte den Verurtheilten zur Disposition des Generalprocurators, damit dieser über die neuen Verbrechen des vielfach Beschuldigten instruire. Gegen diesen Spruch legte Herr Dupin Cassation ein, die jedoch verworfen wurde.

Sofort begann die Untersuchung über die von Coignard während seines Aufenthaltes in Paris verübten Frevel. Die Anklage lautete auf Diebstähle mit nächtlichem Einbruch, Fälschungen und versuchten Mordschlag. Der Bösewicht hatte die hohe Stellung, die ihm sein Rang verlieh, und seine gesellschaftlichen Beziehungen zu den unverschämtesten Verbrechen miß-

braucht. Durch diese bestritt er seinen Aufwand und seine außerordentlichen Ausgaben. Merkwürdig bleibt es und ein Beweis, wie gefährlich böse Gesellschaft, daß seit seiner Flucht aus dem Bagno im Jahre 1805 bis zu seiner Rückkehr nach Paris 1815, wo er die alten Lastergesellen wieder aufsuchte, sein Lebenswandel makellos war. Ein Spruch der Kammer verwies ihn vor die Assisen, als angeklagt der erwähnten Verbrechen. Unter diesen befand sich eines, das speziell angeführt werden mag, weil es den Charakter jenes Menschen beleuchtet und die Art, auf welche er seinen moralischen Einfluß ausbeutete.

Bei seiner Ankunft in Paris präsentierte er sich bei dem Militär-Intendanten Prevost, der einen höheren Posten im Kriegsministerium bekleidete. Madame Prevost war ein Fräulein von Pontis, und Colgnard stellte sich ihr als ein entfernt Verwandter vor. Er wurde ungemein freundlich im Hause aufgenommen und führte daselbst auch seine angebliche Frau ein.

Durch diese Familie lernte er den Abtheilungs-
chef im Kriegsministerium, Sergent, einen ausgezeichneten Mann kennen. Zu ihm verfügte er sich eines Tages und stellte ihm einen sogenannten Freund vor, der eine Bitte vorzubringen habe. Sergent empfing die Weiden auf das freundlichste, und während er einen

Brief schrieb, wandte sich Coignard ganz familiär zu einem Secretärschreine, öffnete mehrere Schubfächer, gewährte diese mit Schmuck und Silbergeräth angefüllt und sagte ganz leicht hin zu seinem Begleiter: „Sehen Sie doch, er wohnt und ist eingerichtet wie ein Minister.“ Darauf erbat er sich von Sergent, dem diese Bemerkung schmeichelte, ohne Umstände die Erlaubniß, auch die übrigen Gemächer ansehen zu dürfen, was ihm mit großer Bereitwilligkeit gewährt wurde.

Nun durchliefen sie alle Gemächer und nahmen Wachsabdrücke der Schlösser. Als so alles vorbereitet worden, wurde die Ausführung des Diebstahls auf den 11. December 1816 festgesetzt, an welchem Tage Sergent im Kriegsministerium öffentliche Audienz gab. Um sicher zu sein, daß Sergent nicht vor erfolgter Plünderung heimlehre, begab sich Coignard in den Audienzsaal, wie er eröffnet wurde und blieb bis zum Schlusse dort, obwohl er um nichts bat. Sergent näherte sich ihm zu öfteren Malen und fragte, ob er etwas für ihn thun könne. Coignard ergoß sich in Danksaugungen, und da er oft auf dieses Ministerium kam, so hatte seine Anwesenheit nichts Auffallendes. Während er selbst den Beamten so im Auge hielt, plünderte seine Bande dessen Haus und schleppte all sein Silber, seine Juwelen, viele werthbare Sachen und

all sein bares Geld fort. Als Sergent Abends heimkam, war er außer sich über diesen beispiellos frechen Diebstahl. Des andern Morgens kam Coignard zum Besuch, bewies ihm die aufrichtigste Theilnahme an seinem Unglücke und bot seine Hilfe an, um der Urheber eines so kühnen Verbrechens habhaft zu werden. Der edle Sergent dankte mit Thränen in den Augen für so freundlichen Antheil und nahm das letztgenannte Anerbieten mit Erkenntlichkeit an. Coignard begleitete ihn daher zu dem Polizeipräfekten und zum königlichen Procurator, und erklärte an beiden Orten, wie man überhaupt seit einiger Zeit über zahlreiche Diebstähle klagte, welche die Hauptstadt unsicher machten, und daß es Pflicht der Behörden sei, ihre Wachsamkeit zu verdoppeln, um die Wiederholung solcher Fälle zu verhindern. Zugleich sagte er, daß er über diesen jüngst geschehenen Diebstahl gewisse Vermuthungen habe, welche die Polizei vielleicht auf die rechte Spur führen könnten. Die von ihm gegebenen Andeutungen machten natürlich alle Nachforschungen erfolglos, und erst lange Zeit darauf, als sich bei Coignard und L'excellent einige der entwendeten Gegenstände vorgefunden, kam man auf die Wahrheit. Gleich kühn und geschickt waren auch die übrigen Diebstähle dieser Bande ausgeführt. Um dieser und anderer

Verbrechen willen kam Coignard mit seinen Spießgesellen und auch Rosa vor die Assisen.

Die Sache hatte die allgemeine Aufmerksamkeit in hohem Grade erregt und bot Scenen dar, wie sie in Melodramen auf die Bühne gebracht wurden und in denen der Verfasser des Gil-Blas den würdigen Stoff zu einem Seitenstücke jenes Romans gefunden hätte. Die Beweise gegen alle Beklagten, besonders aber gegen Coignard, waren unwiderlegbar, die Belastungs-Beugen zahlreich und übereinstimmend; die Lage der Beschuldigten wurde überdies durch den bewaffneten Widerstand, den sie den Befehlen des Gesetzes entgegengestellt, bedeutend erschwert. Aber die Vertheidiger wußten die sonstigen Verdienste und die gesellschaftliche Stellung ihrer Klienten gewandt zu benützen, vor allen bei Coignard, dessen Betragen in Spanien und Tapferkeit alle Würdigung finden mußte; er selbst sprach mit unlängbarer Würde, zeigte seine narbenbedeckte Brust vor und erregte dadurch eine günstigere Stimmung. Diese Umstände waren der Grund, daß die Geschworenen die Frage des versuchten Todtschlags fallen ließen, welche sonst die Todesstrafe herbeigeführt hätte.

Nach fünftägigen lebhaften Debatten erfolgte auf ein Verdict der Jury am 10. Juli 1819 der Spruch

des Gerichtshofes, welcher Peter Coignard zur Galeere auf Lebenslang, mit Ausstellung an dem Pranger, Caffieri zu zehn, Caretti, Excellent und Alexander Coignard zu fünf Jahren verurtheilte und Rosa freisprach. In Berücksichtigung mildernder Umstände und der Entdeckungen, die er gemacht, wurde Alexander Coignard begnadigt und nur unter polizeiliche Aufsicht gestellt; Peter Coignard ertrug Urtheil und Strafe mit großer Energie. Als er nach dem Bagno transportirt werden sollte, umgab eine ungeheure Menschenmenge, die ihn sehen wollte; das Gefängniß Bicêtre, und an allen Orten, die er passirte, erregte er dieselbe Neugierde. Endlich kam er in Toulon an und wurde hier von seinen alten Kerkergenossen erkannt und mit Enthusiasmus aufgenommen. Er ward an die doppelte Kette gelegt, wo er sich noch im Jahre 1829 befand. Rosa zog nach Toulon und errichtete dort ein kleines Geschäft, um in seiner Nähe zu sein und ihm, so viel sie durfte, ihre Sorgfalt widmen zu können, was sie auch mit rührender Aufopferung bis zu seinem vor wenig Jahren erfolgten Tode that.

Die Details dieses merkwürdigen Processes, den wir hier nach Acten mittheilen, sind jetzt aus dem Gedächtniß der Zeit verschwunden. Peter Coignard, der Sohn eines ehrlichen Winzers in Pangeß, Depar-

tement Indre und Loire, ging frühzeitig aus seiner Heimath fort und nach Paris. Hier gerieth er in die schlechtesten Gesellschaften und ließ sich nach und nach in alle Gräuel des Lasters einweihen. Man kann es nicht oft genug wiederholen und die Annalen der Criminaljustiz beweisen es, daß das ganze Leben eines Menschen von seinen frühesten Jahren abhängt, und daß die heiligste Pflicht eines Vaters darin besteht, über die Jugend seiner Kinder mit der größten Sorgfalt zu wachen. Ein Mensch, der mit fünfzehn Jahren einen Diebstahl begeht, tritt oft dadurch auf die erste Stufe des Schaffot's; denn Verbrechen fettet sich an Verbrechen und hat Elend und Unglück immer zur unvermeidlichen Folge, so glänzend auch die Sonne eines trügerischen Glückes gewisse Scenen eines solchen Lebens bescheinen mochte.

Eine deutsche Löwin.



Es war im letzten Carneval. Ich war damals in Wien und meine Empfehlungen verschafften mir Zutritt in einem der besuchtesten Salons, worin sich hohe Aristocratie und Gentry in jener liebenswürdigen ungenirten Weise durcheinanderdrängte, die man nur in der großen Kaiserstadt findet; und die einen höchst wohlthätigen Eindruck auf jeden Fremden übt. Es war Ball und mitten in dem milden Lichtglanz der Gemächer und in dem Rosenflor feiner Schönheiten und graciöser Wesen, ward mein Auge durch die Erscheinung einer blendenden junonischen Gestalt beschäftigt, auf deren imponirenden und doch gewandten Formen das Siegel der Anmuth lag und deren unbeschreiblicher Blick ein geistreiches Bewußtsein des eigenen Werthes, ein freudiges Getragensein von den schmelmelnden Wellen des Lebens ausdrückte. Diese Frau — denn der üppige Reif des Frauenthums lachte von diesen Zügen — diese Frau war schön, sie wußte, daß sie es war und man verzieh ihr diese Ueberzeugung, weil sie dieselbe nur dazu anwendete, das natürlich Schöne künstlich zu erhöhen und die reizende

Materie im Glanze des Geistes leuchten zu lassen. Dazu lag etwas, ich möchte sagen Erotisches in diesem Ensemble von Reizen und Manieren; die ersteren deuteten auf einen Ursprung aus nicht-deutschem, aus halborientalischem Stamme an — und sie täuschten nicht, denn die Schöne war eine Ungarin; die letzteren zeigten die sichere feine Weltbame, an deren Triumphwagen das Glück gefesselt schien und die nicht nur glücklich zu sein, sondern auch glücklich zu machen verstehen mußte. Entzückt und mechanisch folgte ich der glänzenden Erscheinung, ich möchte sagen, mich der trunkenen Freudigkeit des Eindrucks hingebend, um mich so recht von dem Strahlenschimmer der Schönheit durchwärmen zu lassen. Mein wenigßes Bekanntsein in dem Kreise, worin ich hier mitschwamm, ließ die indiscrete Frage über Stand und Namen Derjenigen, nach welcher sich alle Blicke richteten, nicht über meine Lippen gleiten, und als ich sie endlich wagen wollte, war die bezaubernde Unbekannte bereits verschwunden. Meine Abreise von Wien erfolgte schon am nächsten Tage und ich nahm also bei unbefriedigter Neugierde eine der reizendsten und holdseligsten Erinnerungen, gehüllt in das Räthsel des Geheimnisses, mit mir und zugleich den sehnächtigen Wunsch, im Laufe der Zeit von Angesicht zu Angesicht den Schleier von diesem Bilde heben zu können.

Der Frühling führte mich im Fluge über den Bodensee, und zu Schaffhausen angelangt, sparte ich mir so viel Zeit ab, um hinaus nach dem malerisch gelegenen Schloßchen Laufen zu eilen und von dessen lustig hinausragendem Balcone das herrliche Schauspiel des berühmten Rheinfalls nochmals zu genießen. Nachdem der malerische Strom etwa fünfhundert Schritte oberhalb seine Gewässer zwischen steilen Ufern in einem Felsenbette, aus welchem viele einzelne Klippen über die Flut hervorragten, zusammenbrängen mußte, und so durch unzählige Brechungen schäumend und wirbelnd an den Rand der großen Felsenmasse gelangt ist, stürzt er sich über diesen an siebenzig Fuß hoch hinab. Das Getöse des Falles betäubt in der Nähe, aber der Anblick von dem Punkte aus, wo ich mich befand und gleichsam über den schäumenden Wassern schwebte, war ein außerordentlicher. Zwei gewaltige von dem Wasser tief abgespülte Felsen ragen mitten aus dem Wellenstürme des Fallbeckens empor. Ich stand versunken im Ansehen des großartigen Schauspiels, vergaß der rasch enteilenden Zeit (in einer Stunde sollte mich die Post von Schaffhausen weiter führen) und richtete jetzt meinen Blick nach dem höhern der beiden genannten Felsen, und gewahrte durch seine Gebüsche behend und muthig eine schöngeleibete Dame

emporklettern, von einem Führer bedächtig und vorsichtig gefolgt. Die Besteigung dieses vom Wogenbrang unterhöhlten Punktes, der mit dem Ufer nur durch einzelne aus dem hochschäumenben Wasser hervorragende Felsenklanten zusammenhängt, ist höchst gefährlich und wird selbst bei geringem Wasserstand nur selten von Jemand unternommen. In der Ueberzeugung, hier eine Engländerin Proben ihrer Unerschrockenheit ablegen zu sehen, griff ich nach meinem Fernglatse: aber wer beschreibt meine freudige Ueerraschung, als ich hie und da durch den Wasserstaub durchblickend die reizende Unvergessliche erkannte, die mir auf den Wogen des Wiener Carnevals erschienen und leider eben so schnell verschwunden war. Wie sie jetzt wieder vor mein Auge trat, war sie wieder wogengetragen, ja eine Wellenschaumgeborne wie Venus Anadyomene. Griechenland in seiner schönsten Blüthe konnte nichts Classischeres aufweisen als diese Formen. Und dann das Gesicht, das freudig und gespannt wie eine Gazelle lauschte; seine Bewegungen hatten ganz das Gazellenartige und doch wieder etwas so abellig Vornehmes, etwas Prinzessartiges. Ja man konnte sie für eine Prinzess halten in dem malerisch herabstießenden Reifelleide, um das der zierliche Cardinaltragen geworfen war wie ein Hermelinmäntelchen ober

wie die Flügel eines Schmetterlings. Mir aber erschien die Schöne jetzt wie eine bezaubernde Loreley, und ich eilte die Stufen der fast senkrechten Felswand hinunter, um auf dem untern hölzernen Balcon, ganz nahe dem wasserreichsten und stärksten Theil des Falles, auch ihr näher zu sein und die schöne, übermüthig Muthige an's Ufer rüdtehren zu sehen. In diesem Augenblicke bemerkte mein Bedienter, der mir gefolgt war und jetzt bedenklich nach der Uhr sah: es seien nur noch vierzig Minuten bis zum Abgang der Post und der Rückweg nach Schaffhausen nehme eine halbe Stunde in Anspruch. Ein Wort der nüchternen Lebensprosa, welches, wie dies leider oft geschieht, die schönste poetische Anschauung zerstörte; ein Eilwagen, der Aug' und Seele um die Genüsse freudigen Anstauens und Versunkenseins brachte. Ich eilte fort, von dem schönen Bilde und jetzt von noch bringenderer Begierde erfüllt, diesem holden Räthsel wieder zu begegnen und endlich zu erfahren, wer die schöne Frau ist.

Meine so begreifliche als verzeihliche Neugierde sollte endlich befriedigt werden. Der Spätsommer führte mich in das deutsche Rom, nach Köln, gerade zur Zeit der großen vielbeschriebenen Feste, welche die Rheinländer vorfreudig ihrem König, die Bewohner Kölns dem Fürsten, der so groß begonnen, gaben. Die

Gefinnung, die sich hier offenbarte, so wie die erhabene Person Dessen, um Den sich hier verwaiste Liebe, Jubel und mannhafter Sinn gruppirte, ist mir zu verehrungswürdig und zu reichhaltig, um sie in den Gang meines persönlichen Abenteuers einzuflechten. Ich erwähne hier nur des glänzenden Bürgerballes auf dem prachtvoll decorirten Gürzenich, in dessen wogenden und von Glanz, Reichthum und Schönheit durchschimmerten Räumen ich so glücklich war, jener ebullissanten Erscheinung von Wien und vom Rheinfall wieder zu begegnen. Ich sah und blieb wie angewurzelt stehen, so sehr verwirrte mich dieser natürliche Zauber und alle diese Thaten des Geschmacks, der Mode und der Opulenz. In dem ganzen Wesen lag eine Zwanglosigkeit der Bewegungen, so springföhrig, so natürlich, und doch wieder so adelig zart. Ein schweres blaßrosenrothes Stoffkleid mit einem Brüsseler Volant, darüber ein weißes von feinstem Brüsseler Fond mit grünen Sammetblättern besetzt, an Brust und Arm die zierlichsten Spitzen und harmonirende Sammetblättchen; das schöne weiche Cendré-Haar von Diamantenbouquets überragt, eine Fassung von fünf loßbaren Diamanten à la Cléopatra auf der Stirne, Diamanten und Smaragden als Schmuck um den blendend weißen Hals und Nacken geschmiegt und

von den kleinen Ohrläppchen reichlich niederhängend; um den üppigen Leib einen diamantenbesetzten Gürtel mit niederfallenden Schnüren, die in diamantene Tropfeln ausliefen: — bei Gott, ich hätte Juwelier und Schneider sein mögen, um dieses herrliche Ensemble von Luxus, Fashion und Eleganz vollkommen würdigen und auch mit Kenneraugen bewundern zu können, wie sie sich hier im ganzen Saale nach Ihr richteten. Dann bei junonisch imponirender Gestalt voll schwelender Fülle diese niedliche Hand wie ein Rosenblatt, dieses kleine Füßchen wie ein Sylphenflügel; dieses seidene Haar in langen englischen Locken niederwallend, dieses Lächeln einer Grazie, wobei fast absichtlich die Perlenreihen des Mundes sichtbar wurden: ein Lächeln, um welches sich halb ein Kreis feiner Herren mit Ordensbändern, Cavaliere hohen Ranges, fremde und inländische Offiziere durch Rede und Aufmerksamkeit bemühten. Einer dieser Herren verschaffte auch mir die Ehre, der allgemein bewunderten Dame vorgestellt zu werden, und das offene Geständniß meiner mondenlangen Verehrung und der interessanten Orte, von welchen diese datirte und einen zauberähnlichen Ursprung genommen, verwickelte mich mit der so schönen als geistreichen Frau in ein höchst anziehendes Gespräch, dessen Resultat mich noch mehr staunen machte, so

daß ich dasselbe in jener Indiscretion, mit welcher sich heutzutage die Literatur aller Persönlichkeiten bemächtigt hat, auszuplündern kein Bedenken trage. Der Leser ersieht hieraus wenigstens, daß er es mit keinem leeren Dichterbilde, sondern mit der wirklichen schönlebendigen Begegnung, die einem Touristen zu dreien Malen erschienen, zu thun hat.

Abele Freilin von E...., die sich in so kurzer Zeit an drei so interessanten Orten und immer als die Beherrscherin ihrer Umgebung sah, ist eine der reichsten Wittwen Ungarns, die sich auf jährlich wiederholten Reisen amüßirt, und, selbst eine feine mit Wiß, Gemüth und Beobachtungsgabe ausgestattete Welt-dame, sich besonders an Orten wohlgefällt, wo ein Zusammenfluß seiner Welt stattfindet und wo daher ihren Talenten und Vorzügen bald der huldigende Tribut unaufgefordert zu Theil wird. Wien im Winter, die französische Schweiz oder Baden-Baden im Sommer, jetzt die kölnischen Festlichkeiten, bald darauf die Einweihung der Regensburger Wallhalla, später Rom und Neapel — das sind die anziehenden Punkte für die behaglich Reisende, die überall den Freuden-schaum des Lebens und das Morgenlicht der anregenden Ereignisse fröhlich zu genießen und sich anzueignen weiß. Bei Geist, Geschmack und Reichthum ist das

am Ende begreiflich und natürlich. Aber, wunderbare Gegensätze des Lebens und der Charaktere! Dieses Musterbild einer vollendeten Weltbame, diese wahre deutsche Löwin, die überall ist, wo es Interessantes gibt und überall selbst interessiert, — sie ist die Tochter Geramb's; einst Ferdinand Baron von Geramb's, des aufbrausend Tollkühnen, der von endlosem Franzosenhaß getrieben, ein selbstgeworbenes österreichisches Freicorps gegen den Feind führte und diesen später noch auf der pyrenäischen Halbinsel bekämpfte; jetzt Maria Joseph Geramb's des Generalprocurators vom Orden der Trappisten, den sein gallischer Kerker zur Abtödtung des Geistes, zu mystischen Speculationen und endlich in das Kloster von Laval führte, um Pilgerfahrten nach dem heiligen Lande und dem Berge Sinai zu unternehmen und endlich ein hochgehaltener Freund Gregor's des XVI. zu werden. Welche Welt von Ereignissen und durchgekämpften Ideen liegt zwischen diesem Vater und dieser Tochter! Die Baronin von L. . . . begibt sich im bevorstehenden Winter nach Rom, um dort ihren Vater, den sie seit ihrer zartesten Kindheit nicht gesehen, zu besuchen. Die Weltbame den Asceten, die froh Genießende den demüthig-stolz Entsagenden, sie, die Erinnerung an eine dreißigjährige ruhm-, liebe- und leidenschaftvolle Vergangenheit, ihn,

den Greis am Grabe, dem nur das Memento mori von den Lippen zittert, der ein großes Leben in einer strengen Büßerregel begraben hat: Ich möchte dieser wunderbaren Entrevue eines blühenden Lebens mit einem Schatten beiwohnen und die schauerlich-schöne und mild-ernste Scene derselben ansehen und weiter-erzählen können!

Aus
**den Memoiren einer alten
Frau.**



Ich zähle jetzt sechzig Jahre und will, nachdem ich mich mein Lebenlang habe verstellen müssen, einmal die Wahrheit sagen. Aber wem? Eine alte Frau findet wohl kaum eine Freundin, welche die Geschichte ihrer Jugend mit Theilnahme anhört, es wäre denn, um sich darüber lustig zu machen. So will ich sie denn für mich selbst aufzeichnen und frei heraus reden. Es wird mir dies eine Erleichterung, eine Art moralischen Testaments sein; denn wenn einmal die Feder ihre Pflicht gethan, wird die Vergangenheit nicht mehr mein sein. Die Vergangenheit! Du lieber Himmel, wie weit zurück ist sie und wie nahe scheint sie mir. Ich will mich heut Abend in jenem Zimmer schlafen legen, das ich seit vierzig Jahren nicht betreten. Gand ich doch alle Dinge hier fast so wie damals, als ich diese Räume bewohnte, und sah in ihnen ein so getreues Bild jener Zeit, daß ich erschrak, als ich mein gerunzeltes Gesicht in einem Spiegel erblickte; ich meinte, auch mich jung und unverändert finden zu müssen. Ach, seit heute ist jede Spur der Jugend in mir erloschen!

Ich verlor meine Mutter bei der Geburt und zehn Jahre später meinen Vater. Ich befand mich daher in noch sehr zartem Alter unter der Vormundschaft meiner Schwester, der Gräfin M., welche sich eben verheirathet hatte und die, in der Blüthe ihrer Schönheit und in der glänzendsten Epoche ihrer Triumphe, sich meiner gern entledigte. So kam ich in ein Fräuleinstift, das damals sehr gerühmt wurde, und worin sich eine Menge Mädchen von Familie und Vermögen befanden. Man blieb gewöhnlich bis zum sechzehnten oder siebzehnten Jahre darin, heirathete dann oder trat in die Welt. Ein Gleiches bedeutete mir meine Schwester, als sie sich von mir trennte und mich unter der unmittelbaren Aufsicht einer Gouvernante ließ. Unter den Pensionärinnen, mit denen ich in nähere Verührung kam, war eine, an die ich mich unverzüglich anschloß, das Fräulein Emilie von D.; zwei bis drei Jahre älter als ich, voll Geist, etwas maßloser Phantasie, aber ungemein gut und offen. Frühzeitig schon hatte sie alle romantischen Wahnbilder in sich aufgenommen, sie lebte sozusagen über den Wolken und platonische Liebe war ihr Ideal. Auch ich war von lebhafter Einbildungskraft und Gespräche über derlei Lieblingsideen mußten bei mir auf fruchtbaren Boden fallen; aber Emilie versäumte

nicht, mir mit der liebenswürdigsten Aufrichtigkeit zu gestehen, wie wenig lebendige Wirklichkeit ihren Idealen und Träumen zum Grunde liege.

Die Männer sind nicht so, sagte sie oft zu mir, Du wirst es späterhin selbst einsehen lernen; nur mein Enthusiasmus gefällt sich darin, sie so gestaltet sehen zu wollen. Du aber sollst sie richtiger beurtheilen lernen und Du wirst glücklich sein und gewiß leichter verstanden werden.

Als mein Urtheil sich zu bilden begann, nahm ich erst ganz die Denkweise meiner Freundin an. Ich lebte in einer idealen Sphäre, deren einzige Bewohner ich und sie waren. Die Gespiellinnen meines Alters floh ich und brachte ganze Tage hin, sie die neue Heloise, den Werther — und ähnliche Versuche vorlesen zu hören, die sie selbst in noch überspannterer Art verfaßt hatte. Meine Gouvernante kümmerte sich wenig um mich, die Lehrerinnen im Stifte hielten sich hinwieder nur an ihre Berichte, und so blieb mein ganzes Treiben unbeachtet.

Ich war fünfzehn Jahre alt, als Emilie starb und mir insgeheim ihre Bücher und ihre eigenen Hefte vermachte. Ich nahm sie mit, als ich bald darauf das Stift verließ und sie wurden nun meine einzige Lectüre. Wie ungeduldig harrete ich des Augenblicks,

wo ich nun die Welt, die ich mir so schön ausgemalt hatte, in der Nähe kennen lernen sollte. Aber ich erkannte sie gar nicht. Statt mich still lieben und den Gegenstand meiner Neigung wählen zu lassen, stellte mir meine Familie den Baron Nerking vor, zeigte mir an, daß unsere Heirath eine ausgemachte Sache, daß er von sehr guter Familie, reich und in einem hohen Posten sei, und daß dies eine vortreffliche Partie für mich gebe. Als ich mir Gegenbemerkungen erlaubte, lachte man mich aus, nannte mich eine kleine Narrin, und ich war sehr überrascht, mich so plötzlich verheirathet zu sehen, daß ich kaum Zeit hatte, mich zu weigern und kaum wußte, wie es geschehen war.

Mein Mann war vierzig Jahre alt, war einmal schön gewesen, wußte das und glaubte es noch zu sein. Sein Geist war beschränkt, seine Kenntnisse unbedeutend, sein Charakter von zurückstoßender Kälte. Er hatte mich niemals geliebt: allein man nannte mich glücklich; war ich doch frei in meinem Handeln, von ihm ganz unbeirrt, — was konnt' ich mehr verlangen?

Glücklich? Und was ist denn eigentlich dieses Glück, wovon immer gesprochen wird? — Ich stellte mir dasselbe immer vor, als ob es einen goldenen

Tempel bewohne. Dieser Tempel hat eine Menge von Eingangsthüren, und jeder Mensch eilt auf diejenige los, die ihm die schönste scheint. Auf diesen Pforten prangen Sinnbilder und Spielzeug aller Art; hier Lorbeer, dort Blumen. Aber wie sie öffnen, die Zugänge? Ein ganzes Leben geht oft hin, um an allen anzupochen; ein anderes, um vor einem einzigen zu harren; endlich thut er sich unseren Kraftanstrengungen auf; ein boshafter Genius zeigt uns jenen Gott, dem unsere Sehnsucht nahen möchte; dann stößt er uns wieder zurück und hinaus, und wir sind ferner als je. Dieses war mein Loos. Für mich war das Glück die Liebe; ich begriff kein anderes, und dieses eine sollte mir versagt bleiben.

Mitten unter den Thorheiten meiner Phantasie hatte sich doch im Anfang meiner Ehe ein strenges Pflichtgefühl in mir festgesetzt. Ich litt durch meine vereinsamte Stellung, aber ich litt mehr aus Stolz, denn ich verwarf alle Huldigungen, die mich umgaben. Aber ich muß es gestehen, auch dieses Pflichtgefühl ließ später nach und ich erlag dem Kummer. Ich sehnte mich nach einem Herzen, das mich liebe, und suchte darnach. Eine eigenthümliche Umwälzung ging in mir vor; ich erschuf mir ein Nebelbild, einen Mann, dem keiner ähnlich war, und der die Züge meiner

romanhaften Lieblingsgestalten hatte. Ich blickte rings um mich und lächelte mitleidig, wenn ich alle Jene, die mich umgaben, mit ihm verglich. Nach und nach heftete sich mein ganzes Denken fest auf ihn, ich liebte ihn aus voller Seele, und er wurde der Held jener Geschichte, deren Heldin ich selbst war. Ich schrieb an ihn und sprach mit ihm; ich machte ihn bald krank, bald eifersüchtig; er reiste zur Armee, er kam in Gefahr, ich opferte mich für ihn auf. Endlich sahen wir uns wieder und das gab selige Augenblicke. Er verstand mich so ganz. Er begleitete mich im Leben, in der Gesellschaft; ich wachte streng über jeden meiner Schritte, um ihm nicht weh zu thun. Ich freute mich meiner Erfolge um seinetwillen; für ihn entsagte ich allem, wenn es mir auch noch so schwer fiel: es war ein wahres Schauspiel geheimnißvoller Liebe. Und dieses Schauspiel dauerte drei Jahre; die Folgen davon prägten sich sichtbar meinem Charakter ein, man kannte mich kaum wieder; man beunruhigte sich über meine Veränderung; ich ließ Alle glauben was sie wollten, was ging mich auch die Meinung der Welt an!

Ich zählte drei und zwanzig Jahre, als ich hier, wo ich dieses schreibe, auf dem Schlosse meiner Cousine vier Wochen zubrachte. Mein Geliebter war mir nicht gefolgt, denn es sollte eine Trennung geben. Seine

Abwesenheit schmerzte mich und ich sehnte mich nach dem Augenblick der Wiedervereinigung. Endlich war die Abreise auf den nächsten Tag festgesetzt, als mein Kutscher erklärte, mein Wagen habe durch die schlechten Landwege so sehr gelitten, daß er wenigstens noch einen Tag zur Ausbesserung bedürfe. Mich verdroß dieser Aufschub gar sehr, aber meine Cousine tröstete mich und versicherte, es sei eine sehr hübsche Partie für morgen verabrebet.

„Mein Onkel kommt,“ sprach sie, „und rathe, Bertha, wen er mitbringt? Deinen Lieblingsdichter, Deinen poetischen Helden, den alle Frauen anbeten und den Du schon so lange kennen zu lernen wünschest, den Grafen Arthur G.“

Nun war ich es fast zufrieden, daß mein Wagen gelitten hatte, nichts destoweniger aber machte ich mir doch Vorwürfe über dieses Gefühl. Der, den ich daheim zurückgelassen, mußten ihm nicht alle meine Gedanken angehören? Aber ich hatte es mit meiner Neugierde zu thun. Der Tag ging in Muthmaßungen hin. Wir waren vier junge Damen und jede hatte ihre eigene Ansicht über die persönliche Erscheinung des gefeierten Mannes. Ich sprach wenig, ich wagte es nicht.

Am andern Morgen versammelten wir uns beim

Frühstück. Die Toiletten waren sorgfältig hergerichtet, im ganzen Schlosse herrschte eine Art von Koketterie; man hätte glauben müssen, wir alle seien in den Grafen Arthur verliebt, so ungeduldig schweiften unsere Blicke von der Uhr nach der Thorsfahrt. Endlich schlug es Zwölf, ein Wagen rollte in den Hof, wir flogen an die Fenster, oder besser gesagt, meine Gefährtinnen: denn ich wußte mir keinen andern Rath als auf mein Zimmer zu entfliehen; ich konnte mir meine innere Bewegung nicht erklären. Es kostete mich viel Ueberwindung, meiner Sehnsucht nachzugeben und die Gesellschaft wieder aufzusuchen. Gesenkten Auges und wunderbar ergriffen trat ich in den Saal; aber ich vernahm nur eine Stimme, die meines Onkels, der mich freundlich begrüßte. Ich vermochte kaum zu antworten, und blickte rings herum — wir waren allein.

Wo sind die Damen? fragte ich nach einer Pause.

„Im Garten mit dem Grafen, meine schöne Baronin.“

Und ohne weiter ein Wort beizufügen, näherte sich mein Onkel einem Glasschranks voll werthbarer Alterthümer, die er, als ein Freund solcher Dinge, jedesmal mit neuem Vergnügen betrachtete. Maschinen-

artig folgte ich ihm und vernahm, ohne zu hören, seine Abhandlung über eine alte Krone. Ich war zerstreut, als Schritte dem Saale nahen. Ein junger Mann von ernstem Wesen trat ein: er war es.

„Graf Arthur G., meine Nichte Baronin Nerling,“
— so commentirte mein Onkel die Vorstellung.

Dieser Höflichkeit folgte eine kalte Begrüßung. Er hatte mich ohne Zweifel gesehen; ich wartete seine Anrede ab, um ihn anzusehen. Er nahm sofort an unserer Unterhaltung Antheil, und wiewohl berühmt, zeigte er sich doch sehr bescheiden. Alle seine Bemerkungen ließen den Mann von Geschmack erkennen; ich fand sie so treffend, daß ich sie für meine eignen hielt. Nun wurde in Gesellschaft das Schloßesehen, vor allen ein historisch denkwürdiges Zimmer, wo sich mein Onkel lange aufhielt. So ging es fort bis zu den Gemächern, die dem gefeierten Besuche angewiesen waren. Diese lagen in einer Ecke des Gebäudes dicht an der Bibliothek. Indem ich durch sein Arbeitscabinet schritt, wurde ich roth bis über die Ohren. Zerstreute Schriften lagen auf dem Schreibtisch umher, gleichsam um geordnet zu werden. Alles drang in ihn, uns etwas von seinen herrlichen Arbeiten vorzulesen; endlich gewährte er unsere Bitte. Ich hatte auf einem kleinem Sofa ihm gegenüber Platz genommen, und

es schien mir, als ob er jede zarte Wendung seiner Dichtung an mich richtete; die übrigen Damen sahen mit einer Art von Neid nach mir. Endlich erhob ich mich, um diesen inquisitorischen Blicken zu entgehen, er that ein Gleiches und kam zu mir. Mein Herz schlug, als ob es die Brust sprengen wollte; ich fühlte mich von einer unwiderstehlichen Macht zu ihm hingezogen, was er wahrscheinlich bemerkte.

„Sie haben also beschlossen, morgen abzureisen, gnädige Frau?“ flüsterte er mir zu.

Ja, Herr Graf, antwortete ich und ließ dabei mein Auge über den fernen Horizont hinschweifen.

„Warum aber so schnell?“

Es thut mir selbst sehr leid, aber ich muß, man erwartet mich.

Durch diese Worte kam ich zu mir selbst und zum Bewußtsein meiner Lage. Ich verließ ihn. Als wir in den Saal zurückgekehrt waren, setzte sich eine Dame an's Clavier und sang; eine andere folgte ihr. Der Onkel drang in mich, ein Gleiches zu thun; meine Seele war so voll, ich willfahrte. Niemals im Leben hatte meine Stimme einen so rührenden Ton gehabt. Der Graf stand an meiner Seite, er sprach nicht, aber er schien meine Gefühle zu theilen.

Wenn ich mich so lange bei diesem einen Tage

aufhalte, so kommt es daher, weil er der einzige ist, dessen Eindrücke sich meinem Herzen für die Lebenszeit eingeprägt haben; der einzige Tag bis heute: Anfang und Ende zugleich!

Nach dem Diner spazierte man in den Park. Graf Arthur bot mir seinen Arm. Die Unterhaltung betraf zuerst Allgemeines, wir schwatzten über tausenderlei Nichts, das oft den Anfang einer geistreichen Conversation macht, und endlich geriethen wir auf jenes ewig interessante Thema, das immer wieder in neuer Weise aufgenommen wird, weil Jeder so viel Erlebtes und Gedachtes davon zu berichten weiß, wir kamen auf die Liebe. Ich schwieg; Graf Arthur fragte um meine Ansicht: ich hatte keine.

„Wie, gnädige Frau, denken Sie hierin nicht wie ich? Glauben Sie nicht, daß in unsern Tagen die Männer dieser Leidenschaft zu sehr nachgeben? ich meine, die ihrer fähig sind, denn von den andern red' ich nicht. Blicken Sie nur um sich und Sie sehen nichts als Verliebte.“

Verliebte? Verzeihen Sie, Graf, ich denke nur galante Herren zu sehen.

„Sie sind ungerecht, gnädige Frau. Sie vor allen müssen die wahre Liebe kennen; denn könnten Sie wohl anders geliebt werden?“

Dabei ruhte sein Blick so sanft und ausdrucksvoll auf mir. Er fuhr fort:

„Halten Sie mich darum für keinen Amadis: ich spreche nichts weniger als aus Erfahrung. Ich selbst habe noch niemals geliebt. Vergebens suchte ich bisher die Frau, die mir entspräche. Bis heute ertappte ich mich immer nur auf zufälligem Geschmack, auf einer Laune oder momentanem Behagen: nichts Wahres und Lieferees. Und doch sehne ich mich mit ganzer Seele nach dem Engel, der mein Leben verklären sollte. Welchen Schatz der Hingebung, welchen enthußlastischen Dank bewahr' ich ihm nicht in meinem Herzen! Ja, gnädige Frau, ein Dichter ohne Geliebte ist wie ein Himmel ohne Sterne.“

Dieses Gespräch war sehr gefährlich für mich, ich fühlte es, und doch vermocht' ich es nicht, mich ihm zu entreißen. Endlich geschah es, wir wurden gestört, als wir in's Schloß heimkehrten. Den Abend über wick sein Auge nicht von mir; gewisse Reden schien er eigends für mich zu betonen: ich war ganz verblendet. Als ich auf mein Zimmer kam, ließ ich mich in einen Lehnstuhl fallen, verhüllte das Gesicht und blieb so wohl ein Paar Stunden lang sitzen; ich ließ den ganzen Tag nochmals an mir vorüberziehen. Die kleinsten Vorfälle hatten sich unauslöschlich meinem

Gedächtniß eingebrückt; jedes seiner Worte stand in flammender Schrift vor mir; ich schlief nicht, und das war kein Wunder. Als mein Kammermädchen mich zu wecken kam, fand sie mich bereits reisefertig. Gott, wie voll war mein Herz! Ich stieg in den Wagen, da brachte mir der Bediente einen Brief; Schrift und Siegel waren mir unbekannt; aber an der Bewegung, die mich ergriff, fühlte ich, von wem er kam. Zitternd öffnete ich ihn, ungeduldig darüber, daß ich nicht allein war und ihn nach Lust genießen konnte. Es waren Verse! Verse an mich! Verse voll Sehnsucht und Klage; ich verbarg sie in meinem Busen und gelobte mir, sie Niemand zu zeigen. Auf der letzten Post kam mir mein idealer Geliebter wieder in Erinnerung und mit diesem Gedanken zugleich eine gewisse Reue. Aber wie groß war meine Ueberraschung, als ich nach seinem Bilde in meinem Herzen suchend, immer nur dem Grafen Arthur begegnete. Meine Lustgestalt hatte einen Körper angenommen und war zur Wirklichkeit geworden; aber es war keine Gefahr für mich dabei: ich sollte ihn ja nicht wiedersehen.

Von diesem Augenblick an lebte ich nur für ihn. Umgeben von seinen Schriften, las ich sie immer wieder und theilte alle seine Ansichten; erschien ein neues Buch von ihm, so hatte ich es zuerst und verschlang es. Immer meint' ich darin eine Reihe von Anspie-

lungen auf unsre beiderseitigen Gefühle und Neigungen zu finden. Jede seiner Gelbinnen war ich; jeder seiner Liebenden war er mir. Sprach er vom Kummer der Trennung, vom Uebermaaß der Leidenschaft, so dachte er dabei an mich. Ich hatte meine Thorheit nur gewechselt und liebte nun ihn mit solcher Glut, daß mich schon sein Name erblassen machte. Nichts war komischer als die Verachtung, womit ich alle andern Männer aufnahm, die sich beugehen ließen, mir den Hof zu machen. Sie erhielten nichts als ein mitleidiges Lächeln; ich verglich sie mit der Größe meines Ideals und ach, wie waren sie da so klein! Wohl an fünfhundert Briefe mögen es sein, die ich an meinen Eintagsgeliebten schrieb, ohne sie abzusenden: man könnte einen Roman aus ihnen zusammenstellen. Ich erzählte ihm alles, meine Leiden, meine Freuden und vor allem meine Liebe. Von ihm schwärmte ich und redete irre.

So verging meine Jugend. Es lohnte auch die Mühe dafür jung zu sein! Dann kam die Zeit der Kriege, durch welche unsere Heimath unsicher zu werden anfieng. Ich übersiedelte mit meinem Gemahl in eine norddeutsche Residenz, in dieselbe, wo Graf Arthur lebte; aber der Zufall wollte, daß ihn seine diplomatische Carriere eben auswärts beschäftigte. Seine Schwester, die ich kennen lernte, war ein ganz gewöhn-

liches Geschöpf, erschien mir aber als eine Corinna, bloß weil er sie liebte. Ich bildete mir ein, er müsse mit ihr von mir gesprochen haben. Tausendmal fragte ich sie darum; endlich glaubte sie sich zu erinnern, daß er vor einigen Jahren aus dem südlichen Deutschland mit einer hoffnungslosen Liebe im Herzen heimgekehrt sei. Das ging mich an, nun war kein Zweifel mehr. Gewiß, ich wäre nicht entzückter gewesen, wenn mir aus seinem eigenen Munde das Geständniß geworden wäre.

Aber auch an diesem Orte war kein sicheres Verweilen für uns; wir mußten eine andere Zufluchtsstätte auffuchen und zogen nach G. Ich war nicht mehr jung und meine Phantasie hatte sich abgekühlt, doch dachte ich Arthur's noch immer auf die zärtlichste Weise. Ich beschäftigte mich viel mit ihm, doch schrieb ich nicht mehr an ihn. Die Verse, die er mir gewidmet, las ich immer wieder mit neuer geheimer Freude — noch hatte sie kein Mensch zu sehen bekommen. Sie waren das einzige Band, das zwischen uns bestand, sie das Geheimniß meines Seelenlebens. Das Versenktsein in Arthur, das stete Denken an ihn brachte mich endlich so weit, daß ich an die geheimen Beziehungen selbst wirklich glaubte, die ich zwischen uns erdichtet hatte. Sprach man von ihm, so entschlüpfen mir oft die Worte: O ich habe Graf Arthur G. sehr gut gekannt! Und diese Rede war von einem so

selbstzufriedenen und nachdenklichen Lächeln begleitet, daß die Zuhörer wohl glauben mußten, ich habe ihn nur zu gut gekannt.

Nach geraumer Zeit war es mir endlich vergönnt in die Heimath zurückzukehren; nicht so meinem Manne, den ich bereits früher verloren hatte. Ich war Wittwe, kinderlos und von ansehnlichem Vermögen: kein Wunder also, daß sich jetzt alle Verwandten sehr um mich bemühten. Meine gute Cousine, welcher ich bereits erwähnt, war nicht die letzte, aber bei ihr geschah es nicht aus leibigem Interesse. Wir wohnten nun zusammen auf einem meiner Güter. Ihre Familie war gezwungen gewesen, das Schloß, wo wir Graf Arthur kennen gelernt, zu verkaufen, welchen Verlust sie noch immer betrauerte. Jetzt war der Besitzer gestorben, die Erben forderten einen mäßigen Preis; sie war erfreut, ihn aufbringen zu können, erreichte nun ihren Wunsch und zog mit Freuden dahin, wo sie ihre Jugend verlebt hatte. Ich versprach sie zu besuchen, aber Geschäfte, Verdruß und Kränklichkeit hatten mich lange daran verhindert; kurz bei dem besten Willen kam ich in Jahren nicht zu ihr. Vor acht Tagen empfieng ich aber folgenden Brief von ihr:

„Liebe Bertha! Es ist nun unumgänglich nothwendig und leidet keinen Aufschub mehr, daß Du am 18. Juli auf meinem Schlosse bist. Entschul-

„bigungen nehme ich durchaus nicht mehr an. Ich bereite Dir eine wahre Herzensfreude und würde mich darüber nicht trösten können, wenn Du meine „Bitte unerfüllt ließe.“

Wie konnte ich solchen Worten widerstehen? Man bleibt auch mit sechzig Jahren immer Weib und neugierig. Am 18. Juli des Morgens also trat ich in das Besuchzimmer meiner Cousine, die sich mit der ganzen Lebhaftigkeit ihrer Jugendjahre in meine Arme stürzte.

„Laß hören,“ rief sie, „welche von Deinen alten Bekanntschaften wünschest Du am sehnlichsten wiederzusehen? Sage schnell und sprich ganz aufrichtig.“

Ich nannte einige, aber sie wurde ungeduldig.

„Nichts da, älter! Eine Bekanntschaft, die Du hier gemacht und in Deiner Seele fortgesetzt hast.“

Ich war so schwach noch jetzt roth zu werden.

„So recht! Nun bist Du an dem rechten. Ja, Graf Arthur kommt, ich erwart' ihn in jedem Augenblick. Der liebenswürdige Arthur mit seinem feinen Anstande, mit seinen hübschen blonden Haaren und sanftblickenden Augen: wollen sehen, was aus allen Dem nun geworden ist.“

Wahrscheinlich dasselbe, was aus unserer Schönheit geworden, — ein altes häßliches Gesicht.

Ich sagte so, damit sie es nicht thue, aber ich

glaubte selber nicht daran. Ich hielt es für eine Unmöglichkeit, den Grafen anders wiederzusehen, als wie ich ihn vor etwa vierzig Jahren erblickt hatte. Wir lustwandelten in unsern Erinnerungen; wir gedachten des Tages, an welchem wir ihn hier gerade so wie heut erwarteten. Welch ein Unterschied! Doch fuhr er gerade wie damals in den Hof herein und auch jetzt ging ich ihm entgegen: ich drückte mich in die Fensterecke, um ihn aussteigen zu sehen. Die Wagenthüre ging auf und ich erschrak. Dies also war Arthur! Man durfte an dem Sechziger nicht zweifeln. Ein gebrechlicher Greis, dessen lange Gestalt fast zusammengebrochen war; das Gesicht voll Runzeln und ohne jene Majestät, die dem Alter oft eigen ist, einzelne Härchen um eine kahle Stirne, das war Arthur! Meine Cousine empfing ihn mit den Worten:

„Kommen Sie, lieber Graf, hier ist Jemand, der sich sehr freut Sie wiederzusehen.“

Nachdem ich mich etwas erholt, näherte ich mich.

„Erkennen Sie sie nicht mehr? Es ist die Baronin Nerling, die Sie so anmuthig und liebenswürdig fanden.“

„O ja wohl, — gewiß —“ war seine verlegene Antwort. Er grüßte mich. Ich sah, daß er mich ganz vergessen hatte. Das war ein stechender Schmerz für mich. Meine Cousine, die das errieth, nahm ihn bei

Seite und erzählte ihm von unseren ersten und einzigen Zusammensein, er hörte aufmerksam zu und schien sein ganzes Gedächtniß auszuforschen.

„Ich entsinne mich nicht,“ antwortete er endlich; „ich weiß wohl, daß es hier mehrere sehr schöne Damen gab, allein ich erinnere mich nur Ihrer.“

Zwei große Tropfen entfielen meinem Auge; es war mein ganzes Leben, das ich beweinte, meine ganze Vergangenheit, die mir dieser grausame Mensch mit Einem Worte raubte. Und was bleibt nun noch übrig, um mich zu entschädigen? Vielleicht noch einige Leidenstage und dann der Tod. — Er setzte sich zu mir, und ich gewann so viel Gewalt über mich, einige höfliche Worte an ihn zu richten. Er antwortete kaum, bis sich meine Reden ausschließlich auf seine Person bezogen; — da erhob er seine Stimme, man bildete einen Kreis, um ihn zu hören und diese Aufmerksamkeit schien ihm zu behagen. Als sich eine junge Dame an's Piano setzte, wurde er sichtbar verstimmt: er war nun nicht mehr das einzige Ziel aller Augen und Ohren und nahm das wohl als eine unerlaubte Verführung. Ich blieb in seiner Nähe, und da er an mir eine theilnehmende Zuhörerin fand, so versuchte er die Unterhaltung wieder aufzunehmen; ich selber wünschte es und so war es ihm ein Leichtes. Ich brachte seine frühere Reise, auf der er dieses Schloß

befucht, zur Rebe und er sprach viel von dem Vergnügen, das sie ihm gewährt habe.

Und wie, fuhr ich fort, Herr Graf, und Sie erinnern sich nicht mehr an unsere Promenade im Garten, an meinen Gesang? — An ihre Liebe? wollte ich beifügen: aber eine kurze Ueberlegung sparte mir diese Lächerlichkeit.

„O ganz wohl, gnädige Frau.“

Aber ich fühlte, daß er jetzt eine galante Unwahrheit gesprochen.

„Erlauben Sie, meine Gnädige, habe ich Ihnen damals nicht ein Gedicht gemacht, irgend einen zärtlichen Seufzer? O sicherlich. Auf meiner damaligen Reise in dieser Gegend habe ich keine hübsche Dame gesehen, ohne ihr diese Aufmerksamkeit zu beweisen. Die Frauen lieben das, und singt man sie an, so singt man sich in ihr Herz; denn es schmeichelt ihnen, mit den Dichtern unsterblich zu werden. Besitzen Sie mein Gedicht noch, o so geben Sie es mir: ich habe keine Abschriften behalten und weiß doch, daß ich damals recht artige Sachen gemacht. Man druckt jetzt meine gesammelten Werke, wollen Sie nicht auch eine Stelle darin einnehmen?“

Da vermocht' ich meine Kaltblütigkeit nicht mehr beizubehalten; meine Erinnerungen verwandelten sich in Zorn. Ich konnte mir nicht versagen, einen alten

Sedem zu ärgern, um dessentwillen ich so oft und so viel geweint und der mir nun offen gestand, daß ich das Bischen Aufmerksamkeit, die er mir erwiesen, mit allen Damen meiner Heimath theilen müssen. Also ich hatte ihm nichts mehr eingefloßt als jenes flüchtige Wohlgefallen, das er an tausend andern gefunden? und mein Geheimniß, meinen Schatz verlangte er von mir zurück, um ihn den Augen des Publikums vorzulegen, während ich ihn vor den Blicken der Freundschaft verbarg! ich, die nur wollte, daß sein und mein Auge auf diesen liebeglühenden Zeilen verweilt habe. O nein, nimmermehr!

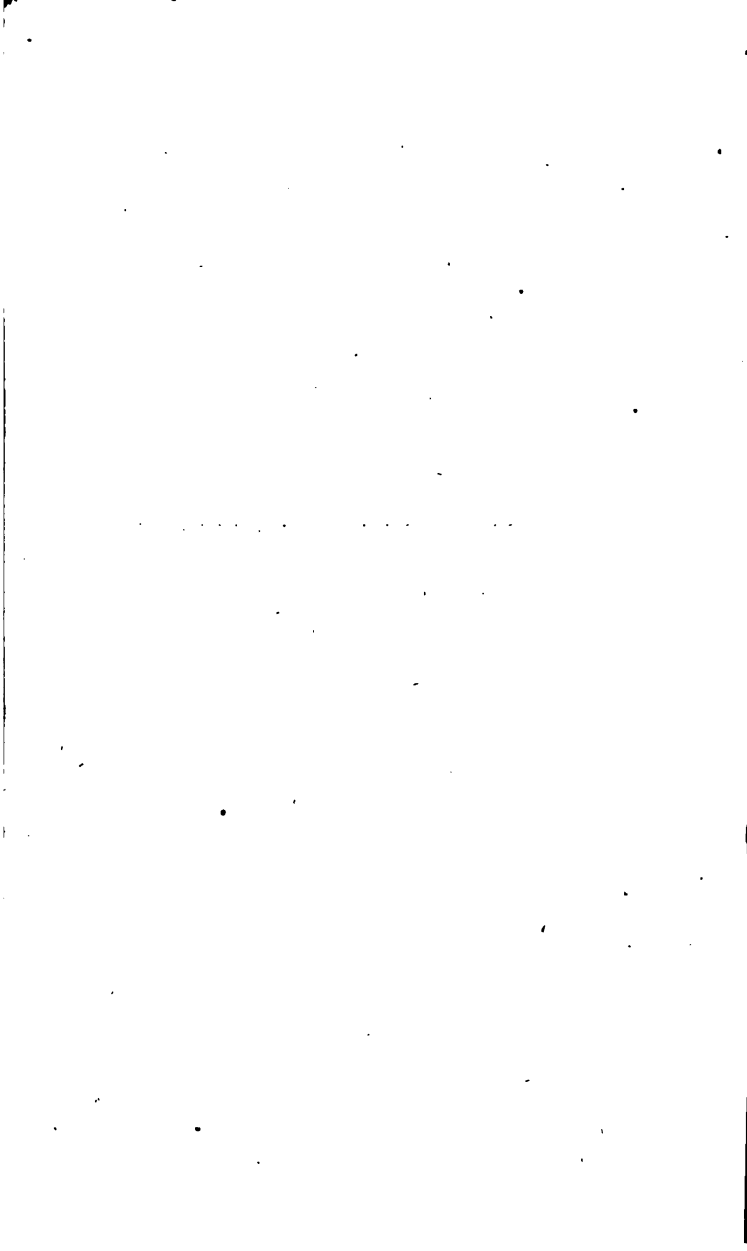
Es thut mir unendlich leid, Herr Graf, erwiderte ich, aber Ihr werthvolles Autograph besitze ich nicht mehr; erinnere ich mich gut, so war es ein größeres Gedicht, das Sie mir gewidmet, ich glaube gar eine Elegie; aber als ich aufhörte jung zu sein, fand das Alles den Weg in's Feuer: Ihre Huldigung wird mit vielen andern dahingewandert sein.

Das wirkte; ich konnte meine Rache nicht besser wählen. Seine Eitelkeit war so tief verletzt, daß er sich rasch erhob, mir ein vornehmes „Recht Schade!“ zuwarf und ich mich daran erfreuen konnte, wie gut mein Pfeil getroffen hatte.

Was weiter geschah, erzähl' ich nicht mehr. Wozu auch? Da sitze ich nun an diesem Abend an derselben

Stelle wie damals, da ich an ihn geglaubt und zum ersten Mal für ihn geschwärmt. Meine kindischen Briefe, seine Verse und sein Porträt habe ich den Flammen übergeben. Jetzt bin ich nichts mehr als eine alte Frau, deren Vernunft ihr Lebenlang nicht genugsam auf der Huth war, die aber durch eine Erschütterung wieder so zu sich gekommen ist, daß sie ohne Schande und Reue an das, was nicht mehr ist, denken kann. Was es auch immer gewesen sein mag, was mich von meinem Irrthum geheilt, gleichviel, ich muß es segnen. Ich habe viel und stundenlang nachgedacht, ich habe den Schleier zerrissen, der meine Augen so lange Jahre hindurch bedeckt hat, — aber ich weiß nun auch nicht, auf was das Auge hinstellen. Ich habe mir es tief innerlich gelobt, nie eine Frömmlerin zu werden, und ahnte nicht, daß dazu ein Bedürfniß in dem vereinsamten Herzen doch einmal erwachen könne. Möge mir es der Himmel verzeihen! Jetzt fühle und glaube ich, daß es außer Gott nichts Wahres gibt, und ihm will ich meine letzten Tage weihen. Hätte ich doch früher so gedacht! Wie viel an Reue und Täuschung hätte ich gespart und wie viel an Hoffnung gewonnen.

Der Unwiderstehliche.



Die blasierte Gesellschaft der Gegenwart zählt eine Menge von Mitgliedern, in denen Eigenliebe und Eitelkeit die geheimen Triebkräfte der inneren Existenz sind. Die Kunst des Umgangs, der Firniß der Bildung zielt eigentlich nur dahin, dieses Räuberwerk geschickt zu maskiren und ein schönes oder geheimnißvolles Zifferblatt über die innere Maschinerie des Egoismus zu breiten. Trügen sich die Personen diese nackt entgegen, so gäbe das moralische Bacchanalien, bei welchen nur ein unbefangener Zuschauer fehlte; denn Jedermann leidet in irgend einer geheimen Ecke seines Innern an derselben Krankheit. Dieses Verstellen und Maskiren hat hinwieder bei gewissen vorthellsuchenden Leuten eine Schlaueit in Bewegung gesetzt, welche dem Feinde alle Schwächen ablauscht und ihn bei guter Gelegenheit in seinen eigenen Quartieren überrumpelt. Sie weiß es, wenn sie auf geschickte Art die schöne weiße Hand der häßlichen gnädigen Frau bewundert, oder es rühmt, wie stattlich der dicke Herr Gemahl im Sattel sitzt, daß sie mit dieser gewandten Lobrede besser ans Ziel gelangt, als wenn sie ein ganzes Register ihrer eigenen

wahren Verdienste herzählte. Die Leute hören so ungern von uns, aber gar zu gern von sich selbst reden. So stehen sich Eigenliebe und List gegenüber und spielen Haschen, ein Spiel, das durch die jetzige Stellung der Gesellschaft als diplomatisches sanctionirt ist. Nur wenn Selbstgefallen und Dünkel, auf äußere zufällige Vorzüge gegründet, offen und herausfordernd auftritt, erlebt er wohl zuweilen eine gebührende Züchtigung. Zum Belege mag folgender nicht uninteressante Fall dienen.

Abolphy zählte einige zwanzig Jahre und war ein Etourbi, der an nichts als an Liebe und Vergnügungen dachte. Die Studien hatten ihm keine große Unbequemlichkeit verursacht, denn er war ein Feind aller geistigen Anstrengung. Was man mit den industriellen Maschinen will, meinte er, das weiß ich: aber was die moralischen Maschinen, die man Lehrer nennt, taugen sollen, das begreiß ich nicht. — So war nun einmal seine Ansicht, und daß man mit solchen Ansichten früher oder später einmal übel ankommen muß, läßt sich denken. Abolphy war von sehr gefälligem Aeußeren; dieses und der freie Besitz eines anständigen Vermögens erfüllten ihn mit einer großen Zuversicht in sich selbst. Er hielt es für eine Unmöglichkeit, daß das Auge einer Dame auf ihm verweile, ohne daß ihm zugleich

ihr Herz schlage. Ueberdies hielt er sich für so glücklich als gewandt in Liebeshändeln, und seine Unwiderstehlichkeit war durch ein Paar wohlfeile Intriguen zur Ueberzeugung in ihm festgewachsen.

Keine, keusche Liebe ist hier unten auf Erden das, was dort oben ein Engel: der letztere hat in seiner Lage mehr Glück, die erstere jedoch in der ihren mehr Verdienst. Aber eine solche Ansicht hätte Adolph für Unsinn, eine derlei Parallele für lächerlich gehalten. An die Reinheit der Seele dachte und glaubte er nicht, und was die Engel anbelangt, so waren ihm die gefallenen am liebsten.

Zu seinen vornehmen Passionen gehörte auch die Reiselust. Indem er seine Siege an allen Orten sorgfältig aufzeichnete und mit Ruhmredigkeit verbreitete, hoffte er zugleich in allen Weltgegenden die Spuren seiner Lebenswürdigkeit und die Opfer seiner Eindrücke zu hinterlassen. Er verließ eben Deutschland, wo, nach seinem Ausspruche, ihm Alles in Sehnsucht nachschmachtete und ihm zahllose Thränen nachweinte, und wir sehen ihn jetzt in Venedig.

Fiorella Marelli, eine junge Dame von spanischer Abkunft, war eine der gerühmtesten Schönheiten der Lagunenstadt. Adolph fand bald Mittel, sich in ihrem Hause einführen zu lassen. Von ihren Reizen augen-

blidlich gefesselt, setzte er sofort seine Künste in Bewegung und richtete die süßesten Worte an die Donna.

„Ach,“ meinte Fiorella, von seinen schönen Reden scheinbar ergriffen, „es ist leichter sagen, daß man liebt, als wirklich lieben.“

„Nein,“ erwiderte Adolph, „Ihnen gegenüber ist es leichter zu lieben, als es zu sagen.“

Ihr Gemahl war ein zornmüthiger und höchst sonderbarer Mann. Der Marchese Marelli, nicht mehr in der Blüthe seiner Jahre und bereits Vater eines erwachsenen Sohnes, der im Auslande reiste, hatte sie in zweiter Ehe geheirathet und beobachtete sie mit dem argwöhnischen Auge eines Südländers. Fiorella schien oft zu erbeben, wenn sie mit Adolph zufällig allein war, und erzählte ihm dann in ängstlichem Tone einzelne Züge der Eifersucht und Grausamkeit ihres Gatten, bei deren Anhörung einem Bewerber wohl unheimlich zu Muth werden konnte. Adolph aber vernahm alles mit Ruhe; mit der Gefahr wuchs auch seine Liebe.

Eines Abends befand er sich bei der schönen Venedigerin, die ihm von ihrem Bruder sprach, dem sie, so wie er ihr, außerordentlich zugethan war.

„Sollten Sie es glauben,“ sagte Adolph, „ich bin auf Alles eifersüchtig, was Ihnen lieb ist, und doch wünschte ich auch wieder, daß die ganze Welt sich

bemühe, Ihnen zu gefallen. Oft seufze ich, daß es mir nicht gegeben ist, Sie genugsam zu lieben, und doch liebe ich Sie mit aller Macht meiner Seele."

„Sagen Sie lieber, mit aller Macht Ihrer Begierde."

„O Fiorella, wie falsch beurtheilen Sie mich! Bei wahrer Liebe gehören auch die Sinne dem Herzen an. Ihr Wogen und Wallen ist auch seine Sprache, und ihr sehnüchziges Leben ist nur der gesteigertste Ausdruck der Leidenschaft, welche Worte auszusprechen nicht vermögen."

Abolphy hatte dieses mit hinreißendem Feuer gesprochen. Schwankte Fiorella, oder glaubte sie, was er bereits so Vielen vor ihr gesagt? — Da wurde die Thüre mit Heftigkeit aufgerissen.

„Ich bin verloren!" schrie die Donna.

Der Marchese Marelli ging festen Schrittes auf Abolphy zu. Seine Augenbrauen waren im Zorne zusammengezogen; Hohn und Wuth malte sich auf seinen Zügen; seine Hand hielt ein Pistol.

„Herr von B . . .," sprach der Italiener, „Sie lohnen Gastfreundschaft mit einem Schurkenstreiche; Sie wollen Liebe hier einschwärzen, ich zahl' es Ihnen mit dem Tode!"

Fiorella sank in Ohnmacht.

„Kommen Sie Herr," entgegnete Adolph, „welche Waffen haben Sie gewählt?"

„Sie meinen ein Duell? hoffen Sie nicht darauf!" erwiderte der unversöhnliche Gatte, indem er den Hahn des Pistols spannte. „Einen Banditen, dessen man habhaft wird, tödtet man und schlägt sich nicht mit ihm."

„Herr," rief der empörte Liebhaber, „ich bin Edelman!"

„Was kümmert mich das! Um Ihnen eine Kugel durch den Kopf zu jagen, brauch' ich nicht zu wissen, ob Sie Ahnen haben oder nicht. Ein edelgeborner Schurke ist ein doppelter."

„Feiger Mordelmörder!"

„Sparen Sie die Worte. Glauben Sie an ein anderes Leben?"

„Ja."

„Dann machen Sie Ihre Rechnung mit dem Himmel, aber schnell!"

Fiorella stieß einen leisen Schrei aus.

„Wohlan denn! ich bin bereit zu sterben," entgegnete Adolph mit festem Tone, „aber ermorden Sie mich nicht vor ihren Augen."

„Eigenliebiger Thor! Du denkst wohl, sie könne Deinen Tod nicht überleben? Sei ruhig, sie wird es."

Doch will ich Deine letzte Bitte erfüllen. Komm in das Nebengemach."

Der Stallener wies mit einem fürchterlichen Hohnlachen auf eine Thür im Hintergrunde. Adolph wandte sich dahin. Eine einfache Tapetenwand trennte die Weiden nun von Fiorella. Marelli erhob die Waffe und wollte schießen.

"Wir sind hier zu nahe," drang Adolph in ihn, "Ihre Gemahlin muß den Schuß hören."

"Und wird darüber wahnsinnig werden, nicht wahr, mein hübscher Cavalier?"

"Erdolche mich ohne Geräusch, erbärmlicher Spötter!"

"Erdolchen? . . . Der Vorschlag ist gut," — und der Stallener steckte das Pistol zu sich. "Ich habe auch für diesen Fall vorgesorgt. Wäre es mir aus dem oder jenem Grunde unmöglich gewesen, Feuer auf Dich zu geben, so waren meine Maßregeln getroffen. Geh hier hinaus! in der Galerie, die Du durchschreiten wirst, erwarten Dich zwei Bravi, deren Pöschken Du nicht entkommst. Hätte die Memme auch dagegen etwas einzuwenden? Laß hören: ich habe Geduld mit Dir."

"Ich würdige Dich keines Wortes mehr. Du hast einen Sohn, möge in fremdem Lande an ihm so

geschehen, wie Du an mir handelst. Die Mörder warten; dieß mein Abschiedswort."

Abolpß war in der Gewalt eines unerbittlichen Menschen. Was sollte es ihm helfen, gegen das gräßliche Schicksal zu ringen? es blieb ihm nichts übrig als muthig zu sterben. Mit erhobenem Haupte und festem Schritte ging er auf die Galerie los und sah die Banditen auf ihrem Posten. Bei dem Anblick ihres Opfers bewegten sie sich ihm langsam entgegen. Es waren ein Paar athletische Gestalten und ihnen Widerstand leisteten, hieß nur die Todesqual verlängern. Er war ohne Waffen und in ihren Händen blizten Stilete. Abolpß faßte sie fest ins Auge und wankte nicht zurück.

Ich habe höchstens noch eine Minute zu leben, dachte er, indem er den Zwischenraum zu seinen Mördern maß. Diese, ohne ihren Gang zu beeilen, betrachteten ihn mit kalter Gleichgültigkeit. Ohne innere Bewegung schritten sie zum Verbrechen: der Tod von ihrer Faust war sicher.

Die Galerie ist zur Hälfte durchschritten.

Fünf bis sechs Secunden noch, sprach der Geopferte für sich. Nur noch eine! Verzeihe mir, o Gott! — so sein letzter Ausruf.

Die Bravi fassen ihn zu beiden Seiten und

schwingen die Dolche. Adolph erwartet den Todesstoß, sein Auge hat sich gesenkt. Eine fürchterliche Pause — auf die ein schallendes Hohngelächter folgt.

Marelli steht vor ihm.

„Du hast Muth gezeigt,“ rief er mit donnernder Stimme: „möge Dir das zur Warnung dienen! Möge meinem Sohne, wie Du es gewünscht, in fremdem Lande so geschehen, wie ich an Dir gehandelt. O ich könnte grausam sein, wenn ich nicht auf andere Art zu strafen wüßte. Meinen Dolchen bist Du entgangen, wie meine Gattin Deiner Liebe: beides vielleicht durch ein Wunder, vielleicht durch eine Laune des Zufalls; gleichviel. Bravi, steckt eure Stilete ein und werft diesen jungen Herrn zum Hause hinaus!“

Der Befehl des Marchese wurde mit der größten Pünktlichkeit vollzogen. Schmachvoll aus dem Hause Marelli's auf die Straße gesetzt, kam Adolph wuthentbrannt nach Hause. Tausend Rachepläne kochten in seinem Herzen, und schon am frühen Morgen stand er vor dem Hôtel Marelli. Aber der eifersüchtige Venetianer war mit seiner Frau in der Nacht abgereist und seine Abwesenheit werde, wie man versicherte, mehrere Jahre dauern. Vergebens forschte Adolph nach den Spuren des Verschwundenen — und wenige Tage später erschien ein Abgesandter der Polizei, welcher

Herrn Adolph von B... seinen vollzogenen Paß überbrachte und ihn um eine baldige Abreise ersuchte. — So hatte ihm die ganze Geschichte nur unangenehme Erinnerungen und Schande gebracht: nicht Liebe, nicht Lob, noch Rache.

Fünf Jahre sind indessen hingegangen. Adolph ermüdete nicht seinen Beleidiger zu suchen; die Sehnsucht nach Rache glühte lange in ihm, aber das Selbstgefühl seiner Lebenswürdigkeit und Steghaftigkeit hatte merklich nachgelassen. Endlich sollte er wahre Liebe kennen lernen; wiederum war es eine schöne Spanierin, die ihn fesselte und die ihn die Seligkeit eines reinen Herzensbündnisses fühlen lehrte. Fast wie ein blöder Schäfer stand der Etourbi von ehemals der reizenden Isabella gegenüber; auch das Begehren nach Rache schwieg vor dem allmächtigen Zauber der Liebe und sollte bald für ewig verstummen; denn als Isabella seine Neigung erwiebernd, endlich einwilligte die Seinige zu werden, und aus diesem Anlasse die Familienangelegenheiten zur Sprache kamen, ergab es sich, daß die Lante der schönen Braut Niemand anderes war, als die Marchesa Fiorella Marelli. Bei Nennung dieses Namens zuckten in der Brust des Gefräßigten nochmals

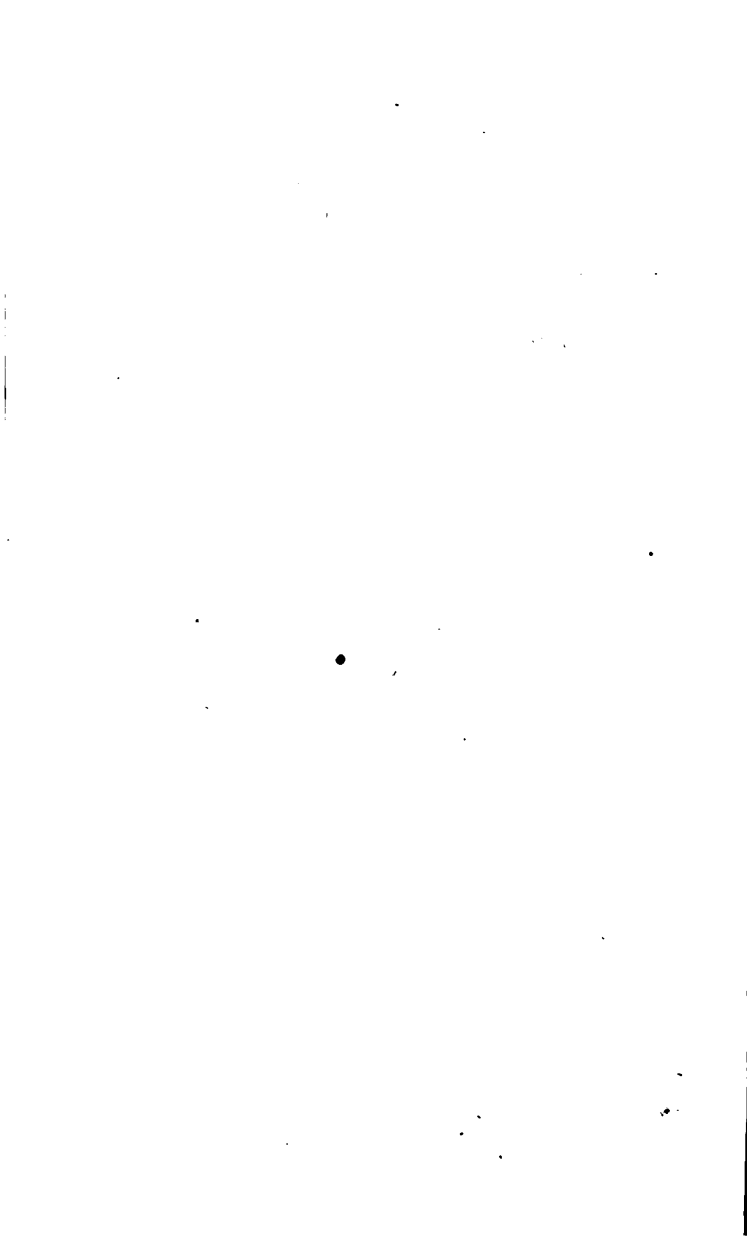
alle Racheschwerter empor, aber sie schmolzen an dem Sonnenblick der Liebe und sanken durch das erwachte Gefühl, damals eine wirklich verdiente Strafe erlitten zu haben. Als nun vollends am Hochzeitstage ein herzlicher Brief des Marchese ankam, worin dieser den glücklichen Neuvermählten um Vergessen des Vorgefallenen bat und ihm zu seiner Wahl und geänderter Gesinnung Glück wünschte, wurde Adolph ganz heiter und erzählte bald darauf seiner Frau und seinen Freunden das Abenteuer im Hôtel Marelli.

Der Unwiderstehliche ist gebessert und glücklich, und der Marchese lebt wieder in Venedig.



J d n n a.

•



Die Vermählung des Gutsherrn von Walbheim versammelte aus nah und fern alle seine Freunde und Verwandten; ein Fest drängte das andere und ein glänzender Ball, bei welchem der reiche Mann Alles aufbot, was Köstliches und Prachtvolles zu sehen war, machte den Beschluß.

Unter den vielen schönen Damen, welche den Abend verherrlichten, war es vorzüglich Iduna, die Pflegetochter des Grafen Bergen, welche wie eine lichte Sonne alle übrigen Sterne verdunkelte. Im leichten Tanze flog mit einer unaussprechlichen Grazie die zarte, fast ätherische Gestalt dahin; ein freundliches Lächeln schwebte um den Rosenmund und die Wangengrübchen; doch lag in dem von langen Wimpern verhüllten Auge eine Schwermuth, die dem Beobachter nicht entgehen konnte, und einen neuen Reiz auf das Mädchen goß.

Iduna war die Tochter eines Erziehers des Grafen, und wurde von letzterem nach dem Tode ihrer Eltern in das Haus genommen und dort gebildet. Der Graf, welcher seit vielen Jahren zurückgezogen auf seinen Besitzungen lebte, verwendete eine väterliche

Sorge auf die Erziehung des ihm hinterlassenen Kindes seines treuesten Freundes, und seine Bemühungen blieben nicht fruchtlos. Ibuna keimte als eine wahre Wunderblume der Schönheit empor, der Reichtum ihres Geistes entfaltete sich mit jedem Tage in schönerem Glanze, und die holde Bescheidenheit, welche das Mädchen mit ihren Vorzügen niemals prunken ließ, machte es zum Gegenstande der allgemeinen Verehrung.

„Wer ist das bezaubernde Mädchen?“ fragte Sigmar, ein junger Fremder, der erst vor wenig Stunden angekommen war, um das benachbarte Gut, welches er durch einen Bevollmächtigten erkauft hatte, in Besitz zu nehmen, — einen neben ihm stehenden ältlichen Herrn. „Es ist meine Pflegetochter,“ erwiderte dieser lächelnd, indem er sich dem jungen Mann als den Grafen Bergen vorstellte. „O Herr Graf!“ rief Sigmar, die Augen unverwandt auf das Mädchen gerichtet, begeistert aus, „wie reich müssen Sie belohnt sein, wenn Sie durch Ihre Pflege so herrliche Blüthen aufkeimen sehen!“ —

In diesem Augenblicke war ein Tanz geendigt, und Ibuna schwebte zu dem Vater hin, der sie mit herzlicher Güte bei der Hand faßte. „Du scheinst heute recht munter, liebe Ibuna,“ sagte er mit hei-

terer Miene; „das macht mich glücklich, — sei es doch immer!“ — Und da beugte sich das schöne Mädchen auf seine Hand, eine Thräne glänzte in ihrem Auge, und rasch wandte sie sich ab und eilte in das Gebränge zurück.

Sigmar, welcher sie um den nächsten Tanz bitten wollte, suchte sie lange im Saale und fand sie endlich im letzten schwächer erleuchteten Gemache, wo sie am Fenster stand, und in Gedanken verloren in die helle Mondnacht des beginnenden Frühlings hinausblitzte. Schnell wandte sich Iduna um, als sie Männertritte hörte; schüchtern und mit ungewisser Stimme brachte Sigmar seine Bitte vor, und mit einem freundlichen Kopfnicken reichte sie ihm nun die Hand und folgte in den Saal, wo die Paare in wirbelndem Schalle der Instrumente schon auf- und niederschwebten. — Hatte der junge Mann schon bei dem ersten Anblicke Iduna's sich sonderbar bewegt im Innersten seines Herzens gefühlt, so schien es ihm jetzt vollends, als ob ihm die Sinne vergehen sollten, da er am Arme des lieblichsten Wesens dahin flog, ihre süßen Worte an sein Ohr klangen, und der reine Sonnenstrahl ihres klaren Auges das seinige traf. Doch senkte das Mädchen oft gedankenvoll seine Blicke zu Boden, tiefe Wehmuth entfaltete sich immer deutlicher in ihren

Zügen, ein banger Seufzer entschlüpfte den halbgeöffneten Lippen, und wie aus einem Traume erwachend, antwortete sie dann Sigmar, der ihr seine Frage wohl zwei Mal wiederholen mußte. — „Sie ist nicht glücklich!“ sprach der junge Mann bei sich selbst, als er am Ende des Tanges sich gegen Iduna verneigte, und dieser Gedanke vermischte mit bitterer Qual das Gefühl der Liebe, das sich mächtiger in jedem Augenblicke in seinem Herzen ausbreitete.

In wechselnden Empfindungen versunken stand Sigmar sinnend am Ende des Saales, als ein Schall und ein klägliches Schrei, der sich zugleich vernehmen ließ, ihn aus seinem Hinbrüten aufrüttelte. Alles drängte sich nach der Stelle; auch Sigmar flog hinzu und erblickte Iduna von einem herabgestürzten Wandleuchter getroffen, ohnmächtig am Boden liegen. Er sah Blut an ihren Locken, ihre Augen geschlossen, Todtenblässe auf ihren Wangen; hastig eilte er zum Saale hinaus, half selbst die Pferde an einen leichten Wagen spannen und flog dann im raschesten Galopp in der kühlen Nacht fort nach der eine Stunde entfernten Stadt. Es waren kaum fünfzig Minuten vorüber, als er mit einem Arzte wieder in den Saal trat. Iduna hatte sich erholt; allein die Wunde schmerzte sie sehr, und ein Fieberfrost bebte heftig

durch ihren Körper. Der Arzt befahl sogleich, sie zu Bette zu bringen, ordnete zweckmäßige Umschläge an und schien ängstlich besorgt um ihren Zustand. —

Dieses unglückliche Ereigniß hatte dem Vasse ein plötzliches Ende gemacht. Mißmuthig, in bangen Sorgen um das geliebte Mädchen ging Sigmar in sein Zimmer, wo ihm die schlaflosen wenigen Stunden, die bis an den Morgen fehlten, zur Ewigkeit wurden.

Am nächsten Tage wurde seine Erkundigung nach Idunens Befinden mit der Nachricht beantwortet, daß das Fieber sie verlassen habe und der Graf sich Sigmar's Besuch erbitte. — Mit frohem Herzen eilte nun Sigmar zu dem Pflegevater seiner Geliebten, der ihm mit den herzlichsten Worten für die Sorgfalt dankte, die er für Iduna bewiesen hatte, und mit der Versicherung schloß, daß nach der Aussage des Arztes des Mädchens Zustand ohne diese schnelle Hülfe sehr traurig hätte werden können. Sigmar konnte sich kaum der Thränen erwehren, als ihn nun der Graf an das Krankenlager führte, und Iduna ihren Dank mit einem leisen Händedrucke aussprach, und ein freundliches Wohlwollen aus ihren schönen Blicken glänzte. Der Graf behandelte den jungen Mann mit der ausgezeichnetsten Hochachtung, forderte ihn wiederholt zum freundschaftlichen Besuche auf und nahm an der Lektüre,

welche Sigmar öfter der schönen Kranken hielt, mit sichtbarem Vergnügen Antheil.

So waren acht Tage vergangen; Iduna war genesen, Graf Bergen traf Anstalten, Waldheim zu verlassen und nach Hause zurückzukehren. Noch einmal wiederholte sie bei dem herzlichen Abschiede ihren oft ausgesprochenen Dank, und als der Graf Sigmar einlud, ihn auf seinem Gute zu besuchen, da bat das liebe Mädchen mit unwiderstehlicher Freundlichkeit, daß er doch gewiß recht bald kommen solle. — „Die Geschäfte, welche mich sowohl hier als in der Residenz festhalten,“ antwortete der freudige Sigmar, „sind bis fünfzehnten Juni beendet. An diesem Tage hoffe ich auch Gebrauch von Ihrer gütigen Einladung machen zu können.“ Da stieg nun der Graf mit seiner Pflegetochter in den Wagen, rasch rollte der über die Straße dahin, und lange stand Sigmar noch auf der Schwelle, mit sehnächtigen Blicken den Reisenden folgend, die längst schon seinem Gesichtskreise verschwunden waren.

Mit welcher Thätigkeit Sigmar nun seine Angelegenheiten in Ordnung brachte, und mit welcher Ungebulb er dem Augenblick entgegen sah, wo er abreisen könnte, bedarf wohl keiner Versicherung. Mit den lieblichsten Farben malte die Hoffnung die Tage seiner

Zukunft; Alles glänzte in Lust und Entzücken vor seiner Seele, wenn er sich geliebt von dem sanften bezaubernden Mädchen dachte und lebhaft alle die schönen Stunden an seinem inneren Auge vorübergleiten ließ, die der Besitz dieses Engels ihm gewähren müsse. „War sie doch so freundlich, so herzlich!“ rief er beruhigend aus, wenn zuweilen der Gedanke, daß Iduna seine Liebe nicht erwiebern würde, sich mit quälender Geschäftigkeit in seinem Kopfe regte; die mächtigere Hoffnung aber unterdrückte endlich alle Besorgnisse, und mit muthiger Sehnsucht bestieg er den Reisewagen, als er eine Woche vor der bestimmten Zeit seine Geschäfte vollendet hatte.

In einer der anmuthigsten Gegenden des südlichen Deutschlands gelegen, hebt sich das alte Familienschloß des Grafen Bergen, ein schöner freundliche Kiese, hoch über die stolzen Pappeln empor, die es in langen, dichten Reihen umzäunen. In seiner Nähe blühen in reizenden Thälern tausend und tausend süß duftende Blumen; auf dem Haupte blühen glänzende Sterne so hoch, als ob sie vom Himmel hernieder leuchteten, und aus den hellen Augen überfließt er alle Auen, Wälder und Berge auf viele Meilen in der Runde. So stand das Schloß vor Sigmar, als er in seiner Nähe — wie er glaubte, aufgerüttelt

aus so manchem süßen, wachen Traume, endlich das gesenkte Auge hob. Er befahl dem Kutscher, in der nächsten Herberge zu übernachten und am andern Morgen nachzukommen, da er den übrigen Weg zu Fuße machen wollte, um unbemerkt vor seiner theuren Iduna zu erscheinen. Mit schnellem Schritte eilte er dem Schlosse zu, das sich immer weiter und weiter zurück zu ziehen schien, und nachdem er schon länger als eine Stunde gegangen, stand es noch immer so entfernt von ihm, wie in dem ersten Augenblicke, da er es ersehen. Er konnte den Weg nicht verfehlt haben, und doch schien es gewiß, daß er um nichts näher gekommen. Schon senkte die Sonne allmählig ihre Strahlen; der Weg führte in ein Thal hinab, — keine Stimme regte sich mehr in der weiten Natur, — nur die Schritte des eilenden Sigmar hallten dumpf, wie Trauertöne, aus dem Erdboden gerufen, und das Gras zischte unter seinen Füßen, als ob sie auf Schlangen und Molche träten. Der Himmel verbunkelte sich immer mehr und mehr, schwarze Wolken zogen sich zusammen und wie aus glühenden Oefen hauchte die Luft ihn an. Schon zuckten Blitze am südlichen Himmel und erleuchteten sparsam den Pfad — zum Glück den einzigen, der vor ihm lag. Der ferne Donner rollte über die Gebirge, — ein heller

Blitz glühte in den Wolken, da gewahrte er im rothen Scheine die goldenen Sterne des Schlosses. Er achtete nicht des steilen Berges, die Sorge besügelte seinen Fuß, und athemlos stand er endlich an der Pforte des majestätischen Gebäudes. Ein alter Diener begegnete ihm; er schien erstaunt über den späten Besuch, und leuchtete die breite Treppe hinauf. Man hatte ihn erst den folgenden Tag erwartet. „O schön, daß Sie kommen,“ sprach der Alte gutmüthig; „da wird es doch ein wenig freundlicher werden in dem öden Schlosse; der gute Herr Graf wird nicht mehr so stumm und ernst vor sich hinsehen, und auch das liebe Fräulein wird vielleicht heiterer aus den schönen Augen schauen.“

Sie gingen nun über einen langen Gang, dann durch mehrere Zimmer, endlich in einen großen Saal, wo jeder Schritt dumpf wiederhallte. „Das ist der Ähnensaal,“ flüßelte der Führer leise. Matt leuchtete seine Kerze; Sigmar konnte nichts von den Gemälden erkennen; da blickte es fürchterlich hell durch die hohen Fenster und wie im Geisterglanze stand das nächste Bild, — eine hohe, bleiche Rittergestalt mit durchdringenden Blicken vor ihm. Der Donner hallte hinter drein, daß die Fenster dröhnten. Der Alte bekreuzte sich und hielt sorgsam die Hand vor das Glämmchen;

damit es ja nicht erlösche. Nun führte er ihn noch durch zwei Gemächer, wo er dann stehen blieb und schweigend deutete, daß in der nächsten Thür der Graf und Iduna sei. Sigmar hörte sie sprechen; — bange und doch so freudig klopfte sein Herz; — „ich soll den verehrten Greis wiedersehen, und — seine Pflgetochter, die schöne herrliche Iduna!“ — Rasch trat er nun in die Thür. — Mit wahrer Ueberraschung rief ihm der Graf entgegen: „Lieber Sigmar, schon hier!“ und drückte ihn fest in die Arme. Iduna sprang freundlich vom Sitze auf, reichte ihm herzlich das liebe Händchen und grüßte mit einem traulichen: „Willkommen!“ — Weitere Gespräche gingen nun von Mund zu Mund, — der Graf erzählte von seiner Jugend, Iduna schien froh und heiter, und Sigmar hatte alle Müdigkeit vergessen. —

„Man besucht uns hier sehr selten,“ sprach der Graf; „ich meine die Bekannten aus der Residenz. Sie wollen auch hier die lauten Freuden, das lärmende Gepränge ihrer glänzenden Manern finden, und kommen sich hier einsam vor in der stillen, freundlichen Natur. Auf ihren Schlössern müssen Bälle, Concerte, Schauspiele gegeben werden, um die schönen Frühlingsstunden zu tödten, um die Freuden der Stadt doch ja nicht zu entbehren. Das finden sie bei mir freilich nicht. — Aber ein stilles Gemüth, wie das Ihrige, lieber Freund!

daß an der heiligen Natur und ihrer treuen Schwester, der Kunst, mit unendlicher Liebe hängt, wird hier genußreiche Nahrung und die süßeste Freude finden. — Sie sollen alle die Herrlichkeiten, die hier der Frühling so reich entfaltet, kennen lernen; wir wollen Sie auf die heitern Punkte führen, wo sich die Welt, ein unerreichbar schönes Panorama, vor den hochentzündeten Blicken ausbreitet. Iduna soll Sie in die Bildergalerie geleiten, die reich an Originalen und trefflichen Kopien ist, und in den Ahnensaal, wo mir die Vergangenheit manchen traulichen Gruß sendet, und die mannichfaltigen Schicksale der längst Vermoberten sich warnend an mein Leben knüpfen. Auch die Musik trägt leicht und süß hier Manche in eine schöne Heimat; denn Iduna's Harfenklänge scheinen wahrlich nicht von dieser Welt zu sein. — So hoffe ich, lieber Freund! werden unsere Tage heiter werden, ob der Sturm da draußen auch tobe und der Regen an die Fenster schlage, wie eben jetzt.“

Sigmar fühlte sich tief gerührt durch diese herzliche Sprache, den freundlichen und doch zuweilen wehmüthigen Blick, der diese Worte begleitete. Er erzählte nun auch von seiner Reise und der Dangerszeit, die ihn anwandelte, als er bei dem Einbruche der Dunkelheit das Schloß nicht zu erreichen fürchtete;

wie hoch erfreut er gewesen, als er davor stand, und welch ein unerklärbares Grauen ihn bei dem Anblicke des hohen, bleichen Ritters im Ahnensaale — in der Gluthbeleuchtung des Blickes — ergriffen. Bei den letzten Worten wurde der Graf und Iduna sichtbar ernstester und wie aus einem Munde fragten sie: „Die Jünglingsgestalt am Erker, links nahe an der Thür?“ „Ganz recht; in ein dunkles Gewand gehüllt, eine weiße Schärpe darüber.“ — „Weiße Federn am Barett, einen glänzenden Dolch in der Rechten?“ — „So schien es mir im Leuchten des Blickes,“ erwiderte Sigmar, indem er auf Iduna hinblickte, und die glühende Röthe, die bei der schnellen Frage ihre Wangen überzogen, immer und mehr erbleichen sah, und düster die Blicke, als ob sie verlöschen wollten. — Der Sturm heulte furchtbar durch das Schloß, — es schlug Zwölf. — „Laßt uns zur Ruhe gehen,“ sprach der Graf mit einem wehmüthigen Blicke auf Iduna, — „wir bedürfen ihrer!“

Der alte Diener war eingetreten; gedankenlos, fast mechanisch, umarmte Sigmar den Grafen, begrüßte Iduna und folgte dem Führer. — Sie mußten wieder durch den Ahnensaal gehen; unwillkürlich blickte der Gast seitwärts nach jenem Schreckensbilde und zog dann mit schnellern Schritten den Alten fort.

Nicht ferne davon fand Sigmar ein mit allen Bequemlichkeiten versehenes Gemach; die Fenster waren mit hohen Läden verschlossen, und ein weiches Lager mit hellseidenen Gardinen umhängen, lächelte den Ermüdeten an. Doch stand das letzte Gespräch und jene Gestalt zu lebhaft vor seiner Seele, als daß er Ruhe hätte finden sollen. Der Eindruck, welchen die Erwähnung des Bildes gemacht hatte, sprach sich auf dem Gesichte des Grafen und des Fräuleins zu deutlich aus; der Zusammenhang der Dinge war ihm zu unerklärlich, um ruhig darüber einzuschlummern. Schlaflos lag er auf dem Bette und quälte sich mit allen Möglichkeiten, die ihm das erklären sollten, was er gehört und gesehen. —

Da klangen Töne an sein Ohr — er richtete sich auf — und deutlich zogen Harfenklänge, öfter durch das Geheul des Windes unterbrochen, an ihm vorüber. Sie schienen den Sturm, so wie die Vangigkeit seines Herzens zu beschwichtigen; denn jener wurde still, wie diese. Des Grafen Worte: „Iduna's Harfenklänge scheinen wahrlich nicht von dieser Welt zu sein!“ wiederholte er sich leise, und Schmerz und Freude, Wehmuth und Trost drangen auf melodischen Wogen an sein Herz. „Wer sollte sonst die Himmelstöne aus der schlummernden Harfe wecken, als sie, das süße,

rührende Wesen!" rief er mit heißer Sehnsucht aus; „o wie ist sie doch so schön! Ein zartes Roth, wie das der Monatrose, blüht auf ihrem Lilienangeichte; der Ernst, der um ihre Lippen schwebt, wird durch das freundliche klare Mondenlicht ihres lieben Auges gemildert, und ihre Worte wiederhallen wie liebliche Accorde in der Brust; o wie ist sie doch so schön!" — Er fühlte es mächtig, daß er sie liebe; ihre Liebenswürdigkeit stand in vollem Glanze vor seiner heiß bewegten Seele; tausend herrliche Bilder der Freude und Hoffnung gaukelten an ihm hin, und so hell war es in seinem Herzen, als ob der schönste Frühlingsmorgen darin aufgedämmert wäre! —

Die Klänge waren verhallt, und der Sturm hatte zu toben aufgehört. Sigmar öffnete die Läden, und die schönste Nacht mit ihren Millionen Sternenaugen blickte ihn freundlich an. Seinen süßen Träumen hingegen, lag er lange im Fenster, dachte sehnsüchtig dem folgenden Morgen entgegen, wo er Ibuna wieder sehen würde, bis die Kühle, welche durch die Nacht wehete, ihn vom Fenster in das Bett trieb.

Hell beschien die Sonne schon das Lager, als Sigmar am andern Morgen erwachte. Ibuna war sein erster Gedanke; rasch warf er sich in die Kleider und öffnete die Thür. Ibuna's Kammerfrau begeg-

nete ihm. — „Schläft das Fräulein noch?“ fragte er sie etwas verlegen. „Ei nicht doch!“ erwiderte jene, „sie begrüßte schon längst den heitern Morgen, wie es ihre Gewohnheit von Kindheit an ist; das Fräulein ist die erste im Schlosse wach.“ — „Und ging doch gestern so spät zu Bette; nach Mitternacht hörte ich noch die schönen Klänge ihrer“ — „Sie vergehen, ich verließ das Fräulein schlafend; und wenn sie auch wirklich die Harfe geschlagen hätte, so wäre der Ton von dem Zimmer am Ende des Ganges doch kaum bis hierher gebrungen, zumal bei dem wüthenden Geseul des Sturmes um Mitternacht.“ — „Wer wohnt sonst hier in der Nähe des Saales?“ — „Keine Seele, die Gastzimmer sind alle leer.“ — „Ist der Graf schon wach?“ fragte er nun ablenkend die berebte Jose weiter. — „Er wartet bereits mit dem Frühstück; mir ist befohlen, das Fräulein zu rufen, das wohl im Park auf ihrem Lieblingsplätzchen sein wird.“

Sonderbar bewegt von der Erinnerung an die milben Friedensklänge der Nacht, die er noch lebhaft in seinem Innersten wiederhallen fühlte, schritt Sigmar durch den Saal. „Von hierher schienen doch die Töne zu kommen,“ sprach er lauter zu sich selber, und hob die gesenkten Blicke, die starr an dem Bilde hängen

blieben, vor dem er eben stand. Sonderbar ergriff ihn der Anblick; der bleiche Jüngling mit der weißen Schärpe und dem blinkenden Stahl in der Hand, dessen Blicke er am vorigen Abend so düster funkelnd sah, blickte fast mit freundlichen Augen auf ihn nieder, und deutete auf eine Harfe hin, die er eben bei Seite gelegt zu haben schien.

Ibuna's freundlicher Gruß erweckte den Liebenden aus der dumpfen Betäubung. „Gefällt Ihnen dieser Jüngling?“ — fragte sie ihn freundlich. „O doch,“ sprach er schnell wie aus einem Traume erwachend. „Ihr Blick scheint so unmuthig auf der schönen Gestalt zu verweilen?“ — „Nicht doch,“ erwiderte Sigmar, sich allmählig erholend und zugleich so angenehm durch Ibuna's Nähe überrascht; „ich dachte nur an die Bedeutung dieses Gemäldes und bewunderte die herrliche Kunst des Malers, der so viel in die Züge zu legen wußte, daß sie uns mit rührender Vertraulichkeit das tiefe Leiden des kranken Gemüthes berichten.“ — „O wohl des kranken Gemüthes!“ sprach Ibuna bewegt; „der bleiche Jüngling hatte nichts als seine Harfe, den ruhlosen Sturm seines Herzens, der alle seine Jugendblüthen so grausam vernichtet hatte, zu beschwören. Hinweggeschleubert von Allem, was ihm lieb und theuer war hienieden, verhallten seine Klagen

wie die Klänge jener Saiten durch die finstere Nacht seines Lebens; er haßte Alles, was ihn umgab — nur seine Harfe nicht. O sehen Sie hin, wie sein wehmüthiger Blick zu sagen scheint: das ist Alles, was mir geblieben!“ —

Iduna verhüllte ihr Angesicht, die Thränen zu verbergen, die ihren Augen entquollen. Auch Sigmar war durch des lieben Mädchens schönes Mitleid gerührt und bat, die Geschichte des Unglücklichen vollständiger zu erzählen. Schon wollte sie beginnen, als die beistehende Jose ehrfurchtsvoll erinnerte, daß der Graf schon seit einer halben Stunde warte.

Der Graf empfing seinen Gast mit der herzlichsten Freundlichkeit; — auch Iduna schien heiter, doch war in ihren Zügen zugleich eine stille Wehmuth zu lesen, die sie unbeschreiblich anziehend machte. Hundert Mal wohl schwebte die Frage auf Sigmar's Lippen, ob Iduna die Schöpferin der süßen Klänge in der vergangenen Nacht gewesen? Doch eben so oft hielt eine unerklärbare Scheu sie zurück, und sie schien ihm endlich, wenn er sich der Worte der Kammerfrau erinnerte, sogar thöricht und lächerlich.

Der Graf lud Sigmar ein, ihn zu Pferde nach dem nahen Dorfe zu begleiten, das er vom Grunde auf in der schönsten Gegend neu erbaut und zur

Wohnung für die glücklichsten seiner Unterthanen bestimmt hatte. Sigmar konnte es an der Freude, die bei der Erzählung aus seinem Auge leuchtete, erkennen, daß es seine Lieblingsidee sei, ein Arkadien zu gründen, wo kein Unglücklicher lebe, nur gute, frohe Menschen, und durfte sich daher dieser Begleitung um so weniger entziehen, als er sie zu wünschen schien.

Nach vier ewig langen Stunden kehrten sie zurück; am Eingange des Parks waren sie abgestiegen, und der Graf wollte ihm nun das Weitläufigere von diesen schönen Anlagen erzählen, die durch seinen Fleiß und seine Beharrlichkeit, wunderbar genug, aus dem unwirthlichen Boden emporgestiegen.

So sehr Sigmar auch den liebenswürdigen Greis achtete, und so interessant ihm seine Gespräche zu einer andern Zeit wohl auch gewesen wären, so konnte er sie diesmal doch keinen Augenblick länger ertragen. Er sehnte sich aus vollem Herzen nach Ibuna's Nähe und bat, unter einem leichten Vorwande, sich einen Augenblick in's Schloß entfernen zu dürfen, in der heimlichen Hoffnung, dem lieben Mädchen zu begegnen und es zu bewegen, in dem Parke Gesellschaft zu leisten. Wie im Fluge war er über die Treppe, durch den Saal in des Grafen Zimmer. Ibuna war nicht dort. Er erinnerte sich, daß die Kammerfran Ibuna's

Gemach am Ende des Ganges angedeutet hatte, und besann sich keinen Augenblick, sie dort aufzusuchen.

Als Sigmar vor der Thüre stand, pochte sein Herz mit nie gefühlten Schlägen; ihm wurde so bange, als ob es um das Leben ginge, und kaum wagte er es, das Brett zu trennen, das ihm noch ihren Anblick entzog. Endlich faßte er Muth, öffnete die Thür ein wenig und fragte mit leiser, bebender Stimme: „Iduna, darf ich Sie sehen?“ — „Schon zurück?“ flüsterte sie, und schnell einen Schrank zuschließend, trat sie ihm mit der Frage entgegen: „Wo ließen Sie den Vater?“ — „Er ist — im Park,“ stotterte Sigmar, betroffen von der Gleichgültigkeit, die in den Worten: „schon zurück?“ lag, und mehr noch von den Thränenspuren, die so deutlich in Iduna's Auge standen. Sie mußte heftig geweint haben; er erschien sich so unbeschaiden, daß er eben in diesem Augenblicke gekommen, und sein Herz war doch so bewegt, so voll von inniger Theilnahme, daß er kaum die Frage zu unterbrechen vermochte, was dem schonen Auge die Thräne erpreßt habe.

Schweigend gingen sie neben einander her. Als sie in den Saal getreten waren, sah Iduna mit einem Blicke, in dem die tiefste Wehmuth lag, sich nach dem Blüde um. Sie unterbrach zuerst das Stillschweigen,

und langsam die Blicke von dem bleichen Ritter wegwendenb, sprach sie: „Ich bin Ihnen noch die traurige Geschichte des Harfners schuldig geblieben. Ich will sie Ihnen am Abend erzählen; nun müssen wir zu dem Vater.“

Der Graf lächelte ihnen freundlich entgegen, und deutlich konnte Sigmar bemerken, wie Ibuna sich bemühte, dem Pflegevater das Roth zu verbergen, das heiße Thränen auf ihren Wangen aufgeglüht hatten, und wie sie ihm glauben machen wollte, daß sie heiter sei. Sie leitete mit einer rührenden Kindlichkeit die Gespräche auf Lieblingsgegenstände des Grafen, der heiter die Fäden fortspann, die sie geknüpft. Sigmar mußte die Lebensgeschichte eines jeden Baumes erfahren, die oft gewiß recht anziehend sein mochte, dem heißpochenden Herzen aber wenig Befriedigung gab, zumal da Ibuna, als sie den Vater im Flusse der Rede wußte, still und gedankenvoll daneben her ging.

Das Gespräch kam auf die Kunstschätze des Grafen. „Sie werden herrliche Gemälde finden,“ schloß der Graf, wohlgefällig lächelnd, „und seltene und außerlesene Kupferstiche. Van Dyl war ein persönlicher Freund eines meiner Ahnen und hat ihm zum Andenken die Geliebte so herrlich gemalt, daß es eine wahre Lust ist, ihr in das seelenvolle Auge zu sehen. Das Bild hängt

im Ahnensaale, nahe an“ — hiemit brach der Graf plötzlich ab. Sigmar entging es nicht, daß ein leichtes Wölken über seine Stirne zog, das Iduna's freundliche Einsprache aber schnell wieder zerstreute.

Sie waren nun an ein Glashaus gekommen, das sich durch seine Größe und architektonische Schönheit auszeichnete. Eine Reihe dichter Palmen und duftender Orangenbäume bildete den Eingang in das eigentliche Blumenhaus. Gewürzhafte Gerüche dufteten dort entgegen, heiß brannte die Sonne durch die horizontalen Fenster und der blaue Himmel schien so hell hinein, als ob man in den heitern Gärten des Hesperiden wäre. Im Vaterlande vergaß man gewiß zu sein; denn auch kein Pflänzchen war da, das unter unserer Sonne frei gedeihen könnte, und in den Zweigen wiegten sich wohl viele besiedelte Säger, aber auch kein einziger, der heimisch wäre unter unserm Himmel. — Da standen sie vor einem herrlichen Rasensitze, dessen reiches Grün von einer hohen dichtbelaubten Myrthe umschattet wurde. In einem engen, fast geschlossenen Halbkreise umgaben duftende Muskatbäume den stillen Ort, und hohe Rosenhecken voll Blüthen füllten die Zwischenräume aus. So ernst und still sah die Myrthe auf ihre reizende Umgebung nieder und schien schützend ihre Arme über das trauliche Plätzchen auszubreiten.

Keine Stelle in der ganzen Welt hatte noch den Eindruck auf Sigmar gemacht, wie diese. Er hätte weinen mögen vor süßer Empfindung und rief im Uebermaße seines Gefühles aus: „O, wie schön, wie schön!!“ — „Es ist mein Lieblingsplätzchen,“ erwiderte Iduna mit sichtbar freudiger Rührung und blickte lange, wie in frohen Träumen verloren, bald auf die Myrthe empor, bald auf den Rasen hinunter. Doch wie in einsamer Nacht ein Accord, der unser Ohr überraschte, verklingt, und die festerliche Stille ringsum uns bald wieder umgibt, so war die Heiterkeit, die in einem Augenblicke Iduna's Wangen überzogen hatte, bald wieder verschwunden, und die düstere Ruhe eines Kirchhofs sprach ernst aus den sinnenden Blicken. O! mit welcher unendlichen Gewalt fühlte sich Sigmar in diesem Augenblicke zu ihr hingeeben; er hätte ihr zu Füßen fallen, sie mit Thränen beschwören mögen, den Kummer nicht so enge in ihre leidende Brust zu verschließen, ihn auszuschütten in das liebe glühende Herz, das ihr mit der ganzen Sehnsucht erster Leidenschaft entgegenschlug. Mit Mühe errang er die Fassung, und nur Iduna selbst, die, als sie sich verrathen zu haben fürchtete, schnell mit aller Munterkeit, die nur in ihrer Gewalt stand, die Rede auf heitere Gegenstände brachte, konnte ihn von etwas Auffallendem zurückhalten.

Sie lehrten in das Schloß zurück; der Graf war heiter, und das gerechte Lob, das Sigmar seinem Geschmacke und seiner Bemühung ertheilte, schien den freundlichen Greis zu erfreuen. Auch Iduna wurde fröhlicher; sie sprach bei Tische mit vielem Geiste über Gegenstände der Kunst und zeigte die herrlichsten Ansichten von Allem, was schön und gut ist hienieden. Sigmar konnte seinen Blick nicht von ihr wenden; — die innigsten Gefühle bewegten seine Brust, und jedes ihrer Worte berührte die tiefsten Saiten seiner Seele. Hatte ihn früher ihre Schwermuth erschüttert, zu ihr hingezogen, so schien sie ihm nun in ihrer lebenswüthigen Heiterkeit vollends unwiderstehlich. Er fühlte es so deutlich, daß er sie liebe, wie er noch kein Mädchen auf Erden geliebt, und wie unaussprechlich glücklich er durch ihre Gegenliebe wäre! — Nach Tische versprach Iduna, ihm die Gemälbegallerie zu zeigen.

Der Graf machte sein Mittagsschläschen und Sigmar folgte der Lieblichen durch den einsamen Saal. Auch nun flogen ihre Blicke im Vorübergehen nach dem Bilde hin; er sah es, wie sie dem bleichen Ritter heimlich zunichte, und wie oft schnell düstre Wolken das helle Sonnenlicht verfinstern, so war auch mit einemmale das heitere Licht ihres Frohsinns verdunkelt, und der bange Ernst, der so sehr dem Kummer

gleicht, umnebelte ihre Blicke. Ihr früheres Benehmen hatte Muth in Sigmar's Herz gegossen; er hatte fest beschloffen, den ersten günstigen Augenblick zu benutzen, um ihr seine innigen Gefühle zu nennen. — Nun war er zwei Stunden lang mit ihr allein; seine Entschlüsse unterblieben, seine Vorsätze scheiterten an der Ruhe ihres Wesens. Wohl versuchte er es mehrere Male, auf das hinzudeuten, was seine Brust so heftig bewegte; sie wollte ihn nicht verstehen.

Mit der besonnensten Klarheit sprach Ibuna über die Werke der Kunst, vor denen sie eben standen; doch wohl noch nie mochte Sigmar so kalt für die letztere gewesen, noch nie so gefühllos vor den herrlichen Abbildern einer schönen Natur gestanden sein, als eben diesmal. Gedankenlos wiederholte er ihre Worte, und sein ganzer Sinn war nur in die Empfindung stiller, trauernder Liebe aufgelöst, die vergebens nach Worten sucht, und wenn sie auch Worte fände, sie doch nur in eine weite, freudenleere Einsamkeit hinausriefe. „Ich bin ihr gleichgültig,“ sprach er zu sich selber, „sonst hätten sie die leisen Hindeutungen der stillen Sehnsucht nicht so ganz unberührt gelassen; — ich muß ihr mehr noch als das sein, denn ein Hauch des Unwillens trübt bei jeder fernen Berührung ihren klaren Blick.“ — Er konnte sich der Thränen fast nicht

enthalten. Iduna schien es zu fühlen, wie tief sie ihn verlege, und sprach sanfter: „Die Gemälbegallerie sahen Sie; ich will Ihnen nun die Bilder im Ahnenssaale erklären und mein Versprechen lösen. Die Kunst muß heiter machen, lieber Sigmar! nicht ernst!“

Diese Worte, dieser Ton — sein Herz wollte zerspringen vor Schmerz und Sehnsucht. — „Nur eine halbe Stunde erlauben Sie, daß ich hinaus darf in's Freie,“ — sprach er schnell mit beklommener Brust, — „vielleicht kehre ich heiterer zurück! Doch ich muß nun fort, muß hinaus, sonst finde ich den Athem nicht wieder!“ Und mit diesen Worten eilte er von ihr und fast bewußtlos in den Park.

Er stand in dem Glashaufe, als der Sturm in seinem Innern sich zu legen begann; er warf sich auf den Rasensitz, und die heißen Thränen, die nun gewaltsam hervorströmten, erleichterten das Herz. Ruhiger dachte er seiner Lage nach, und die Himmels-tochter, die Hoffnung, welche mit ihren Blumen den Weg des Sterblichen von der Wiege bis zum Sarge bestreut, läspelte ihm nun tröstend zu: daß er noch nichts verloren habe; daß Iduna's Betragen nur mädchenhafte Schüchternheit gewesen, die selbst das, was sie so gern erfährt, nur zögernd und ungern hören mag.

Im Ausbruche stiller Begeisterung blickte er, wie im Gebete verloren, empor, — und erblickte einen bürren Kranz in den dunklen, frischen Myrthenzweigen. Er betrachtete ihn näher und gewahrte halb einen zweiten, der aber frisch und duftend, nicht lange gebunden zu sein schien. Er war um einen starken Zweig des Baumes gewunden und halb verborgen in seinem Dickicht. Sigmar bog die Blätter etwas zurück und las deutlich in des Stammes Rinde die Namen: Hugo — Iduna — eingegraben. — Wehmuthsvoll, wie der Landmann auf seine vom Wetterschlage vernichteten Saaten steht, blickte er auf die Namen hin, in denen er das Verschwinden seiner schönsten Hoffnungen las.

„Habe ich doch in Waldheim mehrere Bekannte dieses Hauses befragt, ob Iduna ihr Herz mit einem geliebten Gegenstande theile,“ sprach er mit sinnenden Blicken vor sich hinstarrend, „und alle verbürgten mir, daß seit Jahren kein Fremder das Schloß betreten, daß auch Iduna es nicht verlassen. — Rein — nur der Zufall schlang die beiden Namen so innig an einander. Läßt sich doch nie der Liebe unendliches Gefühl so ganz verbergen! — Und mußte es denn eben Iduna gewesen sein, die jenen Kranz bedeutungsvoll um jene Namen wand? Ich muß Gewißheit haben! — doch

woher sie nehmen? — sollte ich es wagen, durch ein voreiliges Nachforschen das Geheimniß ihrer Seele, das sie sicher in des Baumes Zweigen, wie in ihrer Brust verwahrt glaubte, einem ungeweihten Auge zu enthüllen?“ — — So sann er still vor sich hin, und immer reger ward die Hoffnung in seinem Herzen, daß ihm Iduna noch nicht verloren sei. Sorgsam bog er die Zweige und Blätter wieder über die Namen und eilte in das Schloß zurück.

Gedankenvoll ging Sigmar über die Treppe; mit ruhigem Herzen trat er leise in die halbgeöffnete Thür des Saales. Iduna, die er längst fort glaubte, stand, mit dem Rücken der Thür zugekehrt, noch vor dem Bilbe.

Er blieb stehen; das Mädchen faltete die Hände, breitete dann die Arme in stiller Sehnsucht dem bleichen Ritterjünglinge entgegen; Thränen füllten ihre Augen, und halblaut schwebte der Ausruf: Hugo! Hugo! von ihren Lippen. Sigmar erbehte heftig, seine Erschütterung machte ihn bemerkbar. Er that, als ob er eben erst einträte. Iduna war ganz gefaßt, und mit einem sanften Lächeln, aus dem Sigmar Heiterkeit gelesen, wenn er die Trauer ihres Gemüths nicht gesehen hätte, bot sie ihm die Hand. „Sie sind lange ausgeblieben, lieber Freund! — Wollen Sie nun die Geschichte des

armen Harfenspieler's hören?" Er bejahte es stillschweigend, und sie begann:

„Es mögen nun wohl 500 Jahre sein, als in diesem Schlosse Freiherr Robert, der Anherr meines Pflegevaters, mit seinen zwei Söhnen wohnte. Den Einen, dessen Bild dort an der Wand hängt, entriß der Tod im Knabenalter. Der Andere — Hugo genannt, vor dessen Bild wir stehen, wuchs schön und kräftig heran, wie die Lannen, die damals noch dieses Schloß umringten. Des Vaters stolzer, rauher Sinn verschiente bald jede Geselligkeit vom Schlosse, das sonst der Sitz aller ritterlichen Uebungen und Freuden gewesen. Sein kaltes, liebloses Betragen brachte ihm frühzeitig den Verlust seiner Gattin, und allein mit seinem Sohne und einem alten Kastellan verlebte er hier seine Tage. Der Kastellan, ein gelehrter, reblicher Mann, besorgte mit väterlicher Zärtlichkeit die Erziehung des Knaben, der sonst von seinem Vater nichts, als das wilde Vergnügen der Jagd erlernt hätte. — Der fromme Ulrich — so hieß der Kastellan — unterrichtete ihn in den heiligen Pflichten seines Christenthums, in den süßen Melodien seiner Harfe, und mit mehr Liebe hing der heranwachsende Jüngling an ihm, als an dem Vater. — Mit Hugo zugleich blühte des Kastellans liebliche Tochter, Rosa, empor, und wie

in zwei Nachbarsblumen unter dem Himmel ihrer Unschuld, blühte die Liebe aus einer Brust in die andere hinüber. — Armer Hugo! die kurze Seligkeit schwand vorüber, wie der schöne Traum deines kurzen Lebens!“ —

„Eines Tages ließ der Freiherr seinen Sohn zu sich kommen und verkündigte ihm, daß er in Kurzem abreisen wolle, ihm eine reiche Braut aus altadelichem Blute zu suchen. Hugo erblaßte. Zum ersten Male fühlte er, wie unaussprechlich theuer ihm Rosa sei, und daß er um alle Schätze der Welt sie mit keiner Andern vertauschen könnte. Sein gerades Herz war der Verstellung unfähig. Er antwortete rasch, daß er nur die Eine lieben könne und besitzen wolle. Höhnisch lächelte der Vater und sprach: „„Dafür werde ich sorgen.““ — Noch denselben Tag erhielt der Kastellan den Befehl, das Schloß mit seiner Tochter zu meiden, und der unglückliche Greis, arm und schwach, wie er war, ergriff mit Thränen den Wanderstab. — Hugo, der vom Vater auf die Jagd gesendet worden, kam, von einer quälenden Ahnung getrieben, ungewöhnlich früh zurück und begegnete seinem würdigen Erzieher an der Pforte. „„Wohin?““ redete er ihn hastig an, „„um Gottes Willen wohin?““ — Heftig weinend, sank ihm Rosa an die Brust. „„Wir sind auf immer getrennt,““ sprach mit bebender Stimme der Greis;

„„daß man hier mein weißes Haar, wo es erbleichte, nicht begraben werde, das ahnete ich noch nicht vor wenig Stunden. — Ich habe meine Pflichten redlich erfüllt, mit reinem Gewissen scheide ich, und daß ich Deine schöne, fromme Liebe zu Rosa wachsen sah und nicht ersticken wollte — das laun mir der ewige Richter nicht zur Schuld anrechnen. Lebe wohl, Hugo! Wenn Dein Herz treu bleibt und gut, so soll Dir Rosa nicht verloren sein!““ — Mit diesen Worten nahm er Rosa aus Hugo's Armen, und mit einem gebietenden Wink, der diesen bleiben hieß, war Ulrich und Rosa seinen Blicken entschwunden.“

„Tief erschüttert stand Hugo auf der Stelle. Ein böser Traum schien ihm die furchtbare Wirklichkeit, aus dem er sich, der Geliebten nachtheilend, so gerne wach gerüttelt hätte, wenn ihn des Pflegers Wink, dem er von frühester Kindheit Folge zu leisten gewohnt war, nicht zurück gehalten hätte. Mit der Brust voll Verzweiflung rannte er die Treppe hinauf in die Stube seines Vaters. Er war verreist und wollte, wie es hieß, erst in vier Tagen zurückkehren. — Mit unaussprechlichem Schmerz warf sich Hugo auf sein Lager. Er hatte gehofft, mit den Worten seiner innigen Liebe das Herz des Vaters zu erweichen, ihn mit Thränen zu beschwören, jene doch schnell zurück zu rufen, die

das Glück seines Lebens ausmachen, die fromme Rosa und den ehrwürdigen Greis, dem er Alles verdankte. Nun waren durch die Abwesenheit des Vaters diese Hoffnungen zertrümmert; den Verwiesenen nachzuweichen, verbat die Ehrfurcht vor Ulrich's Befehl, und bis zur Rückkehr des Vaters konnte wohl jede Spur der Theuern verloren und selbst sein Wille, sie zurück zu rufen, vergebens sein. Alle Qualen der Sehnsucht und Ungewißheit folterten Hugo's Herz; die Stunden der Nacht rückten heran, doch kein Schlaf senkte sich auf seine thränenfeuchten Augenlider, und tausend Gedanken, Pläne und Entschliefungen begleiteten ihn bis zum Morgen, seine Brust wechselnd mit Furcht und Hoffnung füllend. — Endlich war er entschlossen: „„Wollte mich doch Ulrich nicht für ewig aus ihrer Nähe bannen,““ so sprach er zu sich selber; — seine Worte: „„wenn Dein Herz treu bleibt und gut, so soll Dir Rosa nicht verloren sein!““ gossen süßen Trost in die wunde Brust. „„Ich will seinem Verbote nicht entgegen handeln; doch von Ferne will ich folgen, um nicht ganz den Pfad zu verlieren, den ihre Schritte eilten.““

„Schnell sprang er bei diesem Gedanken auf von seinem Lager und zog auf seinem Rosse, als ob er zur Jagd ginge, hinaus mit dem ersten Morgenstrahle.

Rüftig trabte er die Straße fort, die Ulrich und Rosa gezogen waren. Mehrere Stunden verfolgte er den Pfad, — da theilte sich dieser, und nun erst fiel ihm die Ungewißheit seines Unternehmens zentnerschwer auf die Brust. Sollte er sich rechts wenden, wo ein dichter Wald dann jeden Pfad verlieren machte? oder links, wo die vielen Seitenwege das Streben nach seinem Ziele erschwerten? Doch that er das letztere. Dem ersten Wege, dem er sich nahte, beschloß er zu folgen und gelangte, als schon das Abendroth die Berge röthete, in ein kleines Städtchen. Hier fragte er Jedermann nach Ulrich, den die ganze Gegend weit umher kannte; — umsonst, — es hatte ihn Niemand erblickt, und mit aller Gewißheit sagten sie, er könne unmöglich unbemerkt vorüber gezogen sein. Hugo erkannte nun wohl, daß er den Pfad verfehlt; er war sogleich entschlossen, umzukehren und den nächsten Seitenweg einzuschlagen.“

„Die helle Mondnacht begünstigte sein Unternehmen; unermüdblich schien sein Roß, — doch auch dieses war fruchtlos, — und so ritt er drei Tage und Nächte, nach kurzen Ruhepunkten, von einem Pfade zum andern, fragte überall und überall vergebens, — nirgends eine Spur von Ulrich und Rosa.“

„Er beschloß nun, heimzukehren, und wenn es

ihm nicht gelänge, das Herz des Vaters zu erweichen, bei nächster Gelegenheit auch jenen Pfad, der durch den Wald führte, und den er mit ermattetem Rosse durchzuforschen nicht vermochte, zu verfolgen. Die schöne Hoffnung verließ ihn, so oft sie ihn auch schon betrogen, dennoch keinen Augenblick, und ermüdet zwar, doch mit kräftigem Muth, schritt er in das Schloß seiner Väter."

"Der alte Freiherr war noch nicht heimgekehrt. Hugo benutzte diese Zeit, die verworrenen Pläne, die in seinem Geiste aufdämmerten, zu ordnen und mit klarem, besonnenen Blicke in den trüben Spiegel seiner Zukunft zu schauen. Er fühlte mit schmerzlicher Gewalt, daß er so ferne dem Manne stehe, den er Vater nannte; daß Vertrauen, innige Liebe und treue Sorge um das Wohl des einzigen Kindes hier nicht ihre Stätte gefunden, und mit banger Besorgniß sah er der Rückkunft des Freiherrn, — seiner ganzen Zukunft entgegen."

"Der Erste, der am folgenden Morgen in sein Zimmer trat, war Robert. Mit ernstem Blicke und Tone begann dieser also zu sprechen: „Mein Sohn! ich habe Dir eine Braut geworben, die das Glück Deines Lebens begründen soll. Der reiche Graf War-tenburg will Dir seine Tochter zum Weibe geben.

Sie ist eben so schön als mächtig, eben so reich, als geachtet, und ich erwarte nichts weniger, als einen Widerspruch. Deiner thörichten Liebe zu Rosa habe ich ein Ende gemacht, und zu Deinem Heile sollst Du sie nie wieder sehen, nie ihren Aufenthaltsort erfahren; denn ein Schwur besiegelt der Verwiesenen Mund. Der Graf wünscht in acht Tagen das Jawort von Dir selbst zu hören. Mache Dich daher bereit zur Abreise.“““

„Mit diesen Worten verließ er den armen Hugo. In stummer Betäubung blickte dieser vor sich hin; der namenlose Schmerz ersticke jedes Wort auf seinen Rippen und keine Thräne floss aus den starren Augen.“

„„„Gott im Himmel!“““ rief er endlich, seine schwer belastete Brust erleichternd, aus; „„Gott im Himmel!“““ rief er klagend, „„ist es denn möglich, daß ein Vater so das Glück seines Kindes zertreten kann? daß er die Lebenshoffnungen dem eitlen Eigennuß opfert und nicht des Einzigen Freuden und seine Schmerzen, nur die eigene Selbstsucht, den himmelstrebenden Hochmuth herücksichtigt! — Wäre ich ein armer Knecht, der ärmste von allen, die diese Berge umschließen, — Fleiß und Redlichkeit hätten mir Rosa erworben; so kann ich nichts, als sie lieben, ewig lieben, — um für ewig zu entsagen. Entsagen? Nein! nimmermehr! Soll ich der Härte meines Vaters

mein ganzes Leben opfern, mein unendlich theures Leben — Rosa!“ — Tausend Gedanken drängten sein Herz, ein Hoffnungsstern nach dem andern flog empor in der Nacht seiner Seele, und Rosa's Liebe strahlte wie der stille Mond auf die unbekannte Gegend seiner Zukunft.“

„O wahrlich, lieber Sigmar! es gibt im Leben Stunden, wo die tief vergrabene Hoffnung alle die Felsen, die sie verdeckten, hinwegwälzt und wie ein geliebtes, früh verlorenes Kind aus der tiefen Gruft an die treue Mutterbrust zurückkehrt! O Schade! daß sie so selten, so selten wiederkehren.“ Bei diesen Worten wischte Iduna eine Thräne aus ihrem Auge. Sie bemühte sich, sie zu verbergen, und fuhr fort:

„Hugo fühlte nun wohl, daß offener Sinn und kindliche Liebe nichts vermöchten. Sein Vater hatte ja seine Thränen gesehen und sie verhöhnt. An List, an Verstellung mußte sich sein redliches Herz gewöhnen, und so schwer es ihm auch wurde, so war doch Rosa der Preis und Verstellung das einzige Mittel, mit dem er sie erringen konnte. Er beschloß, Gehorsam zu heucheln und nur wenigstens einige Wochen zu gewinnen, um Rosa aufzusuchen und mit ihr und Ulrich zu fliehen in eine Einsamkeit, wo nur Tugend und Liebe sie begleiten, und allen Ansprüchen auf sein

väterliches Erbe entsagend, doch reicher zu sein, als daheim, wo nur kalte liebeleere Wesen ihn umgaben."

„Mit gefasstem Muth trat er in die Stube seines Vaters. „„Ich habe Eure Worte überlegt,“““ hub er an, „„und will das thun, was Ihr verlangt. Ihr meint es gut mit mir und versteht besser, was mir frommet, als ich; besser als ich, daß der Glanz unseres Hauses, der durch Rosa entweihet würde, zum Glücke meines Lebens gehöre. Diese Ueberzeugung wird wohl fester noch in meinem Innern Wurzel fassen; nur fordert nicht, daß ich mit einem Male mein ganzes Herz verwanble, das seit so lange mit der innigsten Liebe an Rosa hing. Vergönnt mir daher einige Wochen, ehe ich Gräfin Wartenburg meine Hand anzubieten wage. Sie selbst würde jetzt nur zu deutlich erkennen, daß nicht Liebe, nur Eigennuz mich an sie ziehe. So eben will ich mit Jagen und Reiten das tobende Herz beschwichtigen und dann — will es Gott, die Braut heimführen, wo sie glücklich sein soll!“““

„Robert kannte viel zu wenig das schöne Gefühl der Liebe, als daß ihm diese schnelle Umwandlung verdächtig geschienen hätte, und seine Freude darüber ließ ihn nicht einmal die Bitterkeit, die hier und da in der Rede lag, fühlen.“

„„So recht, mein Sohn!“““ erwiderte er, „„vor-

her sollst Du Zeit zur Erholung Deines schwachen Herzens haben, und dann ziehst Du mit mir, und die einzige Tochter des reichen, mächtigen Grafen Warlenburg wird Dein Weib! Unsere Schlösser sind nicht ferne von einander; das Gebiet des Bruno Kinsberg, das uns noch trennt, wird mit Gutem oder Bösem genommen, und die Gegend weit ringsumher ist dereinst Dein Eigenthum! — Den Namen unseres Hauses werden Könige mit Ehrfurcht nennen; so wie Du, sollen die Söhne immer mächtige und mächtigere Grafentöchter freien, bis endlich eine Fürstenkrone unser Wappen ziert. — Ich reise morgen noch ab, die Vorbereitungen zu treffen; Graf Warlenburg wird ganz sich meinen Wünschen fügen, und nach vier Wochen bist Du der glücklichste Ritter in der Runde." " " —

„Der Freiherr hielt Wort; am nächsten Morgen reiste er ab, kehrte nach einigen Tagen zurück, verließ aber die Burg nach wenigen Stunden wieder, um mit Bruno Kinsberg des Handels einig zu werden. Hugo gab indessen vor, auf Jagden hinaus zu ziehen, indeß er die Gegenden rings durchspähte, um Rosa's Aufenthalt, eine Spur ihrer Flucht zu entdecken. — Es war etwas Gewöhnliches, daß er Tage und Nächte nicht heimkehrte; die Hoffnung, die ihn belebte, gab seinen Blicken den Schein der Heiterkeit, und der

Freiherr zweifelte keinen Augenblick, daß Hugo's Herz verwandelt worden."

„Als die ersten vier Wochen vorüber waren und dem jungen Ritter das Schicksal der Geliebten noch immer fremd war, bat er von Neuem, ihm noch vier Wochen zu gönnen, indem er sich zwar viel gefasster und die Brust viel mehr erleichtert, aber doch noch nicht stark genug fühle, die Leidenschaft seines Herzens so ganz der Gräfin zu verbergen. In vier Wochen aber werde er gewiß die Liebe zu Rosa ganz aus seiner Brust gebannt haben und mit Freuden seine Hand der Gräfin anbieten."

„Der Vater machte um so weniger Bedenken, als auch er mit seinen Anordnungen noch nicht im Reinen war und durchaus keinen Argwohn hatte, wie sehr das Innere Hugo's mit seinen Aeußerungen im Widerspruche stand."

„Wo möglich noch eifriger, als zuvor, suchte der arme Jüngling nun nach Rosa's Aufenthalt; jedesmal lehrte er ärmer an Hoffnung wieder zurück. Oft glaubte er die theure Spur gefunden zu haben, doch plötzlich war sie wieder verschwunden, und mit unendlicher Bangigkeit sah er dem Ende der festgesetzten Zeit entgegen, das immer näher und näher rückte. Er konnte seine Schwermuth, den Widerwillen gegen die

Pläne des Vaters nun kaum mehr verbergen; des Freiherrn ernster, strenger Ton ließ ihn durchaus keine Verlängerung der Frist erwarten, und nicht undeutlich konnte er in seinen Mienen Mißtrauen bemerken.“

„Als nun die letzte Woche herangekommen war, strebte der hoffnungslose Hugo mit wilder Verzweiflung die Sorge zu vertreiben, die so gewaltsam an dem Marke seines Lebens nagte. Er suchte nicht mehr die Spur der Heißgeliebten; — den flüchtigen Gemshock, den wilden Eber nur jagte er mit dem Muthe der Verzweiflung, die den Tod aufsucht, über steile Felsen und Schlünde, und öfter fand er nur mit Mühe den Ausweg aus dem wilden, durch das mit Nachbar Bruno gepflogene Einverständnis so sehr erweiterten Reviere des Gaaes.“

„Am letzten der entscheidenden Tage, als er wieder zur schrecklichen Jagd hinaus eilte, sprengte er hastiger als je — wie der wilde Jäger — durch die Wälder über Stock und Stein. Sein so gutes, folg-sames Ross konnte seinen Uebermuth nicht mehr ertragen. So sehr es flog, so schnell und sicher es sich auch seinem Willen fügte, es mußte doch kräftiger, immer tiefer seine Spuren fühlen; da bäumte es sich, sprang mit furchtbarem Muthe über einen Abgrund hinweg, rannte mit aller Kraft durch das tiefste Dickicht immer

tiefer in den Wald hinein und schleuberte endlich, zum Rasen gebracht, den betäubten Reiter hinweg. Der blieb in den Bügeln hängen, sein Blut floß in Strömen über sein bleiches Angesicht herab und bald hatte er das Bewußtsein ganz verloren.“

„Als das Leben allmählig wiederkehrte, die Pulse sich zu regen begannen, und er die Augen aufschlug, da sah er — wer faßt das Gefühl seiner Seele! — den alten Ulrich und die schöne Rosa mit gefalteten Händen betend an seinem Lager. Sie hatten um seine Genesung zum Allmächtigen gefleht, und nun sanken sie mit dem Ausrufe der Freude, des Entzückens an seine Brust.“

„Ulrich, dem abgebrungenen, furchtbaren Schwure getreu, hatte die tiefste Wildniß aufgesucht, seinen Aufenthalt zu verbergen. Eine dürftige Hütte diente ihm zur Wohnung; und dort hatte er das tobende Pferd aufgefangen, die Wunden Hugo's ausgewaschen, heilende Kräuter und Balsam benutzt und ihn nach sechs langen qualvollen Stunden dem Leben wiedergegeben. O welche Seligkeit, als Hugo seine Retter erkannte! Wie ein Engel stand Rosa mit Freudenthränen an seiner Seite; er fühlte sich so stark, so gesund in seinem Glücke. Mit jeder Minute schien die vorige Lebenskraft wiederzukehren, und aller Kummer der Vergangenheit, alle Schmerzen waren vergessen.“

„„„Ich habe meinen Schwur nicht gebrochen,““
rief mit feierlichem Tone der alte Ulrich, — „„der
Himmel selbst führte Dich zurück an Rosa's Brust!“““

„Und nun wurde die Flucht beschlossen; am dritten
Morgen wollten die drei Glücklichen ihren Weg in das
stille Asyl ihres ruhigen Glückes antreten. — Ach!
wie so schnell wurde ihr schöner Traum vernichtet!“ —

„Als Hugo am Abend vor der bestimmten Flucht
mit der Geliebten in traulicher Umarmung vor der
Hütte saß, der glückliche Vater mit stillem Entzücken
auf die schöne Rosa, die neu in dem milden Strahle
der Liebe wieder aufblühte, hinsah, — da rauschte
es durch den Wald, und wie von der Hölle Macht
daher gezaubert, stand der alte Freiherr, von zwei
Reisigen begleitet, vor ihnen.“ „„Indeß ich Deinen
Tod beklage, toller Bube!““ — rief er wüthend aus,
„„schwelgst Du hier in den Umarmungen Deiner
Buhlerin!““ „und mit raschem Zug flog das lange
Schwert aus der Scheide, und Rosa's süßes, reines
Leben floß mit dem Strome ihres Herzblutes dahin.“

„Da vermochte Hugo sich nicht länger zu fassen.
Sinnlos ergriff er seinen scharfen Dolch und zückte ihn
mit aller Kraft der Jugend und Verzweiflung auf die
Brust des Vaters.“

„„„Halt ein, mein Sohn!““ rief der alte Ulrich

mit zitternder Stimme und fiel ihm in die Arme, —
„„halt ein! es ist Dein Vater!““ und mit diesen
Worten entseelt zu seinen Füßen hin.“

„Die Jäger traten vor, zum Schutze des Freiherrn bereit, der aber donnerte, gefühllos für das furchtbare Unheil, das vor ihm ausgeschüttet lag:

„„Verflucht seiest Du, der Du Deines hohen Stammes spottend, Dich einer gemeinen Dirne in Liebe hingabst! Verflucht ein jeder unseres Geschlechts, der, wie Du, des alten Stammes uneingedenk, wegen einer niedrigen Magd, des Hauses Ruhm und Glanz vergißt! In Wahnsinn sollen seine Tage hinschleichen, Eis und Gift statt des Blutes durch seine Adern fließen, der Tod mit hundert Augen grinsend aus seinen Blicken schauen, und der schlechte Ast verdorren, und wäre er der allerletzte an dem kräftigen Stamme!““

„Bei diesen Worten faßte er Hugo am Arme, der ihm schweigend folgte. Sprachlos, mit starren Blicken setzte sich der Unglückliche auf ein Ross und ritt mit stummer Verzweiflung an der Seite des Vaters, der gleichgültig mit den Jägern redete.“

„Raum angelangt im Schlosse, warf eine schwere Krankheit den armen Hugo auf das Lager nieder und entschwand zwar nach wenigen Wochen, aber der helle Geist des Verstandes war entflohen. Keine Sylbe floß

mehr über seine bleichen Lippen. Mit freudig lächelnden Blicken sah er oft vor sich hin, breitete sehnsuchtsvoll die Arme aus, als ob er eine süße, theuere Gestalt begrüßen wollte; — dann schien ein Grauen ihn zu fassen; er blickte mit furchtbarem Entsetzen auf den Dolch, den er in seinem Gürtel trug, zog ihn rasch und stieß ihn gegen die Luft; — doch bald ließ er den Arm wieder kraftlos sinken, weinte heftig, ergriff die Harfe, wehmüthige und immer wehmüthigere Töne ihr entloßend, bis er ermattet und erschöpft in Schlummer sank. — Nach einem langen Jahre fand man ihn im ewigen Todenschlummer, — die milde Trösterin in seinen Armen.“ —

Schon während des Erzählens der schrecklichen Erscheinung des rauhen Vaters waren Iduna's Wangen immer blässer geworden; am Ende der Erzählung brach ein Strom von Thränen aus ihren schönen Augen. Sie zitterte heftig, die Knie wankten, die Füße trugen sie kaum. Sigmar führte sie an ihr Zimmer. Mit schwacher Stimme bat sie ihn, es dem Vater zu verschweigen, daß sie eben die Geschichte des bleichen Ritters erzählt habe, und ihn mit der Versicherung zu beruhigen, daß nur ein leichter Kopfschmerz sie bewogen, früher zur Ruhe zu gehen.

Schweigend hatte Sigmar die Erzählung des

unglücklichen Hugo angehört, und schon der Name Hugo, derselbe, den er in dem Myrthenstamme eingegraben fand, hatte alle seine Sinne umnebelt. „Woher,“ fragte er sich selber, „woher diese Bewegung, die sie so mächtig erfaßte? Warum ergriff die Begebenheit, die sich vor Jahrhunderten zugetragen, die sie wohl schon oft gehört und selbst erzählt hatte, noch so heftig ihr Gemüth?“ Er sehnte sich nach Ruhe; an Leib und Seele war er ermattet. Es schien ihm, als ob der bleiche Ritter lebte, mit ihm einherwandle und mit geheimen Fäden Iduna's, ja selbst des alten Grafen Schicksal umspinnen hätte. — Dieses Gefühl machte ihm bange; er floh aus dem Schlosse ins Freie, und wie eine verfolgende Gestalt stand Hugo's Geschichte vor seiner Seele.

Als Sigmar zurückgekehrt war, fand er den Grafen verstimmt; die Nachricht von Iduna's Uebelbefinden betrübt ihn, und er schien die Ursache zu ahnen. „War sie lange im Ahnensaale?“ fragte er düster. Sigmar konnte es nicht verneinen. Bei ziemlich einsylbigen Gesprächen verging die Abendzeit, und frühe trennten sie sich, um zur Ruhe zu gehen.

Allein die gehoffte Ruhe wollte nicht in Sigmar's Seele zurückkehren; bange, halb Wehmuth erweckende, halb schreckenvolle Gestalten wandelten durch seine Brust.

Bald sah er den bleichen Ritter vor sich mit dem Ausdrucke des höchsten Schmerzes, den verstörten, leid-
erzählenden Zügen; bald die liebliche Rosa, wie sie
blutend dort lag unter den schwesterlichen Blumen, in
dem todtensblaffen Antlitze noch die glühende, unendliche
Liebe. — Dann trat ihm Ibuna wieder entgegen, die
eben so glühend, eben so innig an Hugo zu hängen
schien. Die milden, zarten Gestalten Rosa's, —
Ibuna's — sie verschmolzen in Eins vor seinen Blicken;
immer dunkler und immer heller doch wurde es in
seiner Seele: Rosa, Rosa selbst sucht in Ibuna's
Gestalt den längst Verlorenen auf Erden; sie sucht ihn
mit stiller rastloser Sehnsucht, will ihn hinüberführen
in das süße Land, wo sie schon die schönste Flur sich
auserkohren für ihrer Liebe seligen Aufenthalt; sie sucht
ihn und lauscht den Tönen seiner Harfe, die sie immer
näher und näher klingen hört, bis — —

Kalte Schauer rieselten durch das Mark seiner
Gebeine; Harfentöne tönten in schwebenden, sehn-
süchtigen Accorden aus dem Ahnensaale herüber. Mit
gedehntem Schlage hallte die Glocke Eins durch den
oben Hofraum; die Nacht war hell, der Mond
beleuchtete die Gegend, und die Todtenstille rings umher
wurde nur durch jene Klänge unterbrochen. In den
leisen, milden Tönen zitterte bald klagende Wehmuth,

halb klangen einzelne Accorde wie des Sturmes Brausen durch die schöne, stille Nacht; nun bebten sie ganz nahe an seinen Ohren, nun schienen sie aus weiter Ferne herüber zu schweben. Er konnte nicht weilen; hastig sprang er empor und auf den Gang hinaus. Deutlicher kamen die Klänge vom Ahnensaale her. Mit bangen, bebenden Schritten erreichte er ihn; die Thüre stand halb geöffnet, er trat ein. Himmel! welch ein Anblick! — Eine schöne Mädchengestalt in schneeweißem Gewande kniete vor dem Bilde, die tönende Harfe lag in ihren Armen, das Haupt war emporgehoben zu dem bleichen Ritter, der im Mondenglanze hell erleuchtet stand und zu lächeln, zu sprechen schien. Wolken umzogen den Mond; es wurde dunkler; doch konnte Sigmar erkennen, wie sich das Mädchen aufrichtete, die Arme sehnsuchtsvoll dem Ritter entgegenbreitete und dann das thränennasse Angesicht schluchzend verhüllte. Nun brach eine dichte Finsterniß herein, — die Gestalt war verschwunden, sein Auge sah nichts mehr, kein Laut, als seines Athems Wehen, drang an sein Ohr, — still wie im Grabe vor und hinter ihm.

Sigmar blieb einige Augenblicke wie erstarrt an der Stelle, dann wandte er sich und schlich wie in einer Sinnenbetäubung in sein Gemach. Er wollte

Alles für einen Traum erklären; doch zu nahe fühlte er die kalte Hand der Wirklichkeit an seinem Herzen, als daß er diesen Gedanken festhalten konnte.

Als der Morgen so hell und freundlich in seine Fenster hinein blickte, da wurde es ruhiger in seiner Brust; er vermochte bedächtiger die Begebenheiten der Nacht zu überlegen. Die Erscheinung konnte nur Ibuna gewesen sein — oder Rosa! Das Letztere zu denken, sträubte sein Haar empor und machte die Pulse stocken, — das Erstere zu glauben, war nicht minder furchtbar und überstieg fast eben so sehr die Gränzen der Wahrscheinlichkeit. Wie sollte Ibuna, dieses verständige, geistvolle Mädchen, das so klar in ihrer Umgebung dastand, mit schwärmerischer, thörichter Liebe und Sehnsucht an dem Bilde eines Jünglings hängen, der Jahrhunderte schon im Grabe mooberte? und wenn sie es wirklich war, die nur jenen Jüngling als ein theures Ideal ihrem Herzen verwandt fühlte, warum diese unheimliche Stunde der Mitternacht? Und doch — doch! diese Blässe und das glühende Roth, das bei jeder Erwähnung des Bildes wechselnd ihre Wangen übergoss; die heiße, mit Thränen besiegelte Theilnahme bei der Erzählung jener Geschichte — selbst der Name, den er in des Baumes Rinde fand — Ibuna mußte es gewesen sein!

So drängte ein Schreckensgebante den andern; er fühlte, daß jede Hoffnung seiner Brust entfremdet sei, und ging mit möglichster Fassung zu dem alten Grafen. Iduna war schon dort. Sie war freundlich wie gewöhnlich; doch je mehr Sigmar sie in's Auge faßte, je mehr er ihr Benehmen beobachtete, desto deutlicher wurde ihm die Wehmuth, die sich unter dem Lächeln verbarg.

„Sie liebt;“ bekannte sich der arme Sigmar, mit blutendem Herzen, „des bleichen Harfners rührende Gestalt, die Leiden seines schönen, reinen Lebens — das Alles von zarter Jugend an oft und wieder gesehen und gehört, mochte den unglückseligen Eindruck in ihre gefühlvolle Seele gemacht haben; für mich bleibt nichts übrig, als sie zu fliehen, und in weiter Ferne die Ruhe zu suchen, die mir hier sonst für ewig unterginge!“

Briefe, die er an diesem Morgen erhielt, machten seine Rückkehr wünschenswerth; er benutzte die Gelegenheit, seinen festen Entschluß zu vollbringen, und so schwer es dem vollen Herzen auch ward — er nahm Abschied von dem Orte seiner Schmerzen, und doch seines einzigen Glückes.

Väterlich umarmte ihn der gütige Orels; wie eine treue Schwester reichte ihm Iduna thranenden Auges

die Hand, die er an seine Lippen, an sein Herz drückte, und mit den Worten: „möchte sie doch recht glücklich werden,“ verhüllte er das Gesicht — und war getrennt von ihr — vielleicht auf ewig.

Als der Wagen so dahin rollte, des Schlosses hohe Zinnen immer mehr und mehr hinter ihm versanken, da kam es ihm vor, als ob mit ihnen sein ganzes Glück, alle die Hoffnungen eines jungen Lebens zu Grunde gegangen wären, und als er in weiter Ferne zurückblickte und nur noch die höchsten Sterne auf dem stolzen Pallaste zu ihm herüber blickten, da empfand er jenes düstere, brückende, unheimliche Gefühl, das sich bei seiner Hinreise in demselben Anblicke als trübe Ahnung in dem Herzen geregt hatte, nun in den Schmerzen ausgesprochen, die an der Blüthe seines Lebens nagten.

Als Sigmar nach einer traurigen Reise wieder heimgekehrt war, hoffnungslos auf der alten Stelle stand, die er vor wenigen Tagen, umgaukelt von dieser süßen Lebensgefährtin, verlassen hatte, da konnte er sich der Thränen nicht erwehren. Doch sie linderten nicht seine Leiden. Mit jeder Stunde wurde ihm sein Aufenthalt mehr zuwider; die Stadt konnte ihm keine Freuden geben, und die Einsamkeit des Landlebens zu fliehen, rieth ihm die Vernunft. Er entschloß sich

daher zur weitem Reise. Er wollte die Schweiz und Italien durchziehen, damit vielleicht die helleren Strahlen des Südens die dunklen Wolken zerstreuten, die sich um das, sonst so stille, heitere Gemüth gelagert hatten.

An einem heitern Morgen trat Sigmar die Reise an. — Nur mit Mühe konnte er den tiefen Kummer seines Herzens bannen — immer senkten sich die Blicke wieder trauernd nieder, die einen Augenblick mit süßem Entzücken auf den schönen Kreisen der Natur verweilt hatten; es schien, als ob die schönen, herrlichen, blüthenreichen Fluren, der klare Himmel, die Frühlingsdüfte, die ihn umwehten, die Stimmen der Vögel, die ihn umsäuselten, seine stillen Schmerzen nur noch mehr erwecken wollten. Ibuna's Bild schwebte ewig vor seiner Seele, und immer mit der trauernden Gestalt, für ihn ein fremdes, unerreichbar fernes Wesen.

So waren zwei Monden vergangen; das große Bilderbuch der Schweiz hatte er fast nur durchblättert, — er hatte Italiens Gränze betreten. Die schöne Sehnsucht seiner früheren Zeit nach dem Lande der Kunst lebte bei dem Eintritt dort fühlbar in seiner Seele wieder auf, und als er sich in Roms Mauern befand, da war es mit einem Male, als ob ein guter

Genius die bange, schwere Last ein wenig löstete, die sein Herz beschwerte.

Im Monat September war es, wo eine heitere Gesellschaft Sigmar zu einer Lustparthie nach der Villa des Marchese Brandino aufmunterte. Er war eben so ernst gestimmt, seine ganze Seele war in Iduna's Vaterlande! — In der Hoffnung, seine Schwermuth zu verschrecken, nahm er die Einladung an. Wirklich war es gelungen; die schönen Gegenden, die sich in immerwährender Abwechslung an einander reihten, der frohe Witz seiner Begleiter, endlich die freundschaftliche Aufnahme des Marchese, der die köstlichen Vorbereitungen zum Empfange getroffen hatte, ließen Sigmar einstimmen in den Ton der allgemeinen Heiterkeit.

So war der Tag vergangen, und der Abend rückte heran; es wurde beschlossen, ihn im Freien zu genießen. — Ein schöner, der Villa nahe gelegener Hain, in dem Roms heitere Welt so gern die letzten Stunden des Tages zubringt, und der noch mehr zu süßen Schwärmereien durch das sanfte Dunkel seiner herrlichen Lorbeergänge einlabet, sollte auch dieses letzten Tages letzte Freuden schauen. Ein kleines Mahl wurde dort genommen, und bald hernach lebte Jeder nach seinem Wunsche. Hier zog sich ein Theil nach

dem Hügel, der Sonne herrliches Scheiden anzusehen; dort verlor sich ein liebendes Paar tiefer in die dämmerungslichten Gebüsch; hier suchte ein Anderer eine belebtere Stelle des Gartens, wo ihm die Becher der Freudigen entgegen flirrten, — dort, dort suchte ein wehmüthig Gestimmter Trost und Freude in der Einsamkeit. — Sigmar ging an ein Monument, nahe am Eingange des Hains, das einen besonderen Eindruck im ersten Vorübergehen auf ihn gemacht hatte. Er wußte sich ihn nicht zu erklären, — doch jetzt, da er wieder an dem Platze stand, und der Widerschein der Abendröthe diese Gegend so magisch erleuchtete, da wurde es immer klarer vor seinen Blicken. Er glaubte zu träumen; — denn eine außerordentliche Aehnlichkeit mit einer Stelle im Parke des Grafen Bergen erweckte tausend Erinnerungen in seinem Herzen.

Seine Sehnsucht erwachte mit aller Kraft; Thränen rollten über seine Wangen, und die Worte: „Iduna! Iduna!“ drängten sich mit einem Seufzer aus seiner Brust.

In Gedanken verloren stand er da; eine Hand auf seinen Schultern weckte ihn aus seinen Träumen. „Iduna lebt nicht für Dich!“ sprach es mit düsterm Tone neben ihm. Sigmar wandte sich — und der bleiche Ritter des Ahnensaals mit der weißen Schärpe

und den hellen Federn auf dem schwarzen Hute stand neben ihm. Starr sah er Sigmar an, ein bitteres Lächeln schwebte um seinen blassen Mund; noch einmal wiederholte er mit nie gehörter weicher Stimme, halb zu sich selbst sprechend, die Worte: „Iduna lebt nicht für Dich!“ — und war schnell in den dunklen Gängen verschwunden.

Lange mochte Sigmar in starrer Betäubung da gestanden sein; erst als er seinen Namen rufen hörte, kehrte er mit schwankendem Schritte zurück. Die Gesellschaft war, wo möglich noch munterer, als zuvor. Niemand ahnete den Schrecken, der in seiner Seele lag, und so nahmen sie Abschied von dem gütigen Wirth und fuhren nach Rom zurück.

So gern hätte sich Sigmar überrebet, daß jene Erscheinung nichts, als das Gebilde seiner Einbildung gewesen; — allein er konnte es nicht. Stand doch die Gestalt so deutlich noch vor ihm, klangen doch die Worte: „Iduna lebt nicht für Dich!“ noch fort in seinem Herzen.

Oft, oft trat jenes Bild in den Stunden der Einsamkeit und Trauer noch vor Sigmar's tief bewegte Brust, — oft wiederholte er sich die Worte: „Iduna lebt nicht für Dich!“ mit dem Beben banger Rückerinnerung, und nur zu treu blieb der Schmerz sein Gefährte.

So waren drei Jahre verschwunden, seit Sigmar seine Heimath verlassen. Sie war ihm ganz fremd geworden. Der Zufall hatte alle seine Bekannte, mit denen er im Briefwechsel stand, in verschiedene Weltgegenden getrieben, und was sollten ihm ihre Nachrichten auch für Freuden bringen, da sie nichts von Iduna enthalten konnten. Zuweilen erzählte ihm ein Schreiben von dem Flore seiner Güter, die er ganz seinem Amtmanne, einem treuen, reblichen Alten anvertrauet hatte; aber nie klang ein Wort des süßen Trostes herüber, — von ihr, die seinem Dasein Alles war — keine Sylbe! — Doch war es allmählig ruhiger geworden in Sigmar's Herzen. Die Zeit hatte ihre Allmacht auch an ihm erprobt, und mit stiller Entsagung blickte er auf die weite Fläche seines Lebens hin, — vor und hinter ihm ein kahles, blumenleeres Land! —

Es gab Tage, wo er sich ganz frei wähnte, ganz geheilt von der unglückseligen Leidenschaft; aber auch Tage, wo sie mit aller Stärke in ihm erwachte, ihm alle die Erinnerungen hoffnungsvoller Stunden vor die Seele traten, um vor ihm dann nur um so schmerzlicher unterzugehen.

Dringende Briefe, die Sigmar den Tod seines Amtmannes berichteten, zwangen ihn endlich, nach

Hause zurückzukehren. Er hatte Muth genug, den Voratz zu fassen, erst noch den Grafen Bergen zu besuchen, Iduna wieder zu sehen und selbst den Gedanken zu tragen, daß er sie vielleicht auch nicht wieder in jenen Mauern finden, sondern wohl erfahren könnte, daß sie längst Gattin und Mutter sei. Doch mehr noch bewegte die unsterbliche Hoffnung sein Herz, mit den hellen, grünen Zweigen milden Frieden zusäuselnd. Sie wiegten es in neue, süße Träume, und die längst verklungenen Stimmen ließen sich wieder so treu, so lieblich in der entzückten Brust vernehmen. „Vielleicht ist jene schwärmerische Neigung, die damals ihre Seele füllte und die kein lebendes Wesen zum Gegenstande hatte, entflohen; ich finde sie nur mit dem klaren, heiteren Sinne wieder, der sich so liebenswürdig in den ruhigen Stunden ihres Gemüthes aussprach. Sie wird meine Treue würdigen, achten, theilen — sie wird mich lieben — mein wird sie sein, für ewig!“ So sprach es erst leise und dann immer lauter in dem Herzen, und fast mit dem Gefühle der gewissen Erfüllung seiner Wünsche trat er die Rückreise an. Ein ernster Blick auf jene Zeit, die er in ihrer Nähe verlebt hatte, störte ihn wohl öfter aus seinen süßen Träumen, und unwillkürlich trat oft der bleiche Ritter des Ahnenzaales, oft jene Erscheinung Italiens fest-

gebannt vor ihn hin, hing sich an seine Pulse, als ob sie ihre Gluth erlöschten wollte, und die Schreckens-töne: „Iduna lebt nicht für Dich!“ hallten dumpf in seine Ohren. Er lächelte dann wohl seiner Furcht; doch mit Grausen mußte er sich gestehen, daß jenes Bild aus längst versunkenen Jahren, aus seinem Grabe erstanden, wirklich auf Erden wandle, ihn wirklich berührt, wirklich jene Worte ausgesprochen habe, und starr, wie mit ehernen Banden, sich an sein Leben kette.

So schwankend zwischen wechselnden Gefühlen schwanden Stunden an Stunden, bis jene Gegend, bis das theure Schloß nahe vor ihm lagen. Sigmar faßte neuen Muth; des Herzens Pochen suchte er mit allen Hoffnungen, die er gewaltsam in seine Brust drückte, zu ersticken. Er durchflog den Park, sprang über Zäune hinweg und schnell durch die Hinterpforte die schmale Treppe empor. Seine Schritte hallten schwer und dumpf durch den langen, gewölbten Gang. Er eilte an dem Zimmer, das er ehemals bewohnte, vorüber, in den Ahnensal; das Bild des bleichen Harfners lag zertrümmert am Boden, und der leere Rahmen hing an der Wand. Hastig schritt er vorüber und an die Thür des Grafen. — Rasch war sie geöffnet und — Gott des Himmels! — wer denkt sein Entsetzen! — Iduna's Leiche lag bleich und im Tode

lächelnd auf rothbehangenem Bette; der bleiche Ritter in seinem wohlbekannten Gewande, die Harfe in der Hand, stand an ihrer Seite. Mit todtblassem Angesichte und starrem Blicke sah er Sigmar an, und dann leise den Zeigefinger an den Mund legend, kispelte er ihm zu: „Stille, stille, sie schläft!“ — Seine Sinne schwanden; mit einem Schrei des Entsetzens fuhr er zurück auf den Flügeln der Angst, fast bewußtlos, über die Treppe an seinen Wagen; „nach Hause! nach Hause!“ rief er heftig und sank ohnmächtig in eine Ecke.

Ein schweres Bluthieber hatte Sigmar vollenbs seiner Sinne beraubt, und als er das erste Mal das Bewußtsein wieder fand, sah er sich in seiner Wohnung, umgeben von Aerzten, die sorgsam auf seinen Athemzug zu lauschen schienen. Er fühlte sich sehr schwach, nur unzusammenhängend vermochte er zu denken, und wie eines längst vergangenen Traumes gedachte er jener Begebenheit im Schlosse des Grafen. Er wollte mehrere Male davon zu sprechen anfangen, doch schnell suchte man ihn von diesen Gegenständen abzuleiten, erklärte sie als Bilder seiner kranken Phantasie, und bat ihn endlich sogar, nie an diese bösen Träume zurückzudenken.

Sigmar fand viele theilnehmende Wesen, die ihn
Wignetten.

zu erheitern bemüht waren; es gelang ihnen, und wirklich fühlte er von Tag zu Tag seine Kräfte, ja seine ganze Seele, die immer wie im Schlummer gelegen war, wieder erwachen. Doch mit der wiederkehrenden Kraft kehrte auch die Erinnerung an alles Vergangene lebhaft zurück. Er fühlte wohl, daß er nicht bloß geträumt, daß es vielmehr der erste Grund seiner Krankheit gewesen; doch verscheuchte er mit ernstlichem Willen jedes Zurücksinnen, weil er deutlich empfand, wie sehr die Rückerinnerung ihn erschüttern und wie nothwendig das Vergessen zu seiner Genesung sei.

Der geschickte Arzt, der so ganz von Allem, was in der Seele des Kranken vorgegangen war, unterrichtet zu sein schien, fürchtete einzig noch die Gemüths-bewegungen, welche die Erinnerung an die furchtbarsten Ereignisse seines Lebens nothwendig in ihm hervorbringen konnten, und drang Sigmar ein feierliches Versprechen ab, höchst selten der Vergangenheit zu gedenken, und nicht früher als nach zwei Jahren die Auflösung einer Geschichte zu erforschen, die ihm durchaus bis dahin ein Räthsel bleiben müsse. Nur das ließ er ihn wissen, daß Iduna wirklich todt sei, damit nicht etwa mit eitlem Hoffnungen aufs Neue seine Seele erfüllet werde.

So ward Sigmar's Gemüth an der rechten Stelle erfaßt. — Er blickte oft noch mit Wehmuth zurück auf das Geliebteste dieser Erde, das nun im kühlen Grabe schlummerte; doch rückte er dann beruhigter den Leichenstein darauf, den er zuvor mit seinen Thränen benetzt hatte. Diese Thränen, die er seiner schönsten Hoffnung nachweinte, sie bewegten nur mild seine Seele, und riefen den Trost für ein besseres Leben in ihr wach. Des bleichen Ritters Gestalt wollte sich ihm entgegenstellen, doch er verscheuchte sie, dachte nur an die Verklärte und erleichterte seine Brust mit dem Ausrufe: „Sie ist dort! sie ist glücklich!“

Der Winter war indessen herangerückt, die Stadt belebte sich wieder, die geselligen Vergnügungen verkürzten die langen Abende dieser Jahreszeit, und Sigmar nahm an diesen Festen, als einem Mittel sich zu zerstreuen, gern Antheil. Er war selten allein, und vermochte auch so viel über sich, die Einsamkeit nicht zu suchen. — In der That wirkte die Zerstreuung wohlthätig auf seine Gesundheit, und als der Frühling gekommen war, konnte er seinen, durch den Tod seines Amtmannes und durch seine Krankheit etwas verwirrten Geschäften wieder mit voller Thätigkeit vorstehen und sie in Ordnung bringen. Er verließ die Stadt. Der Arzt, welcher sein innigster Freund gewor-

ben war, stand ihm treu zur Seite; sein Verstand, seine muntere Laune wurden dem ernstesten Sigmar zu lieben Gefährten, und jetzt erst fühlte er es so ganz, wie klug jener auf sein Gemüth einzuwirken wußte. Diese Thätigkeit, mit der er nun selbst die Verwaltung seiner Güter besorgte, und die ihm eigentlich durch sein ganzes Leben fremd gewesen war, gab seinem Sinnen eine andere Richtung; er fand in ihr ein unenbliches Vergnügen und eine unverstiegbare Quelle von Zerstreuungen. Oft, recht oft dachte er noch an Iduna; doch war es nicht mehr jene leidenschaftliche Trauer, die sonst seine Seele durchbehte, sondern es war das zarte, unaussprechliche Gefühl milder Sehnsucht, das uns ergreift, wenn wir in stiller, lauer Mondnacht empor zum gestirnten Himmel schauen. — Der unerklärbare Zusammenhang mit der Geschichte des bleichen Ritters weckte zwar manchen Wunsch der Neugierde in seinem Herzen, doch sein gegebenes Wort drängte diesen auch schnell wieder in seinen fest verschlossenen Aufenthalt zurück. — So wechselten Frühling mit Sommer, Herbst mit Winter; Sigmar begnügte sich, seine freundlichen Nachbarn zu besuchen, ihre willkommenen Besuche zu empfangen; sein ländlicher Aufenthalt war ihm lieb geworden, — er lehrte nicht in die Stadt zurück.

Zwei Jahre waren ihm bei dieser Lebensweise ziemlich schnell entschwunden, als es eines Abends an Sigmar's Thür pochte und ein Greis mit grauem, gebeugtem Haupte eintrat. Seine Züge schienen ihm wohlbekannt, er faßte ihn tiefer ins Auge, und siehe da, jener treue alte Diener des Grafen Bergen war es, der ihm vor fünf Jahren zuerst im Schlosse begegnete.

Es ist ein wunderbar ergreifendes Gefühl, das sich in der Seele des Menschen als Schmerz oder Wonne regt, einen treuen Zeugen jener Stunden zu erblicken, wo wir uns freuten oder betrübten! Er ist das lebende Denkmal der Vergangenheit und ruft sie mächtiger zurück, als der Baum, der einst seligen Augenblicken seinen Schatten schützend bot, oder ein Bild, das theure Züge wiedergibt. So fühlte auch Sigmar sich mächtig durch den Anblick dieses Greises ergriffen. Er hatte Iduna als Kind auf seinen Armen gewiegt, an ihren kindischen Spielen Theil genommen, als Jungfrau sie beschützt und verehrt; Sigmar sank mit einem Ausbruche der innigsten Rührung an seine Brust. „Theurer Freund eines Hauses, in dem meine ersten schönen Hoffnungen für das Leben aufkeimten!“ rief er aus, „so lebst Du noch! Vielleicht der Einzige von Allen,“ — „Der Einzige!“ fiel der Greis mit

zitternder Stimme in die Rede, „bis zum letzten Augenblicke ein Zeuge der Trauer, so wie ich einst ein Zeuge so mancher schönen Freude war. — Sie waren es, der gewiß den innigsten Antheil an dieser Familie nahm und es bald mit dem Leben gebüßt hätte! — Die traurigen Begebenheiten, die sich wie Glieder einer Kette an einander reihten, werden Ihnen zum Theil fremd, zum Theil unerklärbar sein. Fühlen Sie sich stark genug, alle die Leiden anzuhören, die mit unermüdblicher Beharrlichkeit die Unglücklichen verfolgten, — nun, so will ich den schwachen Trost mit in mein Grab nehmen, daß noch ein Mensch lebt, der seine Thränen der Theilnahme mit den meinigen vereinigt.“ — „Ich bin gefaßt,“ erwiderte Sigmar, alle seine Kraft zusammennehmend, und mit bebendem, öfter von Thränen unterbrochenem Vortrag begann der Greis:

„Graf Bergen hatte Iduna als eine fünfjährige arme Waise aufgenommen, mit väterlicher Zärtlichkeit aufgezogen und nicht minder gepflegt, als den einzigen Sohn Hugo, einen hoffnungsvollen, blühenden Knaben. Man hatte es bald vergessen, daß Iduna eine Fremde sei, und der Graf Bergen freute sich der Innigkeit, mit welcher die beiden Kinder an einander hingen. So wuchsen sie auf; Hugo frisch und stark, wie eine

junge Eiche; wie eine Rose, zart und schön, das Fräulein."

„Die kindischen Spiele und Zärtlichkeiten ihrer ersten Jugend gingen bald über in die wärmeren Gefühle der Liebe, und so verging, wie in schönen Träumen, die erste Zeit ihres Jünglingsalters. Der alte Graf, gewohnt, seit ihrer Kindheit an, sie froh und herzlich beisammen zu sehen, versiel nie auf den Gedanken, daß jene Empfindungen anderer Art, als die der Geschwisterliebe sein könnten. So saßen Hugo und Ibuna oft Stunden lang in dem schönen Parke. Ein Rasensitz unter einem dichtbelaubten Myrthenbaume war ihr Lieblingsplätzchen geworden. Dort freuten sie sie sich ihrer schönen Lage, wanden Kränze aus den Myrthenreisern, schmückten den Baum mit Blumen und gruben ihre Namen in seine Zweige. Eines Tages blätterte der alte Graf in seinem Ahnenbuche und rief dadurch eine Geschichte der Vorzeit in sein Gedächtniß zurück, die er wohl oft in seinem Leben gehört und erzählt hatte, die ihm jedoch seit längerer Zeit nicht erinnerlich geworden war. Es war die Geschichte eines seiner Ahnen, der auf seinen Sohn, welcher mit Liebe für ein armes, unadliches Mädchen entbrannt war, einen gräßlichen Fluch lastete, als dieser seiner Liebe, ungeachtet der Bemühung des rauhen Vaters, sie zu vernichten, nicht entsagen wollte."

„Wie ein Blitzstrahl fuhr ihm der Gedanke durch die Seele, zu sorgen, daß Hugo's Neigung für das Fräulein sich nicht zur Liebe gestalten könnte, und nun erst wurde er aufmerksam auf ihre Schritte. Er überzeugte sich bald, daß seine Befürchtungen begründet gewesen. Die Sorge, daß jener schreckliche Fluch in Erfüllung gehen könnte, erfaßte nun sein ganzes Gemüth, und zwar um so mehr, als auch jener Unglückliche Hugo hieß, und die Züge des jungen Grafen die sprechendste Aehnlichkeit mit jenen hatten, welche vor Jahrhunderten der Wahnsinn entstellte, wie ein im Saale hängendes Bild, das von jeher nur der bleiche Harfner benannt ward, bewies. Der Graf verdoppelte seine Aufmerksamkeit, und die beiden Liebenden, nicht gewohnt, sich zu verstellen, gestanden bald offen ihre Gefühle. Der Graf erblaßte. Vaterliebe und quälende Vorurtheile kämpften in seiner Seele; letztere blieben Sieger.“

„Er erzählte ihnen die Geschichte des bleichen Harfners, die bisher von Mund zu Mund durch die Glieder der Familie gekommen war. Er bat, er beschwor seinen Sohn, eine Liebe aufzugeben, welche die Lage seines Lebens vergiften müßte; er suchte ihm zu beweisen, daß nicht Mangel an Zärtlichkeit, kein bloßes Vorurtheil ihm zur Pflicht mache, sich dieser Leiden-

schaft zu widersehen, sondern daß eben seine Liebe zu Hugo und Ibuna es sei, die ihm den schrecklichen Gedanken nicht tragen lasse, Beide ihrem Verderben zuellen zu sehen.“

„Der alte Graf hielt es für nöthig, seinen Sohn auf Reisen zu schicken, in der Hoffnung, durch den Reiz neuer Gegenstände, durch den Zauber der Zerstreuung eine Liebe zu tödten, die er als die unglücklichste erkannte. Hugo mußte also hinaus in die weite Welt. Die Fröhlichkeit, die sonst in dem Hause herrschte, war verschwunden, und düsterer Ernst trat an ihre Stelle. Der alte Graf fürchtete, die Erinnerungen der Liebe in dem Herzen des Fräuleins zu wecken, die er durch die Zeit gänzlich zu verschleichen hoffte, und vermied ängstlich ein jedes Wort, welches jene Erinnerungen herbeiziehen könnte. Er sprach nie mehr ein Wort von Hugo. Er verbot es dem Fräulein, den Namen auszusprechen, so lange sie nur eine Spur jener höheren Neigung in ihrem Herzen fände, und der Graf und das Fräulein erblaßten, wenn der Zufall ein Gespräch, das sich auf Hugo bezog, herbeiführte, und wäre es auch nur die Geschichte des bleichen Ritters im Ahnensaale. Der junge Graf schrieb oft seinem Vater; doch alle Briefe sprachen nur von seiner innigen, durch Zeit und Entfernung nicht vertilgbaren Liebe für

das Fräulein. Der alte Graf hatte diesen Punkt bisher mit Stillschweigen übergangen und des Fräuleins nur im Vorübergehen erwähnt; als aber Hugo immer dringender und heißer von seiner Liebe sprach, und der Graf seinen Zweck verestelt sah, da hielt er es für nothwendig, seinem Sohne eine kalte Strenge entgegen zu setzen. Er befahl ihm daher, in seinen Briefen des Fräuleins nie wieder zu erwähnen, ihr Bild mit Gewalt aus seinem Herzen zu verbannen; er fügte hinzu, wie es nicht Härte sei, sondern die gegründete Furcht, das Unglück, das jener Unheil-schwangere Fluch schleichend durch Jahrhunderte herbeiführte, erfüllt zu sehen. Graf Hugo beschwor ihn, dieß strenge Gebot, das ihm den letzten Trost seiner Liebe raube, zu vernichten; er könne und werde nicht es unterlassen, der Geliebten in seinen Briefen zu gedenken.“

„Der Vater fühlte sich tief erschüttert durch die treue Liebe seines Sohnes; doch vergebens bemühte sich seine Gütlichkeit für beide Liebende, jenes traurige Vorurtheil aus seiner Brust zu verdrängen; er weinte, rang verzweiflungsvoll die Hände, flehte zu Gott um Abwendung des Unheils, aber verhartete dann noch fester bei seiner tief gewurzelten Einbildung. Um diese Zeit war es, als der Graf Sie, mein Herr, in sein Schloß einlud, und Sie in Kurzem auch daselbst

erschieden. Er glaubte eine Neigung für das Fräulein bei Ihnen bemerkt zu haben, und sowohl die persönliche Achtung, die er gegen Sie hegte, als auch die Hoffnung, daß es Ihnen gelingen dürfte, Hugo's Bild aus Iduna's Herzen zu verschleusen, erweiterten wirklich einige Heiterkeit in seiner gramersfüllten Brust. Es muß bemerkt werden, daß des Fräuleins stiller, ruhiger Charakter, die Gewalt, die sie dem eigenen Herzen anthat, den Augen Ihres Wohlthäters eine Liebe zu verbergen, die so tief und fest mit glühenden Farben in ihrem Busen gezeichnet war, und die er verlöscht zu haben wünschte, seine Hoffnungen bestärkten. Ihr plötzlicher Abschied aus seinem Hause, dessen Grund er wohl ahnete, verschlechte diesen Glauben bald wieder und machte ihn zugleich fester und härter in seinem Entschlusse. Er sann auf andere Mittel und fand endlich ein grausames, das seinem weichen, wahrhaft guten Herzen wohl schweren Kummer aufbürdete, wohl manche herbe Thräne seinem Auge erpreßte; aber als das letzte Mittel zu seinem Zwecke ihm dennoch annehmbar schien, — daß nämlich das Fräulein selbst an Hugo schrieb: wie sie sich zwar der Innigkeit erfreue, die er für sie in den Briefen an seinen Vater — welche die Unglückliche doch nie gesehen — ausspreche, doch daß sie sich zugleich verpflichtet fühle,

ihm Aufrichtigkeit entgegen zu setzen und zu gestehen, daß sie seine Liebe nicht mit gleichem Feuer erwidern könne; daß sie sich überzeugt habe, wie das Gefühl, welches ihre Brust bewegte, nur jene natürliche Anhänglichkeit sei, die in ihrer gemeinschaftlichen Erziehung und der Anerkennung seines Werthes beruhe; sie ihn daher bitte, dem Wunsche seines Vaters nachzugeben und seine Empfindungen, die sie doch nie erwidern könnte, zu vernichten."

„„Und Ibuna,““ fiel Sigmar hastig in die Rede, „„Ibuna vermochte es, jene furchtbaren Zeilen zu schreiben?““

„Sie that es,“ fuhr der Alte fort, „sie that es mit thränenden Augen, mit zitternder Hand. Der strenge Begriff von Dankbarkeit, die sie ihrem Pflieger vater schuldig zu sein glaubte, ließen sie das Schwerste, fast Unmögliche vollbringen. Sie sah mit einem Federzuge die schönste Hoffnung ihres Lebens vernichtet und glaubte so die schwere Schuld ihrer Dankbarkeit zu bezahlen. Der Brief wurde abgesandt; es vergingen Tage, Wochen — keine Antwort erschien. Wir erfuhren endlich, daß Hugo von seinem bisherigen Aufenthaltsort fortgezogen, doch Niemand wußte, wohin. Nach zwei Monaten ohngefähr kam ein Brief des kurzen Inhalts: „Mein Vater! Ich wußte, was Sie fürch-

leten, was Sie hofften. Iduna ist mir heilig, aber abgeschrieben in einen Himmel, den ich nie erreichen werde. Sein Sie unbekümmert um mein Schicksal, ich lebe, denn ich athme noch. Ich will keine Antwort; — mein Aufenthaltsort soll Ihnen fremd bleiben. Frei von jeder Leidenschaft sehen wir uns einst wieder."

„Der bleiche Ritter."

„Mit Beruhigung für einen Augenblick, mit Besorgnissen für den nächsten, erfüllten den Grafen diese Zeilen. Nur ich erfuhr ihren Inhalt. Der Graf hatte beschlossen, die Zeit abzuwarten; doch als sich Wochen an Wochen reiheten und keine Kunde erschien, da vermochte er die immer wache Sorge seines Herzens nicht länger zu unterdrücken. Er schrieb allen Bekannten in allen Theilen Europas; keiner wußte eine Spur des jungen Grafen zu bezeichnen. Endlich kam eine dunkle Nachricht, daß man Hugo, in alterthümliche Ritterkleidung gehüllt, in den südlichen Gegenden Stallens erkannt zu haben glaube, doch mit bleicher entstellter Miene und — wie das Licht seines Geistes mit der Nacht des Wahnsinns vertauscht scheine. Diese Nachricht ergriff heftig des Grafen Gemüth! — Er sah den gräßlichen Fluch erfüllt, den einzigen Sohn unglücklich gemacht — durch seine Strenge in Wahnsinn versunken! Und doch — wie groß ist die Macht der Vor-

urtheile — er erkannte nicht, daß seine Härte natürlicher Weise diese Folgen herbeigeführt haben konnte; er war vielmehr überzeugt, daß es nur der Fluch des Ahnherrn sei, der hier in Erfüllung gehe, da Hugo seine Liebe zu dem unadelichen Mädchen nicht aufgeben wollen. Rastlos quälte ihn der Gedanke, daß er diese Liebe nicht unterdrückte, als sie noch im Keimen war; daß er selbst ihr Nahrung gab und unbedachtsam sich einer Neigung freuete, die ihm als Geschwisterzärtlichkeit so schön erschien; daß er somit das Unglück des einzigen, vielgeliebten Sohnes selbst herbeigeführt habe.“

„Dieser schwere Kummer bleichte sichtbar seine Haare; todtensblaß war sein Antlitz, rothgeweint jeden Morgen das Auge nach der schlaflosen, schmerzlichen Nacht. — Auch Ibuna schien eine wandelnde Leiche, — doch nein! eine Heilige, die ihr reines, leiderfülltes Leben Gott geweiht und den frommen Blick nach jenseits gehoben, ihrer Auflösung mit Trost und Hoffnung entgegen sieht. Ich sah ihre Augen selten thränenfeucht, — sie tröstete mit Engelsliebe den tiefgebeugten Vater und sprach ihm Muth zu in seinen Leiden. Nur des Nachts hörte ich zuweilen die Klänge ihrer Harfe aus dem Ahnensaale herüber klingen, und da fiel wohl manche Thräne in den verhallenden Ton.“

„Der Graf beschloß endlich, seinen Sohn aufzusuchen und Alles aufzubieten, dessen verwirrten Ideen wieder in Ordnung zu bringen. Begleitet von seinem Kammerdiener und dem Hausarzte, trat der Graf die Reise an; doch kaum hatte er Italiens Gränze erreicht, so überfiel seinen, durch mehrjährige Leiden sehr entkräfteten Körper eine Schwäche, die ihn nicht weiter reisen ließ. Die Kraftlosigkeit vermehrte sich mit jeder Stunde, schwächer mit jedem Tage ging der Puls, und nach dem Zeitraume von einer Woche hatte er zu schlagen aufgehört. — Als der letzte Augenblick heranrückte, schien ein wichtiger Gedanke in des Grafen Seele zu erwachen. — „„Fort — führt ihn zu Iduna,““ begann er schwer athmend — wollte weiter sprechen — doch der Athem war seiner Brust mit diesen Worten auf immer entflohen.“

„Der Kammerdiener Georg, ein treuer, reblischer Mann, befolgte gewissenhaft des Herrn letzten Befehl. Er ging an die Quelle jener unglückseligen Nachricht und erfuhr dort, daß sich Hugo nun in Neapel aufhalten sollte. Er eilte dahin und war so glücklich, den jungen Grafen bald zu entdecken. Man kannte ihn unter dem Namen des wahnsinnigen Deutschen und sprach mit Theilnahme von dem Unglücklichen, dessen stiller Wahnsinn Niemanden beleidigte, und der, wo er hinkam, das innigste Mitleiden erweckte.“

„Man beschrieb den gewöhnlichen Aufenthaltsort des jungen Grafen. In dem düstern Schatten eines dunklen Waldes fand ihn Georg mit schwarzen, alten, ritterlichen Kleidern angethan, eine weiße Schärpe um die Schultern geschlungen, das Haupt mit einem schwarzen Barett, über welches sich eine breite, weiße Feder schwang, bedeckt. Er erkannte den alten Diener seines Vaters. „„Willst Du mich nach Hause führen,““ rief er freudig aus; doch bald wurden seine Züge wieder ernst, und er fuhr fort: „„Nein, nicht nach dem hangen, finstern Schlosse, wo der Sohn den Dolch gegen die Brust des Vaters zuckt — und die arme Rosa blutend zu seinen Füßen liegt! — Sieh, Alter, warum hast Du mich nie die Harfe gelehrt? — jetzt könnte ich auch spielen, — spielen — wohl auch Thränen hätte ich, wenn Du mich die Harfe gelehrt hättest! — Doch hörst Du — Iduna schlägt sie, — hörst Du, wie die Töne herüber schallen? — Ach! wie schön werde ich einschlummern, wenn der Tod mir zum letzten Male diese Klänge herüber bringt!“““ :

„Der alte Georg glaubte zu vergehen vor Schmerz über den traurigen Zustand, in dem er seinen geliebten jungen Herrn fand. Sie gingen in ihre Wohnung. Graf Hugo ward freundlich und liebevoll gegen den Diener. Er hatte helle Augenblicke, wo er eifrig und

sehnsuchtsvoll nach Ibuna forschte. Georg sagte: „er solle mit ihm nach Deutschland ziehen und sie wiedersehen;“ „„das darf nicht sein,““ erwiderte der Graf, wieder zurückgesunken in seinen Wahnsinn, — „„das darf nicht sein! — Siehst Du, ich könnte wahnsinnig werden, wenn ich sie wieder sähe; — denn glaube mir, lieben müßte ich sie dann — und lieben — lieben — doch das verstehst Du nicht!““

„Nach mehreren Wochen gelang es doch den Bemühungen Georg's und des Arztes, den unglücklichen Grafen zur Heimkehr zu bewegen. Der Gedanke, Ibuna's Harfentöne so ganz nahe wieder zu hören, that das Meiste zu diesem Entschlusse. „„Ich will sie gewiß nicht lieben,““ versicherte er oft ängstlich den beiden Gefährten — „„nur die süßen, milden Klänge will ich hören, daß sie sanfter mir das Herz bewegen, als der Sturm, der mir im Kopfe saust.““ Vertraulich dann sich nähernd, flüsterte er ihnen zu: „„Seht, ich meinte oft die Töne aus der Ferne zu hören; doch ich mochte mich getäuscht haben, es waren wohl nur die Lüfte, die, durch den Wald heräufelnd, mit meiner weißen Feder spielten.““ — Endlich langten sie nach einer traurigen Reise in dem gräflichen Schlosse an. Ibuna war vorbereitet auf Alles, was sie sehen sollte. Die beiden Begleiter fürchteten das

erste Wiedersehen für Hugo's Gemüth; doch sie irrten. Ruhig, doch freundlich lächelnd, blickte er das Fräulein an. „„Du bist bleicher, als Du in Italien warst,““ begann er, sie wehmüthig betrachtend; — „„Du zogst überall mit mir, in Thälern und auf Bergen, in der Felsenschlucht und im mächtigen Walde standest Du mir zur Seite, aber blühend — rosenroth!““ — „O! mein Herr, lassen Sie mich nicht die Tage, die Wochen beschreiben, wo jede Stunde Kummer, jeder Augenblick neue Sorgen brachte! Hugo's Gemüth blieb, aller angewandten Mittel ungeachtet, verfinstert, und der Gedanke, der das Licht seines Verstandes verlöscht hatte: „Iduna lebt nicht für dich!“ — blieb festgewurzelt in seinem Gehirne. — Er nahte sich der Geliebten nur mit Ehrfurcht und Scheu, blickte sie oft Stunden lang schweigend an und schien am glücklichsten zu sein, wenn sie Accorde auf der Harfe griff. Ein Strom von Thränen stürzte dann über seine Wangen, und mit dem Ausrufe: „Schön — o schön! Heilige Jungfrau, nimm mich auf!“ sank er zu ihren Füßen.“

„Daß Iduna durch viele Leiden, die um so heftiger ihre Brust durchbrannten, als sie ganz stille und verborgen vor Jedermann darin loberten, ohnehin schon ermattet, diesen hoffnungslosen Zustand nicht lange

ertragen konnte, war wohl zu vermuthen. Kaum dreiviertel Jahre lang sah sie Hugo's Leiden, — und als eines Abends die Sonne hinter den Hügeln nieder sank, senkte das Fräulein ihre Augen, und ihr Leben war mit der scheidenden Sonne untergegangen!“ —

Nach einer langen Pause fuhr er fort: „Graf Hugo blieb unerschüttert bei dem Anblicke der Leiche. Sie schläft, sagte er, und ermahnte die Nahenden, leise zu sprechen, um des Fräuleins Schlummer nicht zu stören. Doch als man sie zu Grabe tragen wollte, da wurde er heftig, — sein stiller Wahnsinn wurde Raserei, und er würde den getödtet haben, der es gewagt hätte, seine Hand an des Fräuleins Leiche zu legen. „„Sie ist nicht todt, ihr Rasenden!““ schrie er heftig, „„sie schläft, sie schläft! Der Erste, der das Wort „todt“ noch ausspricht, soll selbst zum Leichnam werden unter meinen Händen!““ — Unser Arzt hatte diese Katastrophe gefürchtet, und seine Erfahrung und Klugheit hatten ihm bereits ein Mittel angegeben, den Unglücklichen zu beruhigen. Er hatte nämlich von einem geschickten Bildner zur Zeit, als er Iduna's Ende annähern sah, ihre ganze Gestalt von Wachs, mit schlafender Miene und Lage, formen lassen. Der Künstler hatte sich der Schnelligkeit beflissen, und fünf Tage nach Iduna's Abscheiden war das Meisterwerk

höchst gelungen in aller Stille in das Schloß gebracht. — Der Arzt, welcher ganz das Vertrauen des Gemüthsranken, der ihn von Kindheit an kannte, besaß, machte dem armen Hugo glauben, das Fräulein sei erwacht und verlange ihn zwei Tage nicht zu sehen, dann aber bäte sie ihn inständig, wenn sie wieder schlief, ihren Schlaf nicht zu stören, sondern sie vielmehr zu bewachen, daß Niemand ihre Ruhe verscheuche. Des Fräuleins Wunsch war dem Liebenden von jeher ein Befehl. Er gehorchte schweigend. Ibuna's Leiche wurde mit größter Vorsicht des Nachts zur Erde bestattet, die leere Ruhestätte mit rothen seidenen Decken behangen, und ihre Statue, so weich und zart geformt, als ob sie athmete und träumte, in des Fräuleins gewöhnlichen Morgenanzug gehüllt, darauf niedergelassen. Hugo hatte die Stunden, die Augenblicke, bis die bestimmten zwei Tage vorüber waren, gezählt. Man ließ ihn leise eintreten — sein Schritt berührte kaum den Boden. Er ließ sich täuschen! — Mit jener Ritterkleidung, die er nie ablegte, angethan, stand oder saß er ihr zur Seite, die Harfe behutsam in seinen Armen haltend. Den Eintretenden deutete er, leise zu sein und flüsterte gewöhnlich die Worte: „Stille, sie schläft!“ — Nur mit Mühe brachten wir es dahin, daß er zuweilen einige Nahrung zu sich nahm; er

schief wenig, das Zimmer verließ er nie, und selten sprach er ein anderes Wort, als: „Stille, sie schläft!“

„Was wir gefürchtet hatten, traf gar bald ein. Wie ein Schatten bleichte des unglücklichen Jünglings Leben dahin, sichtbar zehrte er ab und wurde endlich so schwach, daß er kaum noch die Harfe in seinen Händen halten konnte. Der Arzt gab seinem Leben nur noch wenige Stunden. — Doch mit dem heran-nahenden Tode schien auch das Licht seines Geistes sich wieder zu entzünden. „„Ich weiß es wohl,““ sprach er mit gebrochener Stimme, „„sie hat den längsten Schlaf begonnen, wir stören sie nicht mehr in ihrer Ruhe. — Bald werde auch ich einschlummern! — ihr braucht mich nicht so sorgsam zu bewachen, wie ich sie bewacht, — mein Schlaf wird lange und fest sein, wie der ihre war.““ — Wir mußten uns Alle entfernen; doch kaum waren wir eine Stunde in dem Nebengemache, als ein lauter Schall in dem Ahnenssaale uns herbeizog.“

„Des bleichen Harfners Bild, das bereits früher einmal aus dem Rahmen herausgefallen war, und das wir dann stärker befestiget hatten, lag zertrümmert auf der Erde. Mit einer dunklen Ahnung in der Brust eilten wir in des Fräuleins Gemach, und — todt saß Hugo in seinem Stuhle, fest die Harfe in

seine Arme gepreßt, den gebrochenen Blick auf die Geliebteste hingewandt.“

Ein lange zurückgehaltener Thränenstrom entquoll nun den Augen des Greises, und tief erschüttert drückte ihn Sigmar an seine Brust.

Der Greis hatte das Haus des Kammers und der Verzweiflung, in dem er 56 Jahre gelebt hatte, für immer verlassen, und Sigmar, der sein stilles, von manchem wehmüthigen Gefühle durchflochtenes Leben ganz der Beglückung der Menschheit widmet, ist mit herzlicher Freundlichkeit bemüht, die letzten Tage des Alten zu verschönen und fordert dafür nichts Anderes, als zuweilen eine schmerzliche, süße Erzählung aus den glücklichen Tagen Ibana's.

U e b e r L a n d !



Es gibt Leute, die eine wahnsinnige Vorliebe für das Land haben, wohlgemerkt immer solche, die in der Stadt geboren, in der Stadt leben und in der Stadt sterben werden; die wahren Leute von Wald und Feld, der Jäger und der Bauer leben auf dem Lande, weil sie dort wohnen, aber ohne sich dort zu gefallen. Ihr höchster Wunsch hinwieder ist es, baldmöglichst Städter zu werden. Die Idylle hat nun einmal aufgehört: Dampf und Eisen hat sie umgebracht.

Ich selbst bin kein absonderlicher Freund dessen, was man mit Auszeichnung das Land nennt. Und wo findet man denn eigentlich dieses Land? Ihr denkt doch dabei gewiß an Ruhe, Ländlichkeit und Stille ringsherum. Wo aber gibt es einen solchen ebenedreiten Fleck Erde in unserer Nähe? Hier Mühlen, dort Fabriken; hier Heerstraße, dort ein Gensd'armenpiquet; hier das Geschrei der Säge, dort das Gewieher der Dampfmaschine; hier ein Paar bekränzte Engländerinnen, die durch den Wald spazieren rennen, dort einen Wankt von Medizinalrath, der verbauen reitet: das Alles

verdirbt die Landschaft, übertönt das Murmeln des Baches und stört die Nachtigallen; der Sonntagsjäger, Touristen und ziehenden Musikanten gar nicht zu gedenken, welche die eigentlichen Landplagen sind.

Der Mensch, der für die Chimäre „das Land“ schwärmt — wir wollen ihn mit dem Schäfernamen Amynth nennen — ist ohne Zweifel ein recht braver Hausvater, Gatte, Bürger, Mitglied des Schützen-corps, vielleicht sogar Stadtverordneter. Alle diese Eigenschaften hindern ihn nicht daran, sich recht lächerlich zu machen: das Krähen des Hahns in einem Gehöfte entzückt ihn, eine schwankende Ente macht ihn jubeln, der Sonnenaufgang versetzt ihn in die höchste Ekstase, und ein Kartoffelader erscheint ihm als die reizendste Augenweide. Wäre es schädlich, er zöge ein Schäfercostüme an und durchwandelte die Gegend, gestützt auf einen buntbebänderten Stab. Statt der Schalmel trägt er eine Harmonika in der Tasche und beunruhigt das Echo der Felsen. Als Mitglied des Liedertranges hat er Tyrolisches und Alpengefänge auswendig gelernt und wirbelt seine Zuhler aus heftigem Falsett. Gewöhnlich ist unser Amynth Kaufmann oder Beamter, dem die sechs Wochentage zwischen den vier Wänden seines Geschäftes verfließen. Diese Zeit über lebt er nicht, er ißt, trinkt,

verbaut und schläft, schwagt, schneidet Federn und liest die Zeitung: er gleicht der Auster, von der Buffon auch behauptet, sie lebe nicht, sondern vegetire nur. Aber der Sonntag erscheint, und unser Mann ist nicht mehr zu kennen. Sein Blick belebt, seine Stirne erheitert sich, auf seinen saftigen Lippen lagert ein breites selbstgefälliges Lächeln; seine Taille streckt sich, sein Haupt reicht in die Wolken; er schreitet so stolz, so vergnügt und armschlenkernd umher wie ein Schauspieler, der sich gestern applaudiren ließ. O Glück sonder gleichen, o höchste der Freuden! Amynth kann heute die Stadt verlassen, entfliehen aus diesem betäubenden Geräusch, aus dieser verpesteten Luft, aus diesen Straßen voll Schmutz und Menschen. Also schnell hinaus! er drängt, treibt, eilt, flüchtet und macht sich fort; rasch, lieber Rutscher, jede verzögerte Minute ist ein Diebstahl an seinem Glücke!

Amynth hat ein Herz, wie sie im goldenen Zeitalter der Welt vorkamen: er ist naiv und vertrauensvoll über die Maßen; niemals hat der Zweifel seine Seele beschlichen; er glaubt mit unerschütterlicher Festigkeit an die Güte des Obstes im Kirschenschälchen, an die Herrlichkeit der Bierstädter Kirmes, an den Sonntag auf der Fasanerie, an die Nothwendigkeit des Niederwaldes für den Rochnstag und Gott weiß an

was Alles noch. Frage die Amarynth deiner Bekanntschaft und du wirst unter andern von allen einstimmig hören, daß nichts so reizend, so unterhaltend, so ganz befriedigend ist als eine Mahlzeit im Freien, d. h. im Grünen, auf dem Teppich einer Wiese oder unter dem Schattendache des Waldes an schöner, selbstgewählter Stelle — eine culinarische Befriedigung des hungrigen Naturtriebes mit improvisirter Landschaft, Einsamkeit und Obdachlosigkeit.

Was mich betrifft, so denke ich nur mit Wehmuth an ein solches Diner in der Natur zurück, dessen Opfer ich geworden und das mir durch einen nachträglichen Katarrh in guter Erinnerung geblieben. Es war im jüngstverflossenen August; ein Amarynth unter meinen Bekannten, der meine geringe Sympathie für die Landluft kannte, wollte mich von diesem Vorurtheil radical heilen. Lieber Freund! sagte er eines Tages zu mir, der Himmel ist heiter, die Luft rein und duftig, machen sie mir einmal das Vergnügen, gehen Sie mit uns über Land; wir improvisiren dann eine Mahlzeit im Grünen, wo es uns irgend gefällt; wir werden, Sie mitgerechnet, zwölf Personen sein, versteht sich auch Damen, und werden so viel lachen als hundert; jeder bringt eine Schüssel mit.

Ich gestehe meine Schwäche: das Amarynthische

des Vorschlags und die Damen verlockten mich; ich willigte ein, ging zu einem Restaurant, bestellte einen welschen Hahn und verfügte mich in Gesellschaft dieses wohlverhüllten Begleiters zur Eisenbahn, da uns der Dampfwagen erst bis zu einer gewissen Station bringen, von welcher aus unsere Excursion beginnen sollte. Das Wetter war schön, ich flog vergnügt ein und übergab dem Conducteur mein bereits etwas durchfettetes Paquet, das der sorglose Diener der Rails in dem Bagagewaggon hinterlegte.

Wir waren bald an der Station, passirten eine halbe Stunde später zu Fuß einen Marktflecken und kamen in wieder einer halben Stunde dahin, wo für uns das Freie, die Natur, das Land beginnen sollte. Ein recht hübsches Thal, angenehm bewaldet, von einem muntern Bächlein durchschlängelt, über das man hinwegspringen konnte; aber leider als so romantisch und schön verschrien und berühmt in der Umgegend, daß uns ganze Schaaren von Landenthusiasten, Elegants, verliebte Pärchen und größere Gesellschaften auf allen Wegen begegneten, so daß man oft nicht wußte, ob man sich auf der Frankfurter Mainluft oder in den Mainzer Anlagen befindet, und der Sonntag überall seine gepuzte Fähnchen ausgesteckt hatte. Wir waren richtig Zwölf und sollten so viel lachen als Hundert;

das begann aber damit, daß zwei Herren aneinander gerietzen, weil sie sich über den Jordan'schen Prozeß nicht verständigen konnten, indem der eine, ein Angestellter, die Maßregeln der Regierung in Schutz nahm; ein anderes Paar kam in Wortwechsel über den heiligen Rock zu Trier, und so zählten wir bereits vier Versäimnte.

Endlich ging es an's Diner, das auf einem Rasen servirt wurde, von welchem zahllose Ameisen die Promenade auf unseren Beinen machten und sich mit wahrer Hinterlist in jenes Kleidungsstück drängten, das die Engländer niemals zu benennen pflegen. Ein Filet de Boeuf fand sich mit Raupen gespickt vor. Ein Kalbsbraten, schlecht verpackt, hatte sich mit dem Tabaksbeutel des Trägers in Berührung gesetzt und erschien aux fines herbes de Dillenbourg. Ein Amynth, Darbringer einer großen Zuckermelone, war unter Weges mit seiner theuren Bürde so unglücklich gefallen, daß ein gewisser Theil seines Körpers, laut kräftiger Spuren an den weißen Pantalons, das zerbrücht hatte, was unsere Zungen zerbrüchen sollten. Und ach, mein welscher Hahn! Der Conducteur überlieferte mir ihn neu couvertirt, was ich als eine Aufmerksamkeit wegen des sichtbar durchgesicherten Fettes zu erkennen und zu belohnen wußte. Nun die Doppel-

hülle von dem Gebratenen sank, fielen auch mir die Schuppen von den Augen. In dem Bagagewaggon war auch der fromme Pudel eines Passagiers angebunden gewesen. Nur die Langeweile der Fahrt mochte den Treuherzigen zu einem Dialoge mit meinem Vogel verleitet haben, der den letzteren freilich einen Schenkel sammt Umgebung gekostet, welchen Defect der aufmerksame Conducteur verkleidet hatte; der Zahn jener kurzen Zeit war aber in den fleischigen Environs deutlich zu sehen. In unserm italienischen Salat hatten ein Paar Heuschrecken ihr frühzeitiges Ende gefunden. Der Wein, wahrscheinlich im letzten Markte angekauft, war wegen seiner Qualität so wie wegen Erwärmung durch die Hitze des Tages, durchaus nicht zu trinken. Drei Gläser dieses furchtbaren Getränkes hätten die gesündesten Laffarge der Umgegend unter die Erde bringen müssen.

Wir waren mitten im Genuße dieser Herrlichkeiten, als der Himmel sich plötzlich mit Gewölk umzog, das über uns Rettungslose einen dichten Regen ausströmte. Es war wie eine Sündfluth und wir ohne Arche. Jeder schützte sich so gut es ging, Baumstämme wurden belagert, die Frauen schrieten, die Männer fluchten, man kann sich keinen Begriff von dieser Confusion machen. Wir waren eine halbe Stunde von dem

Orte entfernt, das heißt, wir mußten, weil das Wetter nicht nachließ, fast eine Stunde lang durch Rothlachen, nasses Gras, schlüpfrige Wege und endlich durch den angeschwollenen Bach waten, daß es ein Jammer war. Ein Amputirter, der eine Dame führte, hatte das Unglück, der Länge nach hinzufallen und seine Beschützte mitzureißen, deren Kleid nun eine Anzahl unliebsamer Illustrationen und deren Antlitz das Gewitter des Hornes trug. Der Regen machte sich ein Vergnügen daraus, uns ein unermüdblicher Begleiter zu sein.

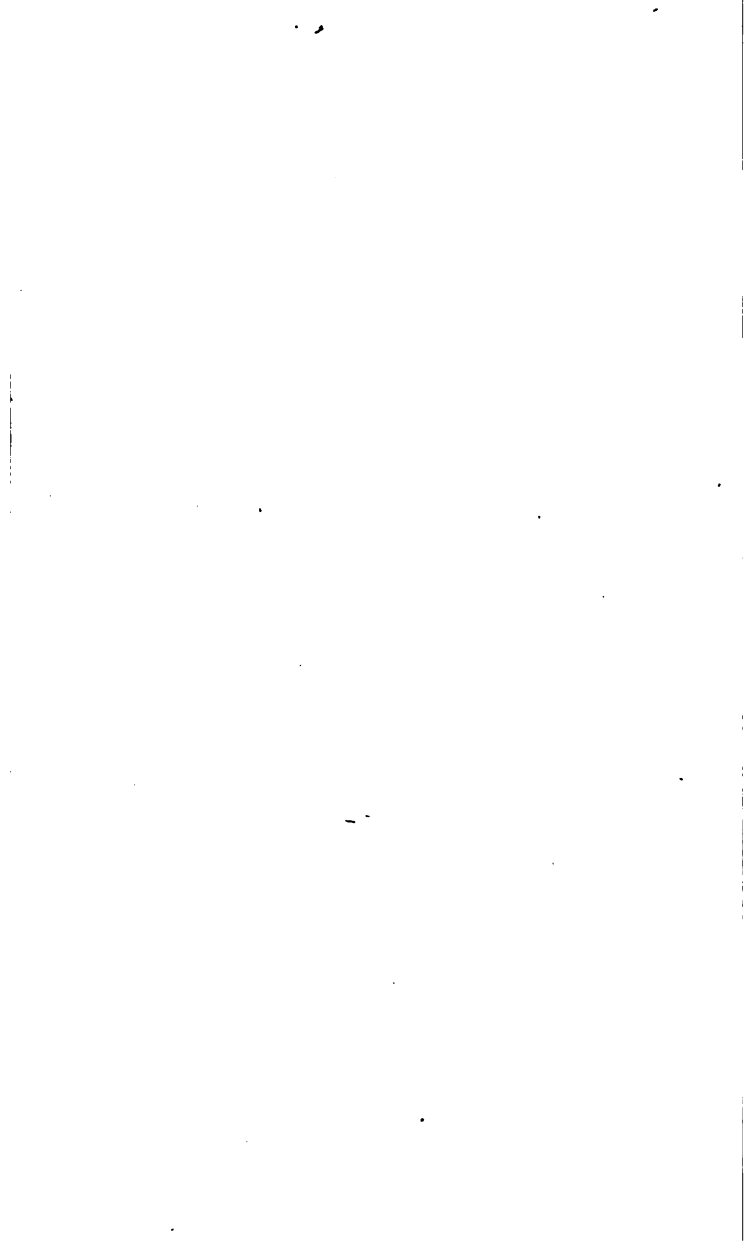
Im Orte angekommen, ließ ich die Amputirte alle sich trocknen,bürsten und erholen, nahm ein Fahrzeug zu jedem Preis und eilte nach der Eisenbahnstation; schon meinte ich glücklich weiter zu kommen, als der abfahrende Convoy den Pfiff des Hohnes gegen mich ausstieß, und ich nun erst wieder in drei Stunden einen Zug erwarten durfte. Ich blieb also in meinem Wagen, versprach gut Trinkgeld und ließ mich nach der Stadt kutschiren.

Hier das Verzeichniß der Ausgaben, die mir dieses Diner im Freien, dieser Tag auf dem Lande verursachte, das mir als eine Quelle des Entzüdens vorgespiegelt worden. Ein welscher Hahn 5 fl. 24 kr., Fahrt auf der Eisenbahn 1 fl., Rückfahrt zu Wagen sammt Trink- und Chausseegeld 8 fl. 6 kr. Ein

Paar Stiefel gänzlich ruinirt 7 fl. Einen Hut desgleichen 7 fl. Douceur an den Conducteur und Speisenträger 30 fr. Antheil an Wein 1 fl. Zusammen 30 fl. Zwei ärztliche Visiten und Ausgaben an die Apotheke sollen ungezählt bleiben.

Nimm dir daran ein Beispiel, mein freundlicher Leser, wenn man dir mit Landprojecten kommt, und urtheile selbst, ob die Sympathie für die Fantasieen im Freien und für die Mahlzeiten im Grünen seither in mir lebhafter geworden ist.

G i n D n e l l.



Das war ein verdrießlicher Januarabend. Wir feierten wieder einmal einen jener unerlebten Winter, wo Eis und Schnee gar nicht weichen will und wo man sich durch nichts Anderes zu helfen weiß, als daß man tüchtig einheizt und sich erzählen läßt, daß es einmal in den achtziger Jahren noch schlechteres Wetter gegeben hat. Es ist das eine jener bekannten deutschen Tröstungen, wie sie in anderer Art beispielsweise vorkommen, wenn Einer Arm und Beine gebrochen hat und man es noch ein großes Glück nennt, daß er sich nicht auch den Schädel zerschmettert. Wir saßen verschüchtert beisammen, Familie und Freunde, und wußten nicht was beginnen und waren so recht im Innersten ärgerlich darüber, der schönen Frau unseres Cousins, einer geborenen Pariserin, die uns zu besuchen gekommen war, keinen Genuß, kein Vergnügen anbieten zu können. Man wird noch langweilliger als sonst, wenn man sich verhindert fühlt, den Faden einer Unterhaltung aufzunehmen, und vollends wenn man sich in der Unmöglichkeit sieht, den niedlichen Wirth zu spielen.

Zu allen den Mißstimmungen unserer kleinen Gesellschaft kam ein Ereigniß der jüngsten Tage, dessen Geschichte und Auslegung den Stoff zu jeder Conversation in unserer Stadt so wie zu den unsinnigsten Zeitungsartikeln geliefert hatte. Der Vorfall war in kurzen Umrissen folgender. Ein höchst unbedeutender Vorgang auf einem Balle, ich glaube ein getretenes Damensfüßchen, hatte zwei junge Männer, die sich ohnedies mit dem argwöhnischen Auge der Eifersucht beobachteten, in beleidigende Berührung gebracht; Zwischenpersonen und Mißverständnisse hatten die Flamme angeschürt, einer Herausforderung folgte ein Zweikampf, welcher einen der jungen Leute das Leben kostete, den anderen gelindesten Falls mit Festungsstrafe bedrohte und daher zwei bekannte Familien in tiefe Niedergeschlagenheit versetzte. Die Kugeln waren kaum gewechselt, womit die jungen Männer ihr Leben bedrohten, und nun wechselten müßige Correspondenzfabrikanten ihre Berichte Für und Wider, womit sie nur die Kronthalen der Redaktionsklassen bedrohten und gaben so dem Stadtgeschwäze täglich neue Nahrung, den Familien täglich neue Kränkung und Verdruß. Unsere deutsche stark bevormundete Presse weiß in Dingen, die ihr Preis gegeben sind, meist kein Ende zu finden, besonders wenn sie durch auswärtige Organe

auf innere Zustände wirken zu können glaubt. So war es auch hier der Fall.

Ohne daß wir selbst wußten wie es gekommen, so hatte sich das Gespräch über diese Geschichte und die ihr folgenden Zeitungsdebatten unseres kleinen Circels bemächtigt und die Declamationen für und gegen den Zweikampf waren bald im lebhaftesten Gange. Die Beweise gegen denselben waren der Zahl nach bald überwiegend; denn wir hatten mehrere Damen unter uns, von den Herren aber waren die älteren und friedlich gesinnten den jüngeren weit überlegen. Ich erinnere mich, daß sogar die Kühne Behauptung aufgestellt wurde: der Zweikampf, als überall gesetzwidrig, sei auch in keinem Falle als unausweichbar oder durch heilige Gründe der wahren Ehre geboten, zu betrachten. Eben so entsinne ich mich, daß unser hübsches französisches Cousinechen diesen Grundsatz unglaublich belächelte und durch einen Vorfall in ihrer eigenen Familie zu widerlegen suchte. Diesen habe ich nicht mit den anziehenden Wendungen ihres Vortrags behalten, sondern er hat sich jetzt, wo seit jenem Abend Monate verstrichen sind, in meiner Erinnerung zu einer Geschichte gruppirt, die ich geneigten Lesern hier übergebe.

An einem Märztage des Jahres 1778 trat der Kammerdiener des Herrn von Maurepas des Morgens um fünf Uhr in das Vouboir Seiner Excellenz, um den geheimnißvollen Besuch des Grafen von L. anzukündigen. Der Minister war bereits außer dem Bette; wiewohl ein fast achtzigjähriger Greis, hatte er sich doch eine Art jugendlicher Thätigkeit erhalten, deren Ueberreste er, gleichwie er ehemals ihre Anfänge an Unnützes vergeubet, an überflüssige Arbeiten und an jene Gattung geschäftigen Müßiggangs wendete, der sich in literarischen und andern Spielereien, kurz in Dingen gefällt, die weder einer so hohen Stellung noch eines so hohen Alters würdig sind. Vor vierzig Jahren hatte ihn Ludwig XV. wegen vier unartiger Verse auf die Pompadour entlassen und Ludwig XVI. vertraute in seiner Schwäche demselben Maurepas die Leitung der Staatsgeschäfte, sei es nun aus Sympathie für den ehemaligen Minister, sei es aus Groll gegen Choiseul oder von jener geheimnißvollen Schicksalsmacht getrieben, welche die Monarchie einer nahen Auflösung entgegen reifen sollte. In dem Zeitpunkte, von welchem hier die Rede, war Herr von Maurepas nichts mehr als ein greises Kind und bei diesem ver-

langte der Graf von L., der übrigens seinem Hause nah verwandt war, eine Morgenaudienz. Als der Graf auf der Schwelle erschien, verbarg der Minister mit einer Hand schnell ein Madrigal, an dessen wichtige Vollendung er sich eben begeben, streckte die andere dem Ankommenden entgegen und sprach:

„Leise, lieber Graf, ganz leise! Gehen Sie auf den Zehen, wie wenn Sie den Giertanz aufführen wollten, denn gerade unter uns schläft der König und Seine Majestät soll nicht geweckt werden.“

Der Graf that gewissenhaft was ihm geheißen worden, näherte sich ohne Geräusch, setzte sich in ein Fauteuil und brückte stillschweigend die Hand des Ministers.

„Was ist Ihnen, lieber Cousin?“ begann dieser; Sie sehen ja ganz niedergeschlagen aus.“

„Ach, Excellenz, ich bin es auch!“

„Ist Ihnen ein Unglück widerfahren? reden Sie.“

„Nicht direct — und doch! Ich komme zu Ihnen um Gnade zu erbitten.“

„Für Sie? lassen Sie hören.“

„Nicht eben für mich selbst, aber für Jemand, der mich sehr nahe angeht.“

„Um was handelt es sich denn?“

„Um ein Duell.“

Bei diesem Worte rückte Maurepas seinen Lehnsstuhl leise, aber rasch aus der Nähe des Grafen. „Sprechen wir nicht weiter davon,“ versetzte er verbrießlich, „ich sehe, daß Sie etwas Unmögliches von mir fordern wollen. Der König hat kurz nach seiner Thronbesteigung geschworen, das Gesetz in diesem Punkte mit aller Strenge aufrecht zu erhalten, keinen dagegen Fehlenden zu begnadigen, und er wird Wort halten. Waren Sie es, der einen Zweikampf hatte?“

„Nein, nicht ich selbst.“

„Wohlan, lieber Cousin,“ fuhr Maurepas viel milder und wieder etwas näherrückend fort, „wenn der Schuldige Sie interessirt, so versehen Sie ihn mit einer wohlgefüllten Börse, bringen Sie ihn in eine Postchaise und machen Sie, daß er ohne alle Zögerung den Weg nach Deutschland einschlägt.“

Der Graf senkte das Haupt in seine Hände, gleichsam um über den vernommenen Vorschlag nachzudenken. Der Minister fragte:

„Wahrscheinlich irgend ein eifersüchtiger und plötzlich hellsehender Ehemann, der für seine guten Augen büßen mußte.“

„Nein, nicht der Ehemann und doch,“ erwiderte verlegen der Graf, „es ist dies eine ganz eigenthümliche Geschichte.“

„So erklären Sie sich doch,“ sagte Maurepas mit sichtbarer Neugierde.

„Gern, Excellenz. Ehedem nannte man jeden Zweikampf ein Gottesurtheil: der, für welchen ich Sie so gern zur Gnade stimmen möchte, verdient diese Bezeichnung im vollen Sinne des Wortes.“

Der Minister gespannt, etwas Neues, wahrscheinlich recht Interessantes zu vernehmen, womit er in seinem Salon debütiren könnte, drückte vertraulich die Hand des Grafen und forderte ihn auf zu erzählen. Dieser begann:

„Es sind nun acht Jahre, als ein Herr von Nigremont, den Guer Excellenz nicht kennen . . .“

„Halt, lieber Graf, ich entsinne mich dunkel eines Nigremont . . .“

„Entschuldigen Sie! wenn Sich Excellenz eines Nigremont erinnern, so ist dies gewiß nicht der, von dem ich jetzt rede. Es sind also etwa acht Jahre her, daß Herr von Nigremont, ein reicher fünfundzwanzigjähriger Mann, ein sehr junges und gleich wohlhabendes Fräulein von ausgezeichnete Schönheit heirathete. Wer diese Schönheit hatte ihn nicht gefesselt und er sich nur vermählt, um seiner Familie zu entsprechen, deren einziger Sproßling er war. Er vernachlässigte seine Frau vom Hochzeitstage an, und noch war kein

Monat vergangen, als er ernstlich daran dachte, sich ganz von ihr zu entfernen; nicht vielleicht aus dem Grunde, weil sie ihm mißfiel, sondern weil er nichts für sie fühlte, weil er Widerwillen gegen die Ehe überhaupt hegte und weil ihm die Dienerschaft und das Hauswesen seiner Gemahlin ein Gräuel waren. Er verkaufte insgeheim den Theil seiner Güter, über welchen er verfügen durfte, und reiste ab, ohne Jemand ein Wort zu sagen und ohne selbst zu wissen, ob und wann er je zurückkehren werde. Frau von Nigremont zog sich bald darauf zu ihren Eltern zurück, getäuscht in ihren Hoffnungen, gekränkt an ihrem Selbstgefühl, ja vielleicht sogar an ihrer Liebe, denn ihr Gemahl war ihr nicht ganz gleichgültig. Es ist dies die gewöhnliche Geschichte eines Mannes, der dem Glück in die weite Welt hinaus nachrennt und es an seiner eigenen Hauschwelle überflieht. Frau von Nigremont besaß alle Eigenschaften, die einen Mann glücklich machen konnten: Jugend, Schönheit, Geist und dabei einen sanften schmiegsamen Charakter.“

„Sie kannten sie wohl?“ fragte Herr von Maurepas.

„Ein wenig, Excellenz. Nigremont verließ Frankreich und ging nach der Schweiz, zog von da nach Italien und floh so seine Frau, die nur durch seinen Banquier zuweilen oberflächliche Auskunft erhielt. End-

lich schrieb er, er wolle sich für ein oder zwei Jahre in Turin niederlassen und verbot ausdrücklich, daß seine Frau ihn auffuche.“

„Beim Himmel,“ schaltete der Minister ein, „dieser Dame, wenn sie wirklich so hübsch und liebenswürdig war, wie Sie sie schildern, konnte es in Paris doch niemals an Liebhabern fehlen!“

„Und doch hatte sie keinen Geliebten. Von ihrem Manne verlassen, zog sie, wie ich bereits erwähnt, zu ihrem Vater und lebte auf dem Lande. Indessen kehrte Aigremont nicht aus Turin zurück; man vernahm durch den Banquier, daß er dort die Bekanntschaft einer jungen Wittve gemacht und sich in diese bis zum Wahnsinn verliebt habe; ein Jahr verstrich ohne weitere Nachrichten, als mit einem Mal die Kunde seines Todes eintraf. Nach den vorhergegangenen Umständen erregte diese keinen besonderen Eindruck. Der Mann war todt, die Trauerzeit um, und die Familie der Frau von Aigremont dachte daran diese neu zu verheirathen, was wohl nicht schwer hielt, da es sich um eine schöne, reiche, neunzehnjährige Frau handelte. Mehrfache Anträge stellten sich ein, Frau von Aigremont lehnte sie ab. Klug geworden durch den üblen Erfolg ihrer ersten Heirath, wollte sie sich jetzt nur mit einem Manne verbinden, der ihren Werth zu

schätzen wüßte und von dem sie geliebt zu werden mit Sicherheit hoffen durfte. Der Zufall sorgte dafür. Herr von Royan —“

„Herr von Royan!“ rief Maurepas. „Aus den Royan's von Poitou? ich kenne sie; einer davon dient in der Marine.“

„Verzeihung, Excellenz, Sie kennen den nicht, dessen ich hier gedenke; er stammt aus einer Nebenlinie, die sich zur Zeit des Edicts von Nantes aus Frankreich exilirte und deren letzter Sprosse erst vor etwa zehn Jahren zurückgekehrt ist.“

„Aber mein Gott, Sie erzählen mir ja von lauter unbekannten Leuten; am Ende handelt es sich um ein ganz obscures Duell, um das sich kein Mensch wird kümmern mögen?“

„Ich will Ihnen das Alles später erklären und bitte jetzt um Erlaubniß fortfahren zu dürfen. — Herr von Royan kaufte ein Gut, welches an jenes grenzte, das Frau von Miremont bewohnte, und als er diese zum ersten Male sah, nahm er sie für ein blühendes junges Mädchen: so gering waren die Spuren, welche die Bande Hymens ihrem Aeußeren aufgedrückt hatten. Er sah und liebte sie. Er war damals ein Mann von achtundzwanzig Jahren, sanftmüthig, ernst und von keiner anderen Sehnsucht erfüllt, als unter den

Bäumen eines hübschen Landhauses mit einer Gattin nach seiner Wahl in ruhiger Seligkeit hinleben zu können. Frau von Algremont konnte nach ihren Wünschen nicht leicht einen Würdigeren finden; bald fühlte sie selbst die Liebe, welche sie einflößte und besann sich nicht lange, Frau von Royan zu werden. Selten wurde eine Verbindung glücklicher eingegangen und fortgeführt; denn die beiden Gatten liebten und liebten sich noch mit einer Innigkeit, die im Laufe von sechs Jahren durch nichts getrübt wurde."

"Ja, aber wie denn das?" meinte der Minister, dessen ungeduldige Neugierde die Ereignisse gern errathen hätte. "Wie denn das? fiel also der Mann nicht im Duell?"

"Nein, Excellenz! Herr von Royan hat einen Bruder"

"Ach, jetzt verstehe ich," unterbrach schlau lächelnd Maurepas.

"Ich möchte noch zweifeln," erwiderte der Graf. "Herr von Royan hat einen jüngeren Bruder, der die Ehre hat, in der Armee Sr. Majestät zu dienen. Aber dieser junge Mann besitzt nichts als sein Wappen und seinen Degen und dazu die freigebige Hand seines Bruders, die er oft nur zu rücksichtslos in Anspruch nimmt: er ist ein trefflicher Bursche und meint das

sei für einen Militär eben genug; übrigens aber Verschwender, Spieler, leichtsinnig, unbekümmert um seine Schulden, und jährlich einmal bei seinem Bruder zu Besuch, der diese bezahlt und für die neue Ausstattung des Herrn Offiziers Sorge trägt."

"Mir scheint, lieber Graf," bemerkte schmunzelnd der Minister, „auch Sie kennen einen Bruder, der Züge dieses Portraits trägt."

„O! es ist nicht so arg. Als der jüngere Royan seinen Bruder verheirathet fand, zeigte er eine außerordentliche Freude; er beglückwünschte ihn von Herzen, ließ es sich angelegen sein, die Freundschaft seiner Schwägerin zu gewinnen und erreichte dies; aber von seinem früheren Lebenswandel ließ er nicht ab; dieselbe Verschwendung, dieselben tollen Streiche, das Ausgabe-Budget wurde noch größer. Ehedem, rief er lustig, hatte ich nur einen Schatzmeister; seit mein Bruder vermählt ist, habe ich deren zwei. Und wenn er es nicht wagte, mit neuen Schulden oder Geldbedürfnissen an seinen Bruder zu gehen, so vertraute er sich der freundlichen Schwägerin. Sorgte der Gemahl für den Schneider, für Pferde und Wagen, so deckte die Gemahlin die Ausfälle des Spieles und der Vergnügungen. Sie sprach bei ihrem Manne stets zu seinen Gunsten, entschuldigte den Leichtsinnigen und

wollte dem artigen Wüßling sogar aus ihrer Schatulle ein Regiment kaufen, damit er in der Welt glänzend auftreten und vielleicht irgend eine reiche Erbin heirathen könne. Royan aber kümmerte sich nicht so angelegentlich um das Avancement seines Bruders; mit Kopfschütteln sah er, wie oft dieser auf seine Cassa Sturm lief, und zitterte ordentlich vor dem Gedanken, einen Obristen aus dem lieben brüderlichen Taugenichts zu machen, der ihn schon als Capitän so bedeutendes Geld kostete. So vergingen ein Paar Jahre, der jüngere Bruder näherte sich dem dreißigsten und änderte sich in nichts. Herr von Royan aber hatte jetzt zwei Kinder, deren gesicherte Zukunft er den verschwenderischen Phantasieen seines Bruders vorzuziehen sich verpflichtet fühlte, und sprach daher zu diesem:

„Lieber Bruder, du bist ein Mann von Ehre, ein ausgezeichneter Offizier, aber für mich ein bißchen zu theuer; ich muß es eben machen wie die Fürsten, denen der Gold ihrer Armeen zu viel wird, sie entlassen sie. Dein Erbe hast Du längst verschwendet, jetzt bringst Du alljährig empfindliche Lücken in mein Capital; ich aber habe Kinder und erkläre Dir geradegu, daß Du nicht mehr auf mich rechnen darfst.“

„Gut, gut,“ erwiderte der Bruder, „das sind die gewöhnlichen Neben eines Vaters oder Vormunds;

aber ich kenne dich, Du bist nicht im Staube mich ganz zu verlassen, und dann weiß ich, wie viel Du auf unsern Namen hältst. Uebrigens gestehe ich Dir aufrichtig, daß meine bisherige Art zu leben auf mich lastet; das muß ein Ende haben und eben dazu bedarf ich Deiner Hilfe. Höre mich an, Du kannst mich stabiliren und mir, eine gute Heirath zu machen, beistehen; ich verlasse sodann den Dienst, ziehe hinaus auf mein Eigenthum, werde mich meiner Kinder freuen und bald wie Du selbst ein Muster aller Familienväter sein."

„Aber Herr von Royan wollte auf diesen sehr kostspieligen und doch erfolglosen Vorschlag ebensowenig eingehen, denn er hatte keinen Glauben an die zukünftigen Tugenden seines Bruders; dieser war ein so unbezähmbarer Mensch, wie er sich wohl nie unter dem Joche der Ehe beugen würde; eine Frau glücklich machen, Kinder erziehen, sein Eigenthum erhalten und vergrößern, das schienen für ihn unmögliche Dinge. Herr von Royan erbehte vor der Idee einer solchen Partie. Verheirathet, würde der Bruder seine Frau bald vernachlässigen und diese hinwieder viel darüber reden machen; er selbst aber, der ältere, wollte um eines solchen Resultates willen, nicht das Erbe seiner Kinder verringern; er entzog sich daher dieser Pro-

position und warf dabei einen schmerzlichen Blick auf den Bruder, den er nur als eine vom Schicksal gesandte Plage betrachtete, oder vielleicht als ein Gegengewicht zu dem Glücke, das ihm selbst in dem Besitze einer angebeteten Gattin und zweier lieblicher Kinder reichlich zu Theil geworden war. Der Jüngere verstand den stillen Schmerz und Vorwurf in den Zügen des Bruders, trat auf diesen herzlich zu und sprach:

„Gut, laß uns von Heirath schweigen; ich weiß, ich taue nicht sonderlich dazu und eine Quelle des Verdrusses und Ruins für Dich und Deine Kinder will ich auch nicht sein. Höre also einen anderen Ausweg und bring ein neues Opfer.“

„Was meinst Du denn?“ forschte Royan.

„Setze mich in den Stand eine glänzende militärische Fortune zu machen oder als braver Soldat auf dem Felde der Ehre zu sterben: zahle meine Schulden, verschle mich mit dem nöthigen Gelde, um nach Amerika zu gehen, und ich suche Washington auf; ich werde nicht der erste und nicht der einzige sein, der dies thut.“

„Dieser Vorschlag hatte Royan's ganzen Beifall, beide Brüder fanden ihre herzlichste Heiterkeit wieder und man entschied sich für eine sehr baldige Abreise. Als Frau von Royan den Entschluß ihres Schwagers

erfuhr, so widersehte sie sich aus allen Kräften; sie fühlte für den Bruder ihres Vaters wahre Freundschaft und betrachtete ihn als den Vegen, die Stütze und den Vertheidiger der Familie; man hatte viele Mühe, sie in eine Sache einwilligen zu sehen, die sie eigentlich nur mittelbar berührte, und worin man diese Schwierigkeiten von ihrer Seite gar nicht vermuthet hatte.

„Die Abreise des Schwagers wurde indeffen doch beschloffen, und eben heute sollte sie stattfinden. Glücklicherweise befanden sich Herr und Frau von Royan gestern in Gesellschaft; der Auswanderer war allein zu Hause geblieben und zwar in dem Salon seines Bruders, wo er noch Briefe an verschiedene Damen schrieb, die sich huldreich gegen ihn bewiesen hatten, als mit einem Male die Thür aufging und ein Fremder eintrat. Es war dies ein Mann von etwa dreißig Jahren und gefälligem Aeußern, obwohl auf seinen Zügen eine unruhige Traurigkeit lag, die seinem Wesen etwas Düsteres, ja Abstoßendes aufprägte. Er trug elegante Kleidung, aber sein Auftreten zeigte so viel Entschiedenheit und Selbstgefühl, daß der künftige Mittlämpfer Washington's sich dadurch unangenehm berührt fühlte. Der Fremde grüßte leicht hin, bemächtigte sich eines Stuhles und nahm ohne Weiteres

Platz. Herr von Royan legte kalt die Feder bei Seite, streckte die Beine aus, kreuzte die Arme und erwartete das Kommende.

„Ich habe also die Ehre mit Herrn von Royan zu sprechen?“ begann der Unbekannte mit einem fast verächtlichen Blicke.

„Mit ihm selbst!“ entgegnete Royan mit einer Miene, an der man die Lust merkte, den Andern zum Fenster hinauszwerfen.

„Sehr erfreut, Sie kennen zu lernen.“

Stummes Verneigen.

„Sie haben mir meine Frau entführt!“ rief der Fremde.

„Möglich,“ antwortete Royan sehr gleichgiltig; „ich habe gar oft Postchaisen mit Frauen bestiegen, die Andern gehörten; leicht möglich, daß unter dieser Zahl . . .“

„Es handelt sich hier um keinen Scherz. Denkbar ist's sogar, daß sie in vorliegendem Falle bis zu einem gewissen Punkt ganz unschuldig sind; nichts desto weniger komme ich aber doch, meine Frau von Ihnen zurückzufordern.“

„Ihre Frau? ja so! aber verständigen wir uns einmal. Ich habe Ihnen schon erklärt, daß ich mehrere entführt: welche meinen Sie denn?“

Der Unbekannte sah Herrn von Royan erstaunt an; er hatte ohne Zweifel erwartet einen ernstern Gegner zu finden; er erhob sich und schritt ein Paar-mal durch das Zimmer.

„Nun,“ wiederholte Royan, „von welcher Frau sprechen Sie? und wer sind Sie eigentlich, mein Herr?“

„Von der meinigen und zugleich von der Ihrigen. Ich bin Algremont, der Gemahl der Frau von Algremont, die Sie geheirathet haben.“

Bei diesen Worten begriff Royan, der die Geschichte seiner Schwägerin genau kannte, augenblicklich, daß er hier für einen Anderen gehalten werde und daß ein gräßliches Unglück seinen Bruder bedrohe. Nur zwei Fälle waren hier denkbar: entweder ein Wahnsinniger stand vor ihm, dem Tollhaus entsprungen, oder der erste Gatte seiner Schwägerin war wirklich noch am Leben, und dann, welche Reihe ärgerlicher Folgen: was wurde aus dem Glück seines Bruders und seiner lieben Frau? und welches Loos traf die unglücklichen Kinder?

— „Der jüngere Royan, Excellenz“ — fuhr der Graf gegen den Minister fort — „ist leichtsinnig, verschwenderisch, ein Taugenichts: aber er hat das Herz auf dem rechten Fleck, ist dankbar und liebt seinen

Bruder von ganzer Seele, so daß er ihn wie einen nachsichtsvollen Vater betrachtet und sich hinwieder verpflichtet fühlt, ihn überall zu vertreten und zu verteidigen. Er dankte also dem Himmel, daß Aigremont in diesen Irrthum verfallen war, und that Alles, ihn darin zu bestärken. Er änderte daher sogleich seine ausgelassene Miene, schien betreten, erhob die Augen nach oben und rief gleichsam erschreckt:

„Meine Frau! Sie wären der Gemahl meiner Frau? Sie Herr von Aigremont, der vor sieben Jahren gestorben?“

„Aigremont, denn er war es wirklich, bemerkte sogleich die Veränderung und freute sich des Einbruchs seiner Worte.

„Meine arme Frau!“ rief Royan, indem er sein Angesicht verhüllte und sich weinend stellte, „meine armen Kinder! Aber ich heirathete ja Frau von Aigremont ganz öffentlich, denn sie war frei; der Todtenschein ihres ersten Mannes wurde gerichtlich anerkannt; er liegt noch unter meinen Papieren: verzeihen Sie daher, wenn ich zweifle, daß Sie Herr von Aigremont sind.“

„Es wird mir ein Leichtes sein meine Identität zu beweisen, meine Familie, meine Freunde werden mich erkennen; ich werde die einfache Geschichte des

Todtenactes, den Sie immerhin in Ihrem Pulte haben mögen, aufklären, und wenn erst meine Person außer allen Zweifel gestellt ist, wird mir auch mein Recht werden. Ich werde mich an die Gerichte wenden, und je mehr Aufsehen die Sache erregt, desto sicherer bin ich darin, zu siegen. Aber Ihnen wird dieses Aufsehen jedenfalls schaden; Sie haben Kinder, und im Interesse dieser und in Ihrem eigenen, dachte ich, sei es geratener, daß wir uns verständigen und bloß dasjenige dem Gerichte überlassen, was wir ihm nicht entziehen können. Darum kam ich zu Ihnen, wiewohl im überlegenen Gefühl meines Rechts und der Wahrheit."

"Aber Sie werden mir doch erlauben," schaltete Royan ein, „einige Angaben oder Beweise über den merkwürdigen Hergang zu verlangen, wie ein längst Verstorbener plötzlich wieder in's Leben gelangt, um seine Frau von mir zurückzufordern."

"Sehr gerne; ich finde es so natürlich, daß Sie diese Geschichte erfahren, als daß ich Ihnen dieselbe mitzutheilen verpflichtet bin. Ach, wenn ich nur einen Augenblick meine Frau, das heißt die Ihrige, sehen könnte: sie würde sich wohl nicht lange besinnen, mich wieder zu erkennen."

Aber eben das war es, was Royan um jeden Preis vermeiden wollte; denn er zitterte, daß Bruder

und Schwägerin jeden Augenblick heimkehren könnten. Er bedeutete Herrn von Aigremont, daß das Gemach, wo sie sich befinden, zu einer vertraulichen Mittheilung nicht gut geeignet sei, indem es jedem Eintretenden offen stehe; bat ihn, in ein anderes zu treten, und führte ihn nun in sein eigenes. Die Dienerschaft empfing Befehl, dort Niemand einzulassen, und, treu seinem eingeleiteten Plane, fügte er sanft beschwichtigend hinzu:

„Sie begreifen wohl, daß meine Frau Ihr plötzliches Wiedererscheinen nicht ohne große Gemüthsbewegung aufnehmen kann: übrigens ist sie auf dem Lande und wenn ich Ihnen dieselbe auch ohne alle Rücksicht vorführen wollte, ich bin es vor morgen Abend nicht im Stande, da sie abwesend ist.“

Aigremont war durch diese Erklärung und durch die sichtbare Verwirrung, die sein bloßes Erscheinen hier hervorbrachte, zufrieden gestellt und begann nun die Mittheilung seiner Abenteuer.

„Ich war immer reich und trotz der Kosten, die mir das Leben in den letzten sieben Jahren verursacht, bin ich es noch. Ich zählte fünfundschwanzig Jahre, als meine Familie, deren letzter Zweig ich bin, in mich drang, mich zu vermählen, damit unser Name nicht erlösche. Lange widerstand ich, als aber die liebe-

volle Zumuthung immer zudringlicher wurde und mein Vater endlich mich zu enterben drohte, gehorchte ich. Ich heirathete Ihre Frau und zwar in einem Augenblick, wo die Drohungen meines Vaters bald gefahrlos werden sollten, indem er wenige Wochen darauf starb. Ich betrachtete mich damals, offen gestanden, für den unglücklichsten Menschen der Welt, weil ich an ein Kind von sechszehn Jahren gebunden war, das ich nicht liebte, um das mich zu kümmern ich nicht der Mühe werth fand; und ich dachte an nichts lebhafter, als mich von diesem aufgezwungenen Joche zu befreien. Meine Frau war angenehm, sogar schön; ich wollte nichts von ihr wissen, meine Stunde war noch nicht gekommen. Sie besaß, wie man mir sagte, tausend treffliche Eigenschaften; das rührte mich wenig, denn ich wußte noch nicht, wie ein sanfter und anschniegender Frauencharakter das Glück eines Mannes gründen kann. Ich war Herr eines ansehnlichen Vermögens, das mir nun Niemand mehr entziehen konnte, und sorgte um nichts weniger als um Erben. Mein Entschluß war bald gefaßt, ich verließ meine Frau und durchzog Italien, mehr um mein Haus zu fliehen, als um zu reisen; nachdem ich Savoyen verlassen, begab ich mich nach Piemont, ließ Rom, Florenz und Mailand unbesucht, bloß um Turin kennen zu lernen.

und ein nicht weit davon gelegenes Dörfchen, Settimo genannt, wo ich fünf Jahre verbrachte. Ehe ich jedoch dahin zog, lebte ich zu Turin in dem Hause einer jungen Wittwe, durch welche meine Frau und meine Flucht hinreichend gerächt wurde. Lucia von Roverbella, so hieß die Dame, stand in meinem Alter, befand sich also in der Phase, wo die italienische Schönheit den Gipfelpunkt ihrer Blüthe erreicht: feurig und leidenschaftlich, wie alle Frauen jenes Landes, flößte sie mir bald eine rasche und heftige Neigung ein. Erst spielte sie mit meiner Liebe, bald theilte sie dieselbe; sie war wohlhabend, frei und von einer angesehenen piemontesischen Familie und verlangte, was wohl Jede an ihrer Stelle verlangt hätte: daß ich ihr, zum Beweise der Aufrichtigkeit meiner Gefühle, meine Hand reiche. Nun hieß es gestehen, daß ich verheirathet bin. Ich mochte nun beifügen, daß ich dazu gezwungen worden, daß ich nur darum nach Turin gekommen, um meine Frau zu fliehen; sobald Lucia vernommen, daß diese jung und schön ist, erklärte sie mit Festigkeit: daß sie nimmermehr die Wünsche eines Mannes erhören werde, dem es über kurz oder lang einfallen könnte zu seiner Frau zurückzukehren. Nicht Tugend, nicht Scheu vor dem Laster ließ sie so sprechen, sondern Eifersucht und Eitelkeit: denn sie war älter

als meine Frau und fürchtete die Folgen hievon; sie wollte mich, auch wenn meine Leidenschaft erlösche, unauflösbar an sich fesseln, wenigstens so, daß an eine Heimkehr für mich nicht zu denken wäre. Ich gestehe zu meiner Beschämung, daß ich dieselben Wünsche hegte, daß ich meine Heirath verwünschte und daß durch Lucia's Widerstand meine Liebe zu immer glühenderen Flammen angefacht wurde."

"Es ist doch so leicht dieses Hinderniß beseitigen," sagte sie eines Tages zu mir; „geben Sie Ihrer Frau die Freiheit wieder, und ich bin die Ihre."

"Aber auf welche Art?" rief ich: „weder die piemontesischen noch die französischen Gesetze erlauben eine gänzliche Scheidung."

"Ich muß erstaunen," entgegnete sie, „daß die Liebe, welcher Sie mich stündlich versichern, Ihnen das einzige, geeignete Mittel noch nicht eingegeben hat. Ihr Vermögen ist von dem Ihrer Frau getrennt und so gestaltet, daß Sie es überall hin nach sich ziehen können, nicht wahr? Sie lieben mich, sagen Sie, Sie wollen mir Ihr ganzes Leben widmen, mit mir in dem Lande leben und sterben, wo ich geboren wurde: wohl! so sterben Sie jetzt für Frankreich, für Ihre Frau, für Ihre Familie. Das ist nichts Neues, diese List ist eine alte und Sie wären gewiß nicht der Erste,

der sich ihrer bedient. Es ist keine Unmöglichkeit, die ich von Ihnen verlange, aber diesen Beweis, daß Sie mir wirklich und ganz gehören wollen, fordere ich."

„Ich hätte für dieses Weib noch mehr gethan und war daher bald entschlossen. Wir überlegten, wie wir Turin am leichtesten täuschen könnten; ich war sehr wenig bekannt, und mein Tod sollte weder Gerede noch Nachforschungen erzeugen; ich wohnte übrigens in Lucia's Hause, und dadurch wurde das Vorhaben viel leichter, als wir selber dachten. Ich ordnete meine Angelegenheiten, klagte häufig über meine schlechte Gesundheit, und als ich bereit war, diese Welt zu verlassen, und nicht mehr so viel vorfindlich war, wofür sich meine etwaigen Erben hätten Trauerkleider kaufen können, ließ ich einen Arzt rufen. Diese Herren lassen sich in Piemont eben so leicht als in Frankreich täuschen; ich klagte über allgemeine Herabstimmung, über gränzenlose Schwäche, die offenbar Folge eines früher schlecht behandelten Uebels sei, welches jetzt mein Leben bedrohe. Diese Krankheit dauerte lange; ich wurde zu öfteren Malen mit meinen Aerzten unzufrieden und wechselte sie, jammerte ewig über die Last des Lebens und zeigte keine Hoffnung zu genesen. Endlich einer Wissenschaft überdrüssig, die mir keine Linderung gewähre, verabschiedete ich alle Heilkünstler, um wenig-

stens ungestört zu sterben, was auch gar bald geschah; ich verschied in einer Nacht unter den Hilfsleistungen der Signora Roberbella und eines ihr treuergebenen Dieners. Das Uebrige kümmerte mich nicht, denn die Geliebte sorgte dafür; ihr gelang es leicht, einen leeren Sarg beerdigen zu lassen, die gerichtliche Beglaubigung meines Todes zu erwirken und diese nach Frankreich abgehen zu machen. Ich reiste indeffen heimlich von Turin nach Settimo ab, wo Lucia ein Landgut besaß, änderte meinen Namen, gab mich für einen brabantischen Edelmann und entfernt Verwandten der Besitzerin aus, und erwartete die Geliebte. Es währte lange bis sie kam, und als sie erschien, hatte ich neue Zweifel und Weigerungen zu bekämpfen. Ich war todt, aber es stand nur bei mir, wieder in's Leben zurückzukehren; es lag nicht in ihrem Wunsche sich mit mir, als dem Träger eines falschen Namens, zu vermählen, sie wollte nur meine Frau neu verheirathet wissen. Sie liebte mich indeffen; einer Leidenschaft, wie die meine war, mußten Zugeständnisse gemacht werden, und endlich vertraute Lucia, trotz ihrer stillen Besorgnisse, doch ein wenig der Macht ihrer Schönheit. Sie gab nach, und länger als ein Jahr bot sie Alles auf, was ein Weib an Liebe und Aufmerksamkeit aufwenden kann, um die Flamme ihres Anbeters zu verstärken. Endlich

erfuhr sie auch, daß Frau von Aigremont sich wieder vermählt habe, und nun, meines Besitzes und meiner Treue sicher, fing sie an, die Zurückgezogenheit, in der wir lebten, unbehaglich, ja langweilig zu finden: ich hinwieder, ohne in meiner Liebe erkaltet zu sein, verspürte ein peinliches Gefühl, wenn ich meine Frau in eines Andern Besitze dachte. Hätte ich es über mich vermocht, die Bande zu zerreißen, die mich an Lucia fesselten, ich wäre nach Paris geeilt, und hätte meine Frau von Ihnen, mein Herr, zurückgefordert; doch liebte ich die Italienerin noch zu sehr, um sie zu verlassen und an Frau von Aigremont mahnte mich damals nur ein Gefühl der verletzten Eigenliebe. Bald wurde es noch ärger, denn als ich sah, daß die Leidenschaft Lucias, nachließ, wuchs die meine nur um so mehr; ich wurde eifersüchtig, argwöhnisch und belauschte jeden Schritt dieses Weibes, welches damals vielleicht schon das äußerste Mittel bereute, wodurch es mich an sich gefesselt hatte.“

„Sie wissen, daß die Eifersucht in Italien oft blutige Scenen spielt und daß Dolk oder Gift oft ihre Katastrophen herbeiführt. Ich war in diesem Punkte ganz Italiener geworden, und so kam es, daß ich in einem Anfall argwöhnischer Wuth Lucien mit einem tragischen Entschlusse bedrohte. Ihr mußte diese

Drohung um so wahrscheinlicher dünken, als sie selbst, betrogen oder verschmäht, auf dieselbe Art gehandelt haben würde. Sie erbehte im Innersten, und von diesem Augenblick an gestaltete sich unser Leben auf der einen Seite zum ewigen Verdacht, auf der andern zur ewigen Verstellung; es handelte sich nicht mehr um Liebe, sondern um Ausspähung und Angst; der Eine bot Alles auf, um nicht betrogen zu werden, die Andere um unbemerkt hintergehen zu können: und es ist nicht zu läugnen, daß in diesen zweierlei Bestrebungen die Frauen, zumal die italienischen, weit geschickter sind als wir. Ich hatte Nebenbuhler, deren Existenz ich nicht einmal ahnte, und obwohl wir in Settimo ganz abgeschieden zu leben schienen, so täuschte doch Lucia meine Wachsamkeit und Eifersucht auf die schmäblichste Weise. Als sie endlich meiner Gegenwart und ihres Betrügens müde war, reiste sie heimlich nach Turin, das sie bald verließ, um nach Rom zu gehen, wohin sie ein neuer Liebeshandel zog, und bemerkte mir in einem zurückgelassenen Briefe: daß ich gar keine Gefahr laufe nach Frankreich zurückzukehren, indem ich ja meine Unschuld an dem über mich ausgestellten Todesacte leicht darthun könne; sie erlaubte mir sogar sie selbst gerichtlich anzuklagen, wenn mich etwa die Lust anläme, meine Rechte auf Frau von Royan geltend

zu machen. Da schämte ich mich meiner Liebe, und weit entfernt, Lucia in Rom zu verfolgen, dankte ich vielmehr dem Gesichte, das mich von einem solchen Weibe befreit; ohne mich in Turin aufzuhalten, begab ich mich nach Frankreich und Paris, selbst auf die Gefahr hin, hier für einen Revenant oder Vampyr gehalten zu werden.“

„Und sind Sie schon lange in Paris?“ fragte mit Aengstlichkeit Herr von Royan.

„Seit einem Monat.“

„Haben Sie Ihre Verwandten und Freunde, die Sie für todt hielten, wiedergesehen?“

„Sie begreifen doch,“ meinte Aigremont, „daß ich meinen Wiedereintritt in's Leben nicht so übereilen konnte. Das ist eine wichtige Sache, die der Vorberreitungen bedarf. Signora Roverbella wies mich an meine Frau, und diese wollte ich vorerst sehen. Ich erkundigte mich um Herrn von Royan, um Sie, mein Herr —“

„Ach, um mich!“ versetzte Royan mit schüchternem Tone, während Aigremont immer sehr laut sprach.

„Ja, um Sie, ich erfuhr, daß Sie ein achtungswerther Edelmann sanftmüthigen Charakters, Feind allen Scandals sind und daß Sie, wie man beifügte, Ihre Frau vollkommen glücklich zu machen scheinen.“

Sie bringen die schöne Jahreszeit auf dem Lande, den Winter in Versailles zu; zuweilen kommen Sie nach Paris, und meine Frau — verzeihen Sie, bis jetzt noch die Ihrige — fährt oft von Versailles nach der Stadt ins Schauspiel, besonders in die Oper, die sie sehr liebt; hier war es, wo ich sie mehrmals zu sehen Gelegenheit fand; Sie jedoch begleiteten sie nicht, mein Herr“

„Nein, nein, ich gehe sehr selten in die Oper.“

„Was freu' ich mich,“ fuhr Algremont mit Selbstzufriedenheit fort, „nicht gestorben zu sein! Wie reizend ist meine Frau! Welch ein Schatz von Anmuth und Schönheit! Während der langen Opernvorstellungen hab' ich mich so recht an ihrem Anblick berauscht. Ich fühlte mich stolz und glücklich, nur ein Wort sprechen zu dürfen, um in den Wiederbesitz dieses mir gehörenden Gutes zu gelangen, das mir Niemand vorenthalten darf. Denn ich bin nicht todt, das ist leicht bewiesen, und was jenen Lobtenact anlangt, den Sie unter Ihren Papieren haben, so bin ich dabei nicht theilhaftig, denn er ist das Werk eines liebetoollen Weibes; von mir kann dabei gar nicht die Rede sein; unterstützt von dem Zeugniß der Signora Roverbella, das diese mir versprochen, kann ich sogar darthun, daß ich nie von diesem Document gewußt habe.“

„Aber,“ meinte Royan, „Sie erzählten mir doch erst das Gegentheil.“

„Ihnen, ja wohl, hier, allein, ohne Zeugen, ganz recht; aber vor Gericht würde ich es läugnen, und wie wollten Sie das Gegentheil beweisen.“

„Natürlich,“ erwiderte nachdenklich Herr von Royan.

„Durch die ganze Verhandlung wird sich die Schuldblosigkeit und Unwissenheit meiner Frau von selbst herausstellen; wer könnte auch daran zweifeln? Aber Sie wissen, nur durch den Tod wird die Ehe gelöst; ich aber lebe: darum ist meine Gemahlin nicht Frau von Royan, wohl aber Frau von Aigremont.“

„Gewiß, und Sie werden genug Sachwalter finden, die diese Behauptung aufrecht halten werden.“

„Alle,“ versetzte Aigremont. „Ich glaube nicht, daß es einen Advocaten geben könne, der sich meiner Angelegenheit entzöge, wenn es ja dazu kommen sollte; aber ich glaube, Sie, mein Herr, werden vernünftig genug sein, um einer solchen Geschichte auszuweichen. Und dann sehen Sie, es gibt noch andere Wege. Frau von Royan hat wohl eine Loge in der Oper, aber sie hat auch einen Beichtvater, das weiß ich; nun, in den Augen dieses frommen Mannes bin ich, und nur ich allein ihr wahrer und rechtmäßiger Gemahl;

meine Frau wird, ohne die Sünde des Ehebruchs zu begehen, nicht länger mit Ihnen unter einem Dache leben können; sonach werde ich also vorerst das Gesetz und gleichermäße das Gewissen und die Religion für mich haben."

— Der Minister war aufmerksam geworden und hörte bis jetzt zu, ohne zu unterbrechen; nach dem letzten Zuge fiel er dem Grafen ins Wort:

„Teufel auch," meinte er, „dieser Herr von Aigremont ist sehr klug und denkt an Alles."

„So ist es, Excellenz," antwortete der Graf, „und ich hielt es für unumgänglich nothwendig, daß Sie diesen Mann ganz kennen lernen, um dadurch auf die Katastrophe vorbereitet zu sein. Hören Sie nun, was ihm Royan entgegnete:"

„Ich verstehe Sie ganz, mein Herr," sprach dieser, „meine Frau ist jedenfalls für mich verloren, durch einen Prozeß würde ein Scandal heraufbeschworen, der unsere Kinder mit Schmach brandmarken und sie ihrer Mutter berauben würde, und für den Fall, daß Sie durch den Betrug, den Sie hiebei selbst gespielt, Ihre bürgerlichen Rechte einbüßten, so bleibt Ihnen noch immer das Recht der Religion, welches Ihnen Ihre Frau zurückbringen muß."

„Ganz recht," bejahte Aigremont.

— In diesem Augenblick trat ein Bediente ein und meldete, daß der Herr Bruder und die Frau Schwägerin nach Hause gekommen und im Begriff sind, sich zum Souper zu setzen.

„Man soll mich in Ruhe lassen,“ bedeutete Royan dem Diener, den er hinauschoß, „ich soupire heute nicht.“

Er schloß hierauf die Thüre von innen ab.

„Sie haben einen Bruder?“ fragte Nigremont.

„Der eine Wittwe geheirathet hat; fragt sich also, ob nicht ihr erster Mann zurückkehrt.“

— Als wieder Alles um sie herum ruhig war forschte Royan: „Meine Frau scheint also noch nicht zu wissen, daß Sie leben?“

„Nein, ich habe mich ihr noch nicht gezeigt, ich hielt es für klüger mit Ihnen den Anfang zu machen; Sie sind vernünftig und vorsichtig, mein Benehmen wird von dem Ihrigen abhängen. Ich sehe wohl ein, daß die ganze Geschichte Ihnen sehr unangenehm sein muß; Sie lieben vielleicht Frau von Nigremont...“

„Aber wenn Sie sie nun nicht gesehen hätten,“ fragte Royan, „oder sie gesehen, ohne Etwas für sie zu empfinden, was hätten Sie wohl dann gethan?“

„Ich weiß es nicht; wahrscheinlich hätte ich Ihnen Ihre Frau gelassen; aber jetzt,“ fügte er in leichtem Tone bei, „erweise ich Ihnen vielleicht sogar einen

Gefallen; wie viele Ehemänner wären erfreut auf solche Art ihre Frauen los zu werden!"

Royan's Geduld hatte jetzt den Gipfel erreicht; er hatte Alles erfahren, was er wissen wollte; vor ihm stand ein Mann, der mit einem einzigen Worte das Glück seines Bruders und seiner Schwägerin vernichten konnte und — was dem Edelmann noch mehr galt — der durch die einfache Thatsache seines Daseins die Neffen, die den Namen der Royan's führten, plötzlich zu Bastarden umwandelte. Er erhob sich ungestüm, legte die vorgenommene Miene der Schüchternheit ab und rief:

„Und Sie glauben nun so nach Ihrem Gelüsten leben und sterben zu können? In Paris sterben, um ein edles Weib zu betrügen und einen Ehrenmann zu beschimpfen, in Turin in den schwachvollen Umarmungen einer Buhlerin leben? Sie sind ein Glender!"

„Mein Herr!....“ schrie Aigremont, betreten durch diese plötzliche Umwandlung.

„Und was noch mehr,“ fuhr Royan fort, „Sie sind ein feiger Betrüger. Nicht mit jener Sicherheit und Sorglosigkeit, wie Sie sich anstellen möchten, sind Sie hieher gekommen; nein, Sie haben erst Erkundigungen eingezogen und wissen, wie Sie selbst gestanden, daß Herr von Royan ein schüchterner, wenig

waffenkundiger Mann ist und daß er vor dem einzigen Mittel, das wider einen Gegner, wie Sie, übrig bleibt, zurückscheuen würde — darum sind Sie ein feiger Betrüger. Aber Sie haben sich in Ihrer eigenen Falle gefangen; ich bin nicht Herr von Royan, wenigstens nicht jener Royan, den Sie zu foltern und zu erschrecken hoffen durften, wenn Sie ihn verächtlich den Mann Ihrer Frau nannten; ich bin sein Bruder, Offizier in der Armee des Königs. Herr von Royan, mein Bruder, soll Sie nicht lebend erblicken, meine Schwägerin die Gefahr nicht ahnen, die ihr drohte, Sie kommen nur todt aus diesem Gemache.“

Es gibt ein englisches Sprichwort, welches heißt: einen Roland finden, wo man nur einen Olivier gesucht; dieses konnte man jetzt auf Herrn von Nigremont anwenden, dem die Ueberraschung die Worte raubte und der einen Schritt zurückwich, als er den flammenden Bohn in Royan's Augen leuchten sah.

„Sie werden mich doch nicht ermorden wollen?“ fragte er, während sich seine Blicke nach der Thüre richteten; diese aber war verschlossen.

„Warum nicht, wenn es sein müßte,“ erwiderte Royan kalt; „aber Sie haben Ihren Degen, vertheidigen Sie sich. Tödten Sie mich, so hat mein Bruder seinen Handel in erster Instanz verloren; aber ich werde Sie tödten!“

„Und wenn Sie von meiner Hand fallen, hier auf Ihrem Zimmer, — wird man mich nicht des Mordes beschuldigen?“

„Ich läugne nicht, daß ich auch darauf rechne.“ Und mit diesen Worten ergriff Royan seinen Degen, dem er sich inzwischen genähert.

„Sie bedienen sich ihrer Waffe nicht als Edelmann,“ warf Aigremont ein; ich bin bereit ein regelmäßiges Duell anzunehmen und kam auch in der Absicht, es Herrn von Royan anzubieten.“

„Ein Duell mit Zeugen, nicht wahr? ein Duell, zu welchem Sie wohl auch noch Ihren Advocaten beiziehen könnten? Nicht so?“ — Und Royan fiel auf seinen Gegner aus, der ebenfalls den Degen gezogen hatte.

Herr von Aigremont war nicht ohne Tapferkeit, denn er vertheidigte sich brav. Vielleicht gab ihm Verzweiflung den Muth, weil hier keine Aussicht auf Gnade war; aber Royan, jung, gewandt, kampfgewöhnt, und während der langen Erzählung darauf vorbereitet, mußte ihm überlegen sein.

— Der Graf hielt einen Augenblick inne, ergriff die Hand des Ministers, der wie bemerkt, sein naher Verwandter war, und fügte dann hinzu: „Und indem ich zu Euer Excellenz kam, nahm ich mir vor, Alles wie

es herging und die ganze Wahrheit zu berichten; ich bitte also um Ihre Nachsicht für das Folgende."

"Neben Sie weiter, weiter!" bedeutete Maurepas, dessen Züge ganz ernst geworden waren.

"Es dauerte nicht lange, fuhr der Graf fort, „so wurde Nigremont verwundet; der Zweikampf wurde fortgesetzt; bald erhielt er eine zweite Wunde, sein Blut benetzte ringsum das Gemach; bald eine dritte; da wankte er, fiel auf die Kniee, warf den Degen von sich und flehte um sein Leben."

"Und das Duell wurde geendigt?" fragte der Minister.

"Nein, Excellenz, Royan stieß seinen Gegner nieder."

"Das ist ja ein Mord, mein Herr Graf!" rief Maurepas und machte Miene sich mit Abscheu zu erheben.

"Nein, gnädiger Herr, es war ein Duell auf Tod und Leben, ohne Zeugen und ohne Gnade. Was konnte Herr von Royan anderes thun? Er setzte sein Leben auf's Spiel, um sich ehrenhaft für das Glück und den Ruf seines Bruders und seiner Nissen zu schlagen: durfte er da einem Mitleiden nachgeben, wodurch Alles wieder in Frage gestellt worden wäre? durfte er dem Worte dieses Menschen vertrauen? Und was konnte ihm endlich Herr von Nigremont versprechen?

sich zu verbergen und zu fliehen. Aber er hatte eine Familie, Freunde und Beziehungen, es war fast unmöglich, daß er für immer den Augen der Seinigen entgehe, und wenn nur Einer in der Welt ihn lebend wußte, wie stand es dann um Royan's Bruder und Schwägerin! Er verschloß also sein Ohr dem Mitleid, sein Degen fand Aigremont's Herz, und dieser stürzte todt nieder, daß der Fußboden dröhnte. Es war, wie ich schon erwähnt, die Stunde des Soupers als diese blutige Scene vorkam; die Familie saß an der Tafel gerade unter dem Gemache, wo Aigremont endete, und man hörte den Fall. Die Speisenden fuhren auf und Frau von Royan fragte erschrocken:

„Was geschieht auf dem Zimmer des Bruders? Er ist daheim, wie ich glaube, warum kommt er nicht zu Tisch? Vielleicht ist er unwohl geworden, sieh' mal nach Johann.“

Der Diener eilte zu gehorchen, und pochte oben an die Thüre.

„Ich komme gleich,“ erhielt er zur Antwort. Wirklich auch verließ Royan das Zimmer, schloß es vorsichtig ab, steckte den Schlüssel zu sich und begab sich in den Speisesaal. Seine Ankunft erfreute Alle, man stellte hundert Fragen an ihn, warum er, sonst der heiterste Gesellschafter, so lange geögert herab zu

kommen? wer ihm oben Gesellschaft geleistet? was das für ein Lärm gewesen, den man vernommen? Er antwortete mit gesenktem Auge, er habe einen Gläubiger zu Besuch gehabt und den Lärm habe ein umgeworfenes Meubel verursacht; — er saß an der Seite seiner Schwägerin.

„Beruhigen Sie sich,“ flüsterte sie ihm zu, „ich will Ihnen diesen Gläubiger vom Halse schaffen.“

„Es ist bereits geschehen, gnädige Frau.“

„Ah, er ist bezahlt, um so besser.“

Wiewohl Royan es ablehnte zu soupiren, so füllte seine Schwägerin doch sein Glas.

„Dem Wiederkehrenden!“ rief sie, ihm zutrinkend und mit einer Anspielung auf seine morgige Abreise.

Er trank, ohne zu antworten.

Er wird Kummer haben, meinte die Schwägerin still für sich, und das ist natürlich.

Sie sagte nichts weiter; man erhob sich endlich vom Tische und Royan bemächtigte sich nun seines Bruders, den er in eine entferntere Promenade des Hausgartens zog.

„Bruder,“ sprach er hier, „während ihr soupirtet, Du und die Deinen, tödtete ich einen Mann auf meinem Zimmer, dies war das Geräusch, das ihr gehört habt. Sprich jetzt kein Wort und höre mich

an: es geschah für Deine Rechnung; denn der Mann war Niemand anders als der erste Gemahl. Deiner Frau, Herr von Aigremont, der keineswegs todt sondern zurückgekehrt ist, Dir Dein Weib abzufordern, das vor ein paar Minuten den Wiederkehrenden zu-
trank — bei Gott, in einem fürchterlich passenden Augenblick. Ich habe Deine Ehre, vielleicht Dein Leben gerettet — still jetzt, komme mit mir und laß uns über die Mittel nachdenken, wie wir uns aus dieser Geschichte ziehen.“

Sie verfügten sich nun beide auf das Gemach, wo das Duell stattgefunden, und der ältere Bruder konnte sich aus den Papieren, welche Aigremont bei sich führte, vollkommen überzeugen, daß er der größten Gefahr, seine Frau zu verlieren, oder wenigstens einem Prozeß entgangen war, der seine Ruhe wie seine Ehre preisgegeben hätte. Er sank in die Arme seines Bruders und schwur, Alles anzubieten, um ihn aus der bösen Lage zu retten, in welche ihn dieses Duell versetzt, das freilich tausendmal schwerer, als jedes andere gewöhnliche, zu entschuldigen war. Was war aber jetzt zu thun? Das Zimmer schwamm in Blut, die Leiche lag da. Es gab keinen andern Rath, als einen treuen Diener des Hauses in's Geheimniß ziehen; sie Drei wollten die Blutspuren verschwinden machen, den

Todten im Garten eingräben und des nächsten Morgens das weiter Nöthige besorgen. Nachdem dieser Entschluß gefaßt war, begaben sie sich wieder in den Speisesaal zu Frau von Royan, welche nichts von Allem erfahren sollte. Hatte nun wohl der jüngere Bruder genug Kraft seine innere Bewegung zu beherrschen, so war dies bei dem älteren weniger der Fall; er konnte seine Kinder nicht wiedersehen, ohne sie wiederholt auf das zärtlichste zu umarmen, er konnte nicht in der Nähe seiner Frau verweilen, ohne daß diese seinen erregten und erschütterten Zustand erkannt hätte. Sie gewahrte gar bald, daß Etwas vor ihr verheimlicht wird, und ging auf ihr Schlafzimmer mit dem Vorhaben, hinter die Sache zu kommen. Die Dienerschaft hingegen hatte einen Fremden ankommen und nicht wieder fortgehen sehen; sollte der wohl die Nacht im Hause zubringen? Sie waren den Herrenleuten treu ergeben, aber neugierig, und legten sich auf's Auspähen, so daß die beiden Royan's, als sie ihr Geheimniß mit Hilfe der Nacht verschwinden machen wollten, ringsum belauscht waren. Mit Beistand des Kammerdieners gruben sie ein tiefes Loch im fernsten Winkel des Gartens und brachten, so geräuschlos als möglich, den Todten dahin. Schon war fast Alles beendigt, als der jüngere Bruder eine weiße Gestalt durch die Gebüsche auf sie zukommen sah.

„Sieh dort deine Frau;“ flüsterte er leise dem älteren zu, „angenommen, sie hätte noch ein zartes Gefühl für ihren ersten Mann bewahrt, was ich nicht glaube, so bist du ganz unschuldig an dieser Geschichte, weder Mitwiffer noch Theilnehmer des Duells: ich habe Alles gethan. Verstellung schadet dem Vertrauen und ist oft sogar unmöglich; erst rieth ich, Deine Frau mit einem Märchen zu täuschen, jetzt, wo der Verdacht erregt ist und wir überrascht werden, halt' ich es für besser, ihr Alles zu sagen — bist Du's zufrieden?“

Der ältere Royan nickte, inzwischen war seine Frau an dem eben verschütteten Erdhügel angekommen, da ergriff der jüngere ihre Hand und sprach, da er sie blaß und zittern sah:

„Kommen Sie, Schwester, lassen Sie uns zu Ihnen hinauf gehen, Sie sollen vernehmen, was ich 'gethan habe, und welche Bewegung Sie auch darüber erfassen mag, Sie werden einsehen, daß ich wirklich der Degen, die Stütze und der Vertheidiger der Familie bin, wie Sie mich genannt haben.“

Als Frau von Royan das Geschehene erfahren, konnte sie ihren Gatten nur auf das liebevollste umarmen und dem Himmel danken, daß sie und ihr Mann nichts von Allem gewußt. Jetzt hieß es aber nachsinnen, was zu thun sei, daß diese Sache keine bedroh-

liche Verbreitung gewinne, — und die trostlose Familie wendet sich bittend an Sie, gnädigster Herr. An Verheimlichung zu denken, hieße sich selbst täuschen. Die Dienerschaft weiß, daß ein Duell und ein Todesfall Statt gefunden. Mischt sich einmal die Justiz hinein, müssen die Royan's Verhöre bestehen und die Sachlage angeben, so ist die Familie so gut als verloren, die Legitimität der Kinder wird zweifelhaft, boshaften Auslegungen bloßgestellt, und Frau von Royan, die Gattin zweier Männer, wird die Zielscheibe aller bösen Zungen der Stadt und des Hofes. Darum, Excellenz, habe ich mich bewegen lassen, Ihnen die Sache dieser braven Leute bittend vorzutragen, welche durch ein unerhörtes Ereigniß der Schonungslosigkeit der Geseze verfallen könnten. Ich komme zu Ihren Füßen um Gnade und Verschwiegenheit zu flehen —“

„Nein, nein Graf,“ entgegnete der Minister, „ich darf mich um diesen Fall nicht annehmen. Ich habe Ihnen mit der größten Aufmerksamkeit zugehört, und wiewohl Sie Alles im günstigsten Lichte darstellten, so handelt es sich hier um kein Duell, sondern höchst wahrscheinlich um einen Mord.“

„Um einen Mord, gnädigster Herr?“

„Allerdings, denn Sie können nicht läugnen, wie unendlich viel den Royan's an dem Verschwinden dieses

Aigremont gelegen sein mußte? wer verbürgt uns, daß dieser Kampf ein ehrlicher war? wer auch nur, daß es ein Kampf war?"

„Der Name des Siegers, seine bewährte Tapferkeit und Großmuth, wie sein makelloser Charakter, der in der Armee anerkannt ist.“

„Immer eine zweifelhafte Bürgschaft,“ meinte Maurepas, „übrigens ist mir der Mann unbekannt, Sie selbst schilderten ihn als leichtsinnig und verschwenderisch.“

„Sie wissen wohl, Excellenz, daß sich diese Mängel mit Ehrenhaftigkeit und Tapferkeit trefflich vertragen.“

Der zerstreunungsblasse Minister war übellunnig. Als er seinen Vetter eintreten sah, erwartete er einen amüsanten Besuch, jetzt sah er sich von einer traurigen Geschichte umflossen, die ihm den Morgen verdarb. Alt und sehr eingenommen für egoistische Ruhe und Unge störtheit, welcher er oft genug das Wohl des Staates opferte, zeigte er sich durchaus nicht geneigt, aus diesem süßen Frieden zu Gunsten einer unbekannten Familie herauszutreten. Er warf einen Blick auf die Kaminuhr, um zu sehen, ob die Stunde schon nahe, um welche der König zu ihm hinaufzusteigen pflegte, erhob sich dann, schritt ein Paar mal über das Zimmer hin und sprach:

„Wie gesagt, lieber Graf, ich kann hiebei nichts thun, den Gang der Gerechtigkeit aufzuhalten. Folgen Sie dem Rathe, den ich Ihnen gleich Anfangs gegeben: die Royan's sollen sehen, daß sie fortkommen. Und sagten Sie denn nicht, daß dieser Herr von Aigremont seit sieben Jahren gesetzmäßig todt war?“

„So ist es, Excellenz.“

„Nun also! wenn die Royan's fliehen und die Papiere des Todten mitnehmen, so wird die Justiz ohne Anhaltungspunkt und in großer Verlegenheit sein. Das gibt dann höchstens einen interessanten ewigen Prozeß. Doch sprechen wir jetzt von anderen Dingen. Liebt die schöne Frau Gräfin noch immer die Oper so sehr wie im vorigen Jahre?“

„Verzeihung, gnädigster Herr, aber ich versprach Sie nicht eber zu verlassen, als bis Sie mir gewährt haben würden, worum ich so inständig bitte.“

„Sprechen wir nicht weiter davon, lieber Graf, es ist eine Unmöglichkeit.“

„Einen Gnadenbrief mit unausgefülltem Namen, Excellenz, dessen sich die Royan's nur dann bedienen würden, wenn die Gerichte einschreiten sollten, was Euer Excellenz zu verhindern wohl so gnädig sein werden!“

„Keineswegs, ich habe ganz andere Geschäfte auf mir lasten. Da ist England, da Franklin, da Washing-

ton, und der Himmel weiß wie viele Quadratmeilen Flüsse, Seen und Urwälder, welche man jetzt die Vereinigten Staaten nennt. Ich kann mich in Ihre Sache nicht mengen, und jetzt lieber Vetter," fügte er mit sichtbarer Erleichterung bei, „die Stunde ist herangerückt, ich erwarte Seine Majestät."

Der Graf bat und beschwor, vergebens, der Minister blieb unbeugsam, beharrte darauf, daß an Aigremont ein Mord begangen worden und schlug es entschieden ab, seinen Credit für den Mörder aufzubieten.

„Nun wohl! denn!" rief endlich Graf von L., durch die Harttherzigkeit seines Verwandten auf's Aeußerste gebracht, — „wie aber dann, wenn der Duellant nicht Royan und der Todte nicht Aigremont hieße?"

„Was wollen Sie damit sagen?"

„Daß dieses unselige Ereigniß gestern in meinem Hause stattfand, daß es meine Frau ist, die ihrem Manne geraubt werden sollte, daß die Kinder, die man zu Bastarden stempeln wollte, die meinen sind. Der Mann, der längst für todt galt und nun erschien, um mich zu entehren, war der Marquis von B., der erste Gemahl meiner Frau, mit welcher Guer Excellenz selbst mich vermählte; der Mörder aber, der mir die Ehre und vielleicht auch das Leben gerettet, ist mein Bruder, Guer Excellenz Vetter —"

„Und mein Pathe,“ ergänzte der Minister.

„Den Sie vor fünfundzwanzig Jahren auf Ihren Knieen geschaufelt, der unter Ihren Augen auf Ihren Gütern erzogen wurde, während der Haß der Frau von Pompadour Sie ferne hielt, — und diesen armen Chevalier halten Sie eines Mordes fähig, da er doch unter Ihren Lehren ein Muster der Ehrenhaftigkeit und Ritterlichkeit geworden!“

„Also der arme Chevalier ist es,“ sagte ganz naiv der Minister, „das ist freilich ein Anderes! aber warum mir das erst jetzt geschehen? Sie hätten damit anfangen sollen.“

„Es war dieses mein letztes Mittel,“ antwortete der Graf, der die Oberflächlichkeit seines Oheims wohl kannte und wußte, daß man bei ihm das größte Geschütz für's Ende versparen müsse.

Maurepas war kinderlos und daher eifersüchtig wachsam auf die Ehre seiner Verwandten; er hatte auf sie seine Hoffnung und Freude gebaut. Der Graf hatte also gewonnen.

„Gehen Sie jetzt,“ sprach entlassend der Minister, „ich erwarte den König. Trösten Sie die liebe Gräfin; sagen Sie dem armen Chevalier, daß ich mit ihm sehr zufrieden bin; ich nehme Alles auf mich.“

— Der Graf eilte zu gehorchen. Er war kaum fort,

als der König eintrat. Maurepas, der es sehr gut verstand, wie er sich zu benehmen habe, um von Ludwig XVI. eine Gunst zu erhalten, warf sich trotz seiner achtzig Jahre, und vielleicht eben wegen dieser, dem König zu Füßen. Ludwig, der ihn oft seinen Freund, seinen Vater genannt, eilte ihn emporzuheben.

„Nein, Sire, lassen Sie mich zu Ihren Füßen eine Gnade als Lohn meiner Dienste und meiner Ergebenheit ersehen!“

„Was verlangen Sie denn? erklären Sie sich doch!“ sprach der König.

„Nicht so, Sire, erlauben Sie mir zu schweigen, sonst würde Eure Majestät nicht gewähren.“

„Erheben Sie Sich, Maurepas. Was wollen Sie also?“

„Einen Gnadenbrief, Sire.“

Als Ludwig die Bitte vernahm und andererseits die Weigerung, sich zu erklären, erwog, ahnte er wohl, daß es sich um ein Duell handle; aber er fühlte sich nicht stark genug, das Gesuch seines alten Ministers abzuschlagen.

„Einen Gnadenbrief?“ wiederholte er, „ohne zu wissen warum und für wen.“

„Ja, Sire, ich flehe zu Ihnen um die Ausübung des schönsten Rechtes der Majestät und für eine Fami-

lie, die Ihrer Huld nicht unwürdig ist. Ludwig XV. gab auf solche Weise Verhaftsbefehle und Sie, Sire, vermehren Ihren Ruhm, indem Sie auf dem entgegengesetzten Wege wandeln und unwissend Gnade angedeihen lassen."

Der König gab nach; der Gnadenbrief wurde noch in demselben Augenblick vollzogen, — und da der Marquis B. sich wirklich weder seinen Freunden noch seiner Familie gezeigt hatte, und der Minister Alles aufbot, die Geschichte zu unterdrücken, so erfuhr auch Niemand, daß der treulose Gatte nicht in Wahrheit vor sieben Jahren gestorben war.

Obwohl Frankreich kurze Zeit nach diesem Vorfall England den Krieg erklärte, so reiste der Chevalier von L. doch nicht nach Amerika, sondern vermählte sich mit einer reichen Dame und hütete sich wohl eine Wittwe zu heirathen, um nicht eines Tages die Wiederkunft des ersten Gemahls erleben zu müssen.



Inhalt.

	Seite
Salon und Räuberhöhle	
Ein Badegast	59
Der Brief	73
Ein Herbst in der Fremde	91
Der Galeerensträfling	107
Eine deutsche Löwin	133
Aus den Memoiren einer alten Frau	145
Der Unwiderstehliche	169
Iduna	183
Über Land!	263
Ein Duell	275



In demselben Verlage ist ferner erschienen:

G e d i c h t e

von

C. Dräger-Manfred.

Neu durchgesehen und vollständig.

8. Geh. Rthlr. 1. 22½ Sgr. fl. 3 rhein. fl. 2. 36 fr. C. M.

Herz und Ehre.

Novellen und Schilderungen

von

C. Dräger-Manfred.

2 Theile. Rthlr. 2. 15 Sgr. fl. 4. 30 fr. rhein. fl. 3. 48 fr. C. M.

RUY BLAS,

Drama in fünf Abhandlungen von Victor Hugo.

Deutsch von C. Dräger-Manfred.

Geh. 18 gr. fl. 1. 12 fr. rhein. fl. 1. 8 fr. C. M.

(176 Bändchen der Gesamtausgabe.)

Der Rhein.

Von Victor Hugo.

Deutsch von C. Dräger-Manfred.

2 Theile. Geh. 26¼ Sgr. fl. 1. 30 fr. rhein. fl. 1. 18 fr. C. M.

(18. und 124 Bändchen der Gesamtausgabe.)

Das Loggbuch.

Scherz und Ernst zur See.

Von
Heinrich Smidt.

Drei Theile.

Nthlr. 2. 22½ Sgr. fl. 4. 45 fr. rhein. fl. 4 G. M.

Heinrich Flaggentrost.

Eine Seenovelle.

Von **Heinrich Smidt.**

8. Geh. 26¼ Sgr. fl. 1. 30 fr. rhein. fl. 1. 15 fr. G. M.

Ein Phantasteleben und seine Folgen.

Roman von

Maria Feodora Freifrau von Dalberg.

2 Theile.

Nthlr. 2. 15 Sgr. fl. 4. 30 fr. rhein. fl. 3. 45 fr. G. M.

Die Aristokraten.

Roman

von **L. Diefenbach.**

Nthlr. 1. 15 Sgr. fl. 2. 42 fr. rhein. fl. 1. 25 fr. G. M.

Die Alte von Livadostro.

Roman aus hellenischen Memoiren
des fahrenden Musikanten.

2 Theile.

Rthlr. 3. fl. 5. 15 fr. rhein. fl. 4. 24 fr. C. M.

Im See und zu Land,

oder

Abenteuer des Miles Wallingford.

Von

James Fenimore Cooper.

Roman in 3 Theilen.

Geheftet. Rthlr. 1. fl. 1. 48 fr. rhein. fl. 1. 30 fr. C. M.

(202. — 2108 Bändchen der Gesamtausgabe.)

Lucy Harbinger.

Fortsetzung des Romans:

**Im See und zu Land, oder Abenteuer des Miles
Wallingford.**

Von

James Fenimore Cooper.

Roman in 2 Theilen.

Geheftet. 25 Sgr. fl. 1. 30 fr. rhein. fl. 1. 15 fr. C. M.

(211. — 2168 Bändchen der Gesamtausgabe.)

Friedrich Rückert's
gesammelte Gedichte
in drei Bänden.

Compl. Rthlr. 4. fl. 7. rhein. fl. 6 G. M.

Liebesfrühling

von

Friedrich Rückert.

Mit einem Stahlstich.

Geh. Rthlr. 1. 10 Sgr. fl. 2. 20 fr. rhein. fl. 2 G. M.
Elegant gebunden Rthlr. 1. 20 Sgr. fl. 2. 54 fr. rhein.
fl. 2. 30 fr. G. M.

Kaiser Heinrich IV.

Drama in zwei Theilen.

Von **Friedrich Rückert.**

Rthlr. 2. fl. 3. 30 fr. rhein. fl. 3 G. M.

Spanisches Theater.

Von

Adolph Friedrich von Schack.

Zwei Theile.

Geh. Rthlr. 3. 5 Sgr. fl. 5. 30 fr. rhein. fl. 4. 45 fr. G. M.



